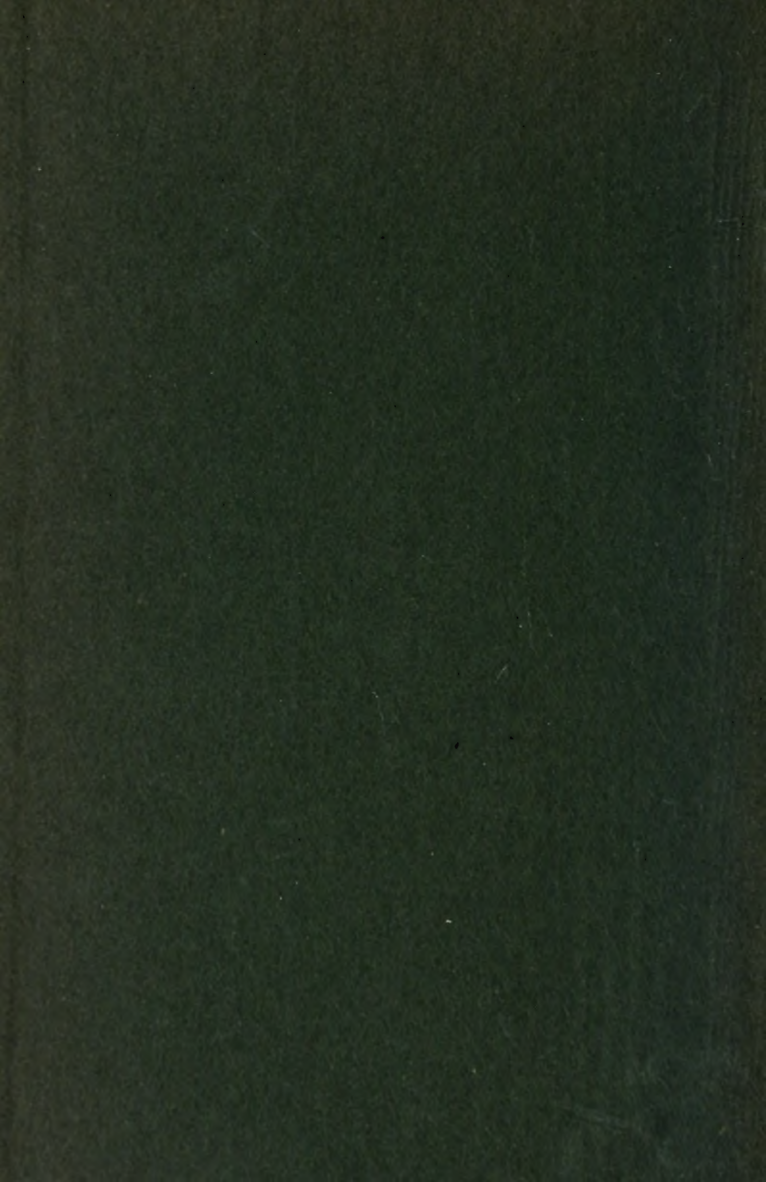
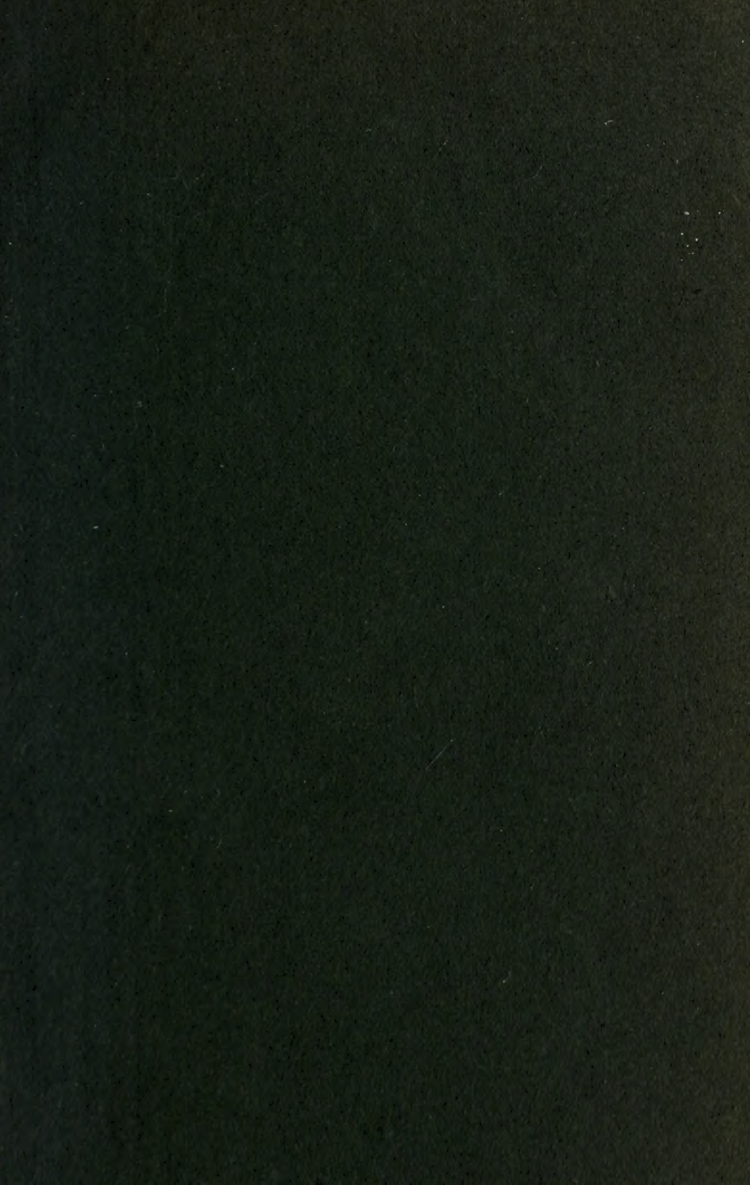
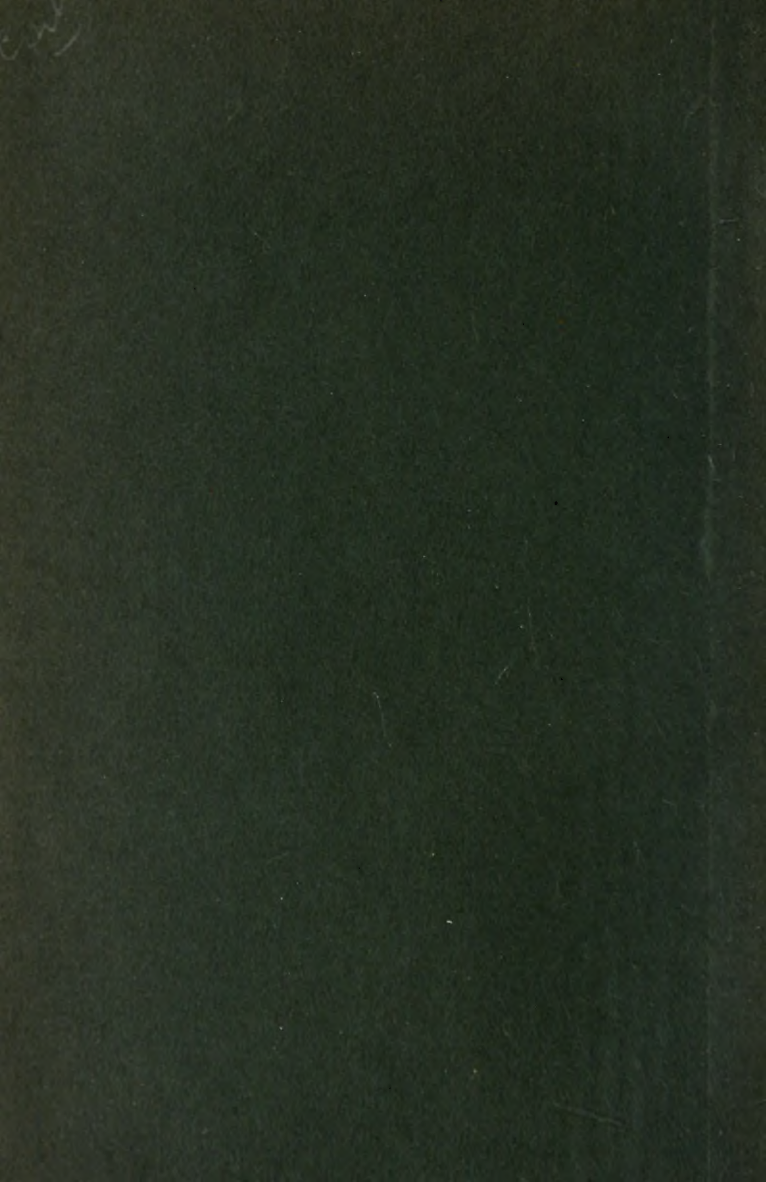
Schiller







Schillers sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg,
Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Leitzmann,
Franz Muncker

herausgegeben von

Otto Güntter und Georg Witkowski.

Vierzehnter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Schiller als Historiker.

Schiller als Historiker.

Schiller hat in einer Zeit gelebt, in der den Besten unseres Volkes das geistige Leben das eigentliche Leben war. Halb mitleidig, halb gleichgültig schauten die führenden Männer der klassischen und romantischen Epoche aus den lichten Höhen der Kunst und Philosophie hinab in die flachen Niederungen des Alltagslebens, wo die Masse der Menschen den ewigen Kampf um das tägliche Brot kämpfte, oder wo einzelne und Staaten um Macht und Herrschaft miteinander rangen. Es war die Zeit, wo man im Auslande anfing, uns das Volk der Dichter und Denker zu nennen, weil nur in Kunst und Wissenschaft die Deutschen etwas leisteten, das Respekt verdiente. Aber gerade in dieser hochgespannten geistigen Atmosphäre mußte der einzelne, wenn er etwas gelten wollte, alle seine Kräfte anstrengen; der Spezialist, der nur in einem Sattel gerecht war, galt hier nichts. Immer wieder erfüllt uns die unendliche Vielseitigkeit von Männern wie Goethe oder Herder mit Staunen; und ihnen reiht sich Schiller würdig an. Der Dichter, der das Herz seines Volkes so mächtig zu ergreifen wußte, war als Philosoph ein wirksamer Prophet der Kantischen Lehren; als Theoretiker der Kunst ging er den Gesetzen und Formen des künstlerischen Schaffens nach; und neben allen diesen großen Leistungen, von denen jede allein einen kleineren Geist vollauf hätte ausfüllen können, hat er noch als Historiker zwei große Geschichtswerke und eine Reihe kleinerer geschichtlicher Abhandlungen veröffentlicht.

Diese verschiedenen Interessen und Beschäftigungen stan-

den aber bei ihm nicht gleichwertig nebeneinander. Die historische Arbeit, die Erforschung der Vergangenheit, war ihm niemals Selbstzweck oder gar Lebensaufgabe. Trotz aller Neigung zu scharfer Sonderung der Begriffe und trotz aller Sehnsucht nach sicherer Erkenntnis war eben Schiller seiner Anlage und seiner Arbeitsweise nach in erster Linie nicht Gelehrter, sondern Künstler. Er sagt von sich selber: „Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage Neues und Fremdes pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen, und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen." Und mitten in dem Schaffen an einem seiner großen historischen Werke, an der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, schreibt er, ganz besitze ihn diese Arbeit doch nicht, und seine besten Stunden verwende er auf etwas Gescheiteres. Wenn in einer kurzen Periode seines Lebens die historische Tätigkeit an Umfang die poetische übertroffen hat, so ist der Grund dafür in den Notwendigkeiten und Schwierigkeiten seines äußeren Lebens zu suchen, die ihn zwangen, eine historische Professur in Jena anzunehmen. Ganz einseitig und darum falsch würde es aber sein, zu glauben, daß sich Schiller überhaupt nur aus äußeren Rücksichten mit der Geschichte beschäftigt habe; nie würde er soviel kostbare Stunden einer Sache gewidmet haben, die ihn innerlich vollkommen gleichgültig ließ.

Schon als Karlsschüler hatte Schiller dem historischen Unterricht Interesse entgegengebracht. Dem wißbegierigen, mit leicht erregbarer Phantasie begabten Jüngling tat sich in den Schilderungen gewesener Zeiten und Menschen eine neue bunte Welt voll individuellen Lebens, schwerer Kämpfe, heroischer Entschlüsse und opferwilliger Taten auf. Denn das Dramatische in der Geschichte war es, was den angehenden Dramatiker mit unwiderstehlicher Gewalt zuerst an-

lockte. Komplizierte Charaktere, schwer entwirrbare Intrigen, große welterschütternde Konflikte suchte er auf und ließ sie in seiner Phantasie neu erstehen. Das erste historische Buch, das nachweisbar einen größeren Einfluß auf ihn gewonnen hat, war — bezeichnend genug — das französische Werk von Duport du Tertre über große und interessante Verschwörungen. Hier tauchten zuerst die Gestalten eines Fiesko und Wallenstein vor seinem inneren Auge auf, hier holte er sich die erste Kenntnis von König Philipp II. von Spanien und dem Abfall der Niederlande. Und, sobald er das Gelesene zu überdenken und selbständig innerlich zu verarbeiten begann, stellte er sich ein Problem, das dem Dichter immer ebenso wichtig sein wird wie dem Historiker: die Vorgänge abzuleiten und zu begreifen aus den Charakteren der handelnden Personen. Schon in seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre" tadelt er solche Geschichtschreiber, die dieser Forderung nicht gerecht werden, die uns nur Taten sehen lassen, aber nicht die Entstehung der Taten. Er verlangt dort, der Leser müsse zu dem Verständnis geführt werden, daß dieser Mensch unter diesen Umständen geradeso handeln mußte und nicht anders handeln konnte.

Und bald fühlte er sich versucht, diese Aufgabe einmal selbst zu lösen. Seine Studien zum Karlos führten ihn zu näherer Beschäftigung mit dem Niederländischen Aufstande. Der Stoff erregte seine Phantasie in immer steigendem Maße; er begann, erst mehr spielend, dann ernstlicher, das Bild des Ereignisses, wie seine Studien es ihm ergaben, schriftlich festzuhalten. Dabei empfand er bald das Bedürfnis, an den Werken bekannter Historiker den „historischen Stil" zu studieren, um für die eigene Darstellung daraus zu lernen. Er stieß dabei auf die Werke Voltaires, an denen ihn die Kunst der Schilderung ebenso entzückte, wie die geistreiche und großzügige Auffassung; das „Interesse einer Robinsonade" fand er hier vereinigt mit philosophischem Geiste und kräf-

tiger Schreibart. So, meinte er, müsse auch einmal die Geschichte seines größten Zeitgenossen, König Friedrichs von Preußen, geschrieben werden. Enthusiastisch und eindrucksfähig wie er war, verliebte er sich geradezu in das neue Studium; nach der Lektüre eines Werkes über den Dreißigjährigen Krieg ruft er begeistert aus: „Täglich wird mir die Geschichte teurer! — — Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein!“ Und er richtet an seinen Freund Körner die zaghafte Frage: „Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?“

Was aber bisher nur eine Liebhaberei, eine Beschäftigung für Mußestunden, ein Mittel zur Erweiterung seines geistigen Horizontes gewesen war, das gewann bald durch einen äußeren Anlaß für ihn ganz andere Bedeutung. Längst sah er sich nach einer Lebensstellung um, die ihm eine gesicherte bürgerliche Existenz, Befreiung von materiellen Sorgen und Muße für die Betätigung seiner dichterischen Kraft gewähren sollte. Im Herbste 1787 brachten ihm nun wohlmeinende Freunde den Gedanken nahe, er möge dieses Ziel mit Hilfe seiner historischen Arbeit zu erreichen suchen. Die Aussicht auf eine historische Professur in Jena wurde ihm eröffnet. Trotz aller Warnungen seines treuen Freundes Körner ging Schiller auf diesen Gedanken ein. Möglichst rasch brachte er seine Darstellung des niederländischen Aufstandes zu einem vorläufigen Abschlusse; er führte sie bis zu dem entscheidenden Zeitpunkte, wo als Sendling Philipps II. der furchtbare Alba in Brüssel erscheint, um seine Blutgerichte zu beginnen. Diese Arbeit veröffentlichte er 1788 im deutschen Merkur; seine anfängliche Absicht, den ganzen Stoff in einem großen, sechsbändigen Werk zu bearbeiten, hat er niemals ausgeführt. Zwei kleinere Aufsätze aus späterer Zeit („Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne“ und „Belagerung von Antwerpen

durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585" behandeln nur Episoden aus dem gleichen Stoffkreise und zeigen, daß Schillers Interesse daran auch später nicht ganz erloschen ist.

Jedoch schon der veröffentlichte Teil des Werkes brachte ihm viele beifällige Urteile und die gewünschte Professur ein. Gehalt bekam er freilich als Professor anfangs gar nicht, und auch später nur sehr wenig; er war allein auf die Kollegiengelder angewiesen, die ihm seine Vorlesungen über Universalgeschichte bringen sollten und auch brachten. Vier Semester, vom Sommer 1789 bis zum Frühling 1791, war er als akademischer Lehrer tätig, und mußte nun, bei dem verhältnismäßig geringen Umfange seines früher erworbenen historischen Wissens, den größten Teil seiner Zeit der Lektüre geschichtlicher Werke zur Vorbereitung seiner Vorlesungen widmen. Aber jetzt empfand er alsbald den Unterschied zwischen freier Beschäftigung mit einem aus Neigung gewählten Gegenstande und der pflichtmäßigen Berufsarbeit. Was ihn an den Werken, die er las, interessierte, konnte er oft nicht weiter verfolgen und durchdenken, weil er Stoff brauchte für den nächsten Tag und eilen mußte, ihn herbeizuschaffen. Für dichterisches Schaffen blieb ihm fast gar keine Zeit mehr übrig. Der Besuch seiner Vorlesungen blieb zwar immer ansehnlich; aber so viele Hunderte, wie die Neugier, den berühmten Dichter der Räuber auf dem Katheder zu sehen, ihm anfangs zugeführt hatte, kamen später doch nicht mehr. Alles das trug dazu bei, ihn diese Lehrtätigkeit mehr und mehr als lästige Fessel, als ein Hemmnis für seine künstlerische Weiterentwickelung empfinden zu lassen. Er sprach von der „heroischen Resignation", die er mit der Übernahme solcher Pflichten übe, und sehnte sich nach Erlösung. Dennoch wollte er die bisherige Arbeit nicht gerne umsonst getan haben; seine Hoffnung war, daß er sich durch weitere historische Schriften bekannter machen, dann eine

besser besoldete akademische Stellung erringen werde und seine Lehrtätigkeit zugunsten der Poesie mehr einschränken könne. Er fühlte die Kraft in sich, auch auf historischem Gebiete Großes zu leisten, mindestens soviel wie seine akademischen Berufsgenossen; ja er sah es als gewiß an, daß er der erste Historiker Deutschlands werden könne. Aber die Vorbedingung war Anspannung aller Kraft, um neben den Vorlesungen noch bedeutende literarische Werke zu schaffen.

In dieser Stimmung ging er auf ein buchhändlerisches Angebot ein und übernahm es, für den „Historischen Kalender für Damen" eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zu schreiben. Den ersten Teil dieses Werkes arbeitet er in etwa vier Monaten neben seinen Kollegien aus; den Schluß konnte er erst später nachliefern, da seit dem Frühling 1791 seine Arbeitskraft durch Krankheit gelähmt war. Die letzten Jahre des Krieges hat er überhaupt nur in einem kurzen Überblick behandelt, der zu der Ausführlichkeit der früheren Erzählung in starkem Gegensatze steht. Inzwischen hatte ihm die großmütige Hilfe des Herzogs von Augustenburg die dringendsten Lebenssorgen vom Nacken genommen, und er konnte nun auf seine Professur verzichten. Die äußeren Rücksichten, die ihn gegen seine Neigung gefesselt hielten, waren nun verschwunden; und gleichzeitig erlosch auch seine historische Produktion. Während seiner Jenenser Lehrtätigkeit hatte er noch einige kleinere Aufsätze geschrieben, wozu er den Stoff aus seinen Vorlesungen entnahm (wie die Anfänge der menschlichen Gesellschaft; die Geschichte des Moses; Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter; das Zeitalter Friedrich Barbarossas; die Hugenottenkriege in Frankreich); später veröffentlichte er nur ein paar unbedeutende Nachzügler. Die dem Buchhändler gegenüber eingegangene Verpflichtung, die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zu Ende zu führen, lag bereits wie eine schwere Last auf ihm. Mit einem wahren Jubelschrei sandte

er den letzten Korrekturbogen an die Druckerei zurück. „Jetzt bin ich frei", schrieb er an Körner, „und will es für immer bleiben! Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung!"

Die Neigung hatte den Dichter zur Historie geführt; der Zwang, sich berufsmäßig mit ihr zu beschäftigen, hat ihn von ihr hinweggetrieben. Er hatte sie als Freundin geliebt; ihr als seiner Herrin dienen konnte er nicht.

Wie aber steht es um den Wert der Werke, die Schiller während seiner intensiven historischen Arbeitszeit geschaffen hat? Sind sie als Geschichtswerke des Lobes wert, das so viele Zeitgenossen ihnen zollten, und haben sie für die Geschichte der deutschen Historiographie Bedeutung gewonnen? Oder verdienen sie nur deshalb noch gedruckt und gelesen zu werden, weil sie für das Verständnis der geistigen Entwickelung Schillers wichtig sind?

Auf diese Fragen läßt sich nicht mit einem Satze antworten. Die Bedeutung einer historischen Arbeit kann ja sehr verschiedener Art sein. Sie kann in der Verbesserung und Vervollständigung unserer Kenntnis durch Erschließung neuer oder intensivere Erforschung bekannter Quellen bestehen, sie kann in einer neuen Auffassung und Bewertung des Tatsachenmaterials liegen, sie kann endlich auch auf einer neuen Form der Darstellung und künstlerischen Gruppierung des Stoffes beruhen.

Die kritische Forschung legt den sicheren Grund für Auffassung und Darstellung; wie hat sich Schiller mit ihr abgefunden? Die frühere Ansicht ging übereinstimmend dahin, daß Schiller es sich in dieser Beziehung sehr leicht gemacht habe. Man meinte, er habe sich begnügt, einige der gangbarsten älteren Werke über seinen Gegenstand heranzuziehen und die Tatsachen aus ihnen, öfter unter starker Anlehnung an eine führende Quelle, einfach zu übernehmen. Es

ist ihm sogar von Janssen vorgeworfen worden, daß er die Autoren, denen er mit Vorliebe gefolgt sei, nicht nach der Zuverlässigkeit ihrer Berichterstattung ausgewählt habe, sondern nach der Menge pikanter Einzelheiten, die er bei ihnen fand; ja, daß er sich nicht gescheut habe, solche Einzelheiten zur Belebung der Erzählung zu erfinden. Man darf nach den eingehenden Forschungen von Theodor Kükelhaus und Richard Fester heute sagen, daß solche Vorwürfe völlig haltlos sind. Schiller hat gewissenhaft alle ihm erreichbaren Autoren, die über seinen Gegenstand geschrieben hatten, gelesen und verglichen; sein Quellenstudium reicht viel weiter in die Tiefe, als die spärlichen Nachweise vermuten lassen, die er selbst in den Anmerkungen gegeben hat. Er hat in jedem Einzelfalle sehr sorgfältig erwogen, welchem von verschiedenen, einander widersprechenden Berichten er folgen solle, und dabei vor allen Dingen die Möglichkeit, den Vorgang in den Zusammenhang zwanglos einzufügen, zum Maßstabe seines Urteils gemacht. „Wenn eine Geschichte,“ sagt er, „wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen sein kann, d. h., wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen kann, so ist sie ein Unding.“ Man sieht aus diesen Worten, daß sich Schiller zur Bestimmung der Glaubwürdigkeit seiner Quellen in erster Linie an solche Überlegungen hält, die wir heute unter dem Namen „Sachkritik“ zusammenzufassen pflegen. Die mehr formellen, und daher von der subjektiven Auffassung des einzelnen Forschers unabhängigeren Erwägungen über die Gleichzeitigkeit der Berichterstatter mit den Ereignissen, über die Quellen ihrer Kenntnis und die Möglichkeiten einer Trübung der Überlieferung lagen ihm noch ferner. Sie sind erst im 19. Jahrhundert methodisch angewandt und oft zu einseitig in den Vordergrund gerückt worden.

Überhaupt tut man Schiller unrecht, wenn man seine Leistungen als Forscher an dem Maßstabe mißt, den wir an

ein heute erscheinendes Geschichtswerk anzulegen gewohnt sind. Zu seiner Zeit war nur wenig authentisches Quellenmaterial zur Erkenntnis der neueren Geschichte veröffentlicht, eine Benutzung der Archive durch die Geheimniskrämerei des absoluten Staates und die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens so gut wie ausgeschlossen. Wir dürfen mit Recht nur fragen, ob Schiller auf Grund des ihm zugänglichen Materials die Tatsachen soweit richtig dargestellt hat, wie es nach dem Stande der damaligen Forschung möglich war, und diese Frage müssen wir im großen und ganzen bejahen. Daß auch sachverständige Zeitgenossen dieser Meinung waren, zeigt ja das Urteil Spittlers über den Abfall der Niederlande zur Genüge. In der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ist freilich nicht durchweg die gleiche Sorgfalt auf die Feststellung der Tatsachen verwandt worden, wie in dem früheren Buche. Die Eile, mit der diese Arbeit zum Abschluß gebracht werden mußte, und das Erlahmen von Schillers historischem Interesse machen das erklärlich. Übrigens hatte der verhältnismäßig geringe Umfang des zur Verfügung stehenden Quellenstoffes auch seine gute Seite; nur dadurch war es Schiller möglich, ohne es an Gewissenhaftigkeit fehlen zu lassen, in so kurzer Zeit seine beiden größeren Werke zu schreiben.

Von allen Vorwürfen Janssens gegen Schiller bleibt nur der eine zu Recht bestehen, daß dieser auch schlecht beglaubigte Reden, die seine Quellen den handelnden Personen in den Mund legten, übernommen, ja sie noch durch eigene Zutaten erweitert hat. Fester hat mit Recht darauf hingewiesen, daß dieses Kunstmittel zur Belebung historischer Darstellungen nicht nur im klassischen Altertum, sondern auch in der Renaissancezeit und im 17. Jahrhundert für völlig erlaubt galt, und daß die strengere Anschauung, die solche Reden als unwahre Bestandteile ausschließt, sich im 18. Jahrhundert wohl vereinzelt regte, aber erst im Anfang des 19. Jahrhunderts durch Niebuhr und Ranke zu allge-

meiner Anerkennung gelangt ist. Man kann also Schiller hier nicht der Fälschung oder des Mangels an Gewissenhaftigkeit anklagen, sondern darf ihm höchstens vorwerfen, daß er ein Kunstmittel anwandte, gegen das zwar schon manche Zeitgenossen Bedenken hegten, dessen Unzulässigkeit aber selbst in Fachkreisen keineswegs feststand. Daß es Schillers Freude an der packenden Schilderung und dramatischen Belebung der Vorgänge war, die ihn zur Anwendung dieses Mittels veranlaßte, versteht sich von selbst.

Es ist auch nicht auf fehlerhafte oder leichtfertige Benutzung der Quellen, sondern auf die mangelhafte Beschaffenheit des damals zu Gebote stehenden Materials zurückzuführen, wenn sich Schiller in der Charakteristik einzelner bedeutender Persönlichkeiten in mehr oder weniger starkem Maße vergriffen hat. Er hatte nur in den seltensten Fällen eine genügende Anzahl sicher beglaubigter mündlicher oder schriftlicher Äußerungen dieser Männer vor sich, um aus ihnen auf ihren Charakter schließen zu können. Er war angewiesen auf unsichere Folgerungen aus ihren Handlungen und auf die Berichte von Chronisten, deren Schilderung gerade in solchen Fällen von Haß oder Liebe stark beeinflußt zu sein pflegt. Man muß sich wundern, daß es Schiller bei dieser Lage der Dinge überhaupt möglich gewesen ist, manchmal der Wahrheit recht nahe zu kommen. Seine viel angefochtene Charakteristik Philipps II. weicht nicht allzu wesentlich von dem Bilde ab, das die heutige Forschung von diesem Könige entwirft; auch Gustav Adolfs Wesen hat er mit sicherer Intuition erfaßt und sein Bild nur um wenige Nuancen zu kreuzritterhaft gezeichnet. Größer sind die Abweichungen von der historischen Wirklichkeit, wie wir sie heute zu kennen glauben, in bezug auf den Prinzen Wilhelm von Oranien. Der Gründer des niederländischen Freistaates war ein kluger und skrupelloser Rechner, der die konfessionellen und nationalen Streitfragen vom Standpunkte seiner persönlichen

Machtinteressen aus betrachtete und benutzte; bei Schiller aber erscheint er als begeisterter Freiheitsheld, der seine wahren Absichten nur eine Zeitlang hinter dem Schleier einer angenommenen Gleichgültigkeit verbirgt, bis die Zeit zum Handeln gekommen ist.

In einzelnen Fällen hat Schiller seine Ansicht über den Charakter von Persönlichkeiten während der Ausarbeitung seines Werkes geändert. So stand er bei der Schilderung Wallensteins anfangs unter dem Einflusse eines kaiserlich gesinnten Darstellers und zeichnete ihn infolgedessen als bewußten Verräter an seinem Herrn; alle seine Maßregeln stellte er dar als eingegeben ausschließlich von der Rachgier, als Teile einer genial erdachten Verschwörung. Im Laufe seiner Arbeit lernte er auch Schriftsteller kennen, deren Angaben dieser Charakteristik widersprachen, und wurde nun immer bedenklicher; zuletzt erschien es ihm noch keineswegs als ausgemacht, daß Wallenstein überhaupt zum Verrat entschlossen gewesen sei. „So fiel Wallenstein nicht," sagt er, „weil er ein Rebell war; sondern er rebellierte, weil er fiel." Solche einander widersprechenden Urteile kommen im Niederländischen Aufstande nicht vor; sie erklären sich daraus, daß Schiller den Druck des ersten Teiles seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges schon begann, bevor er mit der Ausarbeitung des Ganzen fertig war.

Indessen können einzelne nicht wegzuleugnende Verstöße doch nichts ändern an dem Gesamturteile über Schillers Tätigkeit als Forscher. Er hat gewissenhaft und ganz in derselben Weise gearbeitet, wie andere Historiker seiner Zeit. Er selbst hat durch allzu große Bescheidenheit das Urteil der Folgezeit über diese Leistung irregeführt; er ließ den gelehrten Apparat fort, der seine Arbeit hätte äußerlich kenntlich machen können; ja er äußerte sich direkt dahin, daß er in bezug auf die Richtigkeit der Einzelheiten für spätere Geschicht=

sehr aber eine schlechte Quelle sein werde. Es sprach sich in diesen Worten das richtige Gefühl aus, daß die ihm zu Gebote stehenden Nachrichten häufig zur Klarstellung des wahren Sachverhalts nicht genügten; aber ein Mangel an Gewissenhaftigkeit in der Feststellung des Tatsächlichen kann daraus nicht gefolgert werden.

Soviel ist allerdings richtig, daß die Erzählung vergangener Begebenheiten dem Historiker Schiller nicht das Wichtigste war; sein Ziel war, den Zusammenhang der Ereignisse psychologisch verständlich und pädagogisch nutzbar zu machen, sowie den gesammelten Stoff in sich zu einer Einheit zu verarbeiten, um ihn als ein zusammenhängendes Ganzes zu reproduzieren.

Schon sein erstes Interesse an historischen Stoffen war ja psychologischer Art gewesen; er wollte die Handlungen der Menschen als Ergebnisse ihres Charakters verständlich machen. So führt er König Philipp II. mit den Worten ein: „Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele tun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen.“

Dieses Bestreben hat Schiller während seiner ganzen historischen Betätigung niemals aufgegeben; aber er hat sein Ziel freilich nicht stets in gleicher Vollkommenheit erreicht. So ist es ihm z. B. nicht gelungen, die Handlungen Wilhelms von Oranien, die er zu berichten hatte, in Einklang zu bringen mit den Charaktereigenschaften, die er ihm beilegte. Da er sich von dem Prinzen einmal ein falsches Bild gemacht hatte, sich aber nicht entschließen konnte, mit diesem Bilde nicht vereinbare Taten Wilhelms einfach zu verschweigen, so mußte er diese Inkongruenz stehen lassen. Aber solche Fälle sind Ausnahmen. Im allgemeinen hat Schiller gerade in der Herleitung der Taten aus dem Wesen der Menschen Hervorragendes geleistet, weil diese Art der Be-

trachtung seiner dramatischen Begabung und Übung am meisten entsprach.

Neben diesem Streben nach psychologischer Analyse finden wir aber von Anfang an für seine Darstellungsweise der Begebenheiten, ja schon für die Auswahl seiner Stoffe noch einen weiteren Beweggrund. Nach dem Beispiele der großen Führer der Aufklärung, eines Montesquieu und Voltaire, erblickt Schiller in der Geschichte eine große Beispielsammlung, in die man nur hineinzugreifen brauche, um dem gegenwärtigen Geschlechte Muster hoher Tugenden und verderblicher Leidenschaften vor die Augen zu stellen, oder um es zu begeistern zu großen Taten. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Schiller, wie er selber in der Einleitung sagt, den Abfall der Niederlande als Stoff gewählt und behandelt. Er will den Sieg eines unterdrückten Volkes über die Tyrannei schildern zum Nutzen der Gegenwart, er will dadurch den großen und beruhigenden Gedanken bei seinen Lesern wecken, „daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden"; „er will", so sagte er weiter, „dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufstellen, in der Brust des Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst erwecken und ein neues, unverwerfliches Beispiel geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung." Ja, in dem ersten Abdrucke stand in dieser Einleitung noch folgender Satz, der in den späteren Ausgaben fortgelassen ist: „Die Kraft also, womit das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen." Ganz unmittelbar hat hier Schiller sein Bestreben ausgesprochen, durch seine Darstellung der Geschichte belehrend zu wirken und zur

Nachahmung anzuspornen. Dieser Wunsch kommt in den vielen eingestreuten Sentenzen und allgemeinen Betrachtungen seiner historischen Schriften immer wieder zum Ausdruck.

Wir sind heute gegen solche Versuche, die Geschichte direkt als Lehrmeisterin für das Leben der Gegenwart zu benutzen, skeptischer und unduldsamer geworden; soweit es sich um rein wissenschaftliche Arbeiten handelt, gewiß mit Recht. Wer aber als Historiker auf ein größeres Publikum energisch wirken will, kann auch heute derartige an den Willen appellierende Töne nicht entbehren; ein Blick in Heinrich von Treitschkes Schriften kann jeden davon überzeugen.

Wer aber bei der bloßen psychologischen Erklärung und pädagogischen Verwertung historischer Tatsachen stehen bleibt, der wird nie etwas schaffen, das über die unmittelbare Wirkung hinaus einen Wert besitzt und auf die Weltanschauung des Lesers und der Zeitgenossen überhaupt Einfluß gewinnt. Gerade Schiller mit seinem starken philosophischen Interesse mußte bald zu der Erkenntnis kommen, daß es noch andere und größere Fragen für den Historiker zu lösen gebe. Zuerst haftete freilich sein historisches Interesse an dem Einzelvorgange und den psychologischen Problemen. In der Einleitung zum niederländischen Aufstande denkt er noch nicht daran, dieses Ereignis als ein Bruchstück des großen geschichtlichen Gesamtzusammenhanges zu betrachten; das universalhistorische Problem ist vor seinem Geiste noch nicht aufgetaucht. Ihm erscheint die einzelne historische Begebenheit noch isoliert, die Weltgeschichte in ihrer Gesamtheit als unbegreiflich. „Der Mensch", sagt er, „verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall." „Es steht uns frei," meint er bald darauf, „über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen oder einem höheren Verstand unsere Bewunderung

zuzutragen." Er selber scheint mehr zur Annahme eines blind waltenden, unergründlichen Fatums hinzuneigen.

In diesem Gedankenkreise Schillers ist aber eine völlige Umwälzung eingetreten, als er bekannt wurde mit Kants geistvoller Abhandlung über die „Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Während der Arbeit am niederländischen Aufstande hat er diese Schrift in die Hände bekommen und gelesen. Kant sucht hier einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich in dem historischen Gesamtverlauf ein vernünftiger, begreifbarer Sinn erblicken lasse, ohne daß man eine übernatürliche Leitung der Geschichte anzunehmen brauche. Und er kommt zu dem Resultat, man könne die Geschichte der Menschengattung im großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um einerseits eine Staatsverfassung hervorzubringen, unter deren Herrschaft der einzelne in möglichster Freiheit alle seine natürlichen Anlagen entfalten könne, andererseits ein Staatensystem, in dem ein Gleichgewicht der Machtmittel einen dauernden Frieden garantiere. Das Ideal vollkommener Menschenbildung, der Humanität, das unseren großen Klassikern stets als Leitstern vorschwebt, ist auch für Kants historische Auffassung maßgebend gewesen; als Ziel des ganzen historischen Prozesses erscheint es ihm, die Menschheit in einen Zustand zu bringen, in dem jeder einzelne die Möglichkeit zu voller Entfaltung seiner Anlagen besitze; aber er verbindet damit eine hohe Wertschätzung des von den meisten Zeitgenossen sehr geringgeschätzten Staatslebens, als eines unerläßlichen Mittels zur Erreichung des Ideals der Humanität.

Diese Gedanken packten Schiller gewaltig. An ihrer Hand lernte er zum ersten Male die Geschichte als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten, wandte er sein Interesse von der Erzählung und psychologischen Analyse einzelner merkwürdiger Begebenheiten der Universalgeschichte zu. Sie wählte er zum Gegenstand seiner ersten Vorlesungen in

Jena, und in seiner Antrittsrede als Professor hat er bekanntlich die Aufgaben universalhistorischer Betrachtung theoretisch erörtert.

Die Geschichte, so führt Schiller hier aus, hat zu berichten und zu erklären, wie die Menschheit von den primitiven Anfängen der Kultur, die sich noch gegenwärtig an den wilden Völkerschaften studieren lassen, bis zu ihrer heutigen Ausbildung gelangt ist. Sein Zeitalter charakterisiert er als das der Humanität, des Weltbürgertums und der Vernunft, in das freilich noch einzelne Reste vergangener barbarischer Zeiten hereinragen. Die Entwickelung der Menschheit geht vom ungeselligen Höhlenbewohner zum gebildeten Weltmanne und geistreichen Denker, von der Herrschaft roher Gewalt zur Regierung vernünftiger Freiheit, vom Kampfe aller gegen alle zur Ausbildung einer den Frieden garantierenden Staatengesellschaft. Sie bildet ein zusammengehöriges Ganzes, von dem, streng genommen, jeder einzelne Teil nur verständlich werden kann durch die Kenntnis des ganzen vorangehenden Teiles der Weltgeschichte. Schiller betont aufs kräftigste, daß auch die Ausbildung einer höheren Geisteskultur in Wissenschaft und Kunst nicht denkbar sei, ohne die vorherige Entstehung geordneten staatlichen Zusammenlebens. Er verficht den innigen Zusammenhang aller Seiten des geschichtlichen Lebens. „Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, des Handels, sagt er ein ander Mal, müßten mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und erst dies könne Universalgeschichte sein." Die gesamte Gegenwart ist das Resultat der gesamten Vergangenheit. „Es zieht sich eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung ineinandergreifen." Von ihnen sind zwar viele nicht mehr genau festzustellen, andere weniger erheblich in ihren Wirkungen. Der Universalhistoriker hebt aus ihnen

„diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältnis eines historischen Datums zur heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß." Die fehlenden Glieder in dieser Kette muß man durch Analogieschlüsse zu ergänzen suchen, ohne jedoch den überlieferten Tatsachen Gewalt anzutun.

Ein starker Einfluß der Kantischen Gedanken ist in dieser Antrittsrede unverkennbar. Aber Schiller hat doch die Anregungen des Königsberger Denkers selbständig verarbeitet und weiter entwickelt. Sein geistiges Eigentum ist die Beobachtung, daß dem Historiker nur seine Auffassung der Gegenwart den Maßstab bieten kann für die Auswahl des Wichtigen aus der Menge des in der Vergangenheit Geschehenen; eine Beobachtung, die in der Praxis unserer großen Meister nur immer wieder Bestätigung gefunden hat, so oft man auch versucht hat, jenen Maßstab durch angeblich objektivere und allgemeingültigere zu ersetzen. In seiner Kette der wichtigen Begebenheiten, die den heutigen Weltzustand historisch verständlich machen, also eine Art Quintessenz der Vergangenheit sein soll, erkennt man unschwer die gleiche Vorstellung, die Ranke bei seinem Suchen nach der „Mär der Weltgeschichte" vorschwebte, nach „jenem Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen sei". Und wie Schiller die Geschichte aller Zeiten als Einheit erfaßt, so will er auch alle Lebensäußerungen der Menschheit in ihr berücksichtigt und einheitlich begriffen sehen; der Strom des Geschehens soll in seiner ganzen Länge und seiner ganzen Breite überblickt, und das so gewonnene Gesamtbild soll dem Leser oder Hörer lebendig vermittelt werden.

Wir können es nur bedauern, daß wir von Schillers universalhistorischen Vorlesungen nicht mehr besitzen, als

die von ihm selbst zu Abhandlungen verarbeiteten Bruchstücke; wir würden gerne an ihnen verfolgen, bis zu welchem Grade er diese programmatische Aufgabe praktisch durchzuführen versucht hat. Spuren davon lassen sich erkennen.

Hat er früher das Mittelalter nur verhöhnt und verachtet als eine Zeit geistiger Finsternis und roher Willkür, so sucht er es in seinem Aufsatze über die Kreuzzüge zu verstehen als die notwendige Vorstufe modernen Lebens, als die unvermeidliche Übergangszeit zwischen dem klassischen Altertum und der Neuzeit. Und in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges bildet er sein Gesamturteil über dieses blutige Völkerringen auf deutschem Boden offenbar nach dem Maßstabe der Antrittsrede. Die der Ausbildung der Humanität und Freiheit feindlichen Mächte sind ihm die katholische Kirche mit ihrem Glaubenszwang und Geistesdruck, und das habsburgische Kaisertum mit seinem Streben nach Universalherrschaft und Unterdrückung der übrigen Staaten. Beide sind im Dreißigjährigen Kriege mit ihren Ansprüchen unterlegen. Der Protestantismus hat sich als gleichberechtigte Macht neben der älteren Kirche behauptet, und im Kampfe gegen die habsburgische Weltherrschaft ist das moderne europäische Staatensystem entstanden, das die Keime enthält zu jener idealen weltbürgerlichen Staatsordnung der Zukunft, die Kant und er prophezeien und erstreben. Darum preist Schiller den großen Krieg als ein wichtiges und segensreiches Ereignis in der Entwickelung der europäischen Menschheit trotz aller augenblicklichen Nöte und Leiden, die er insbesondere über Deutschland gebracht hat.

Es ist hier nicht der Ort, über die Richtigkeit dieser Auffassung im einzelnen zu streiten. Daß in ihr die Bedeutung des nationalen Elementes für die geschichtliche Entwickelung so wenig hervortritt, hängt ja mit der weltbürgerlichen Richtung des Denkens unserer Klassiker zusammen. Und es bleibt in jedem Fall ein Verdienst Schillers, daß

er eine bedeutende Gesamtauffassung der Geschichte programmatisch zu fixieren und auf einzelne Beispiele anzuwenden vermocht hat.

Das Bedeutendste aber, was er als Historiker geleistet hat, liegt nicht auf dem Gebiete der Forschung und Auffassung, sondern auf dem der Darstellung. Als Geschichtschreiber hat Schiller eine unbestrittene Stellung in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Historiographie errungen. Schon der Beifall, den seine historischen Werke bei den Zeitgenossen gefunden haben, ist zum großen Teile auf die künstlerisch abgerundete Form der Darstellung zurückzuführen. Es gibt nicht viele Geschichtswerke, die den Leser so von Anfang bis zu Ende fesseln, wie die seinen. Wir bewundern an ihnen immer von neuem die Kraft der bilderreichen und doch niemals überladenen Sprache, die Frische und Lebendigkeit der Schilderung von Menschen, Zuständen und Begebenheiten, und vor allen Dingen, die kunstvolle und sorgsam überlegte, und doch im Grunde so einfache Disposition. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß man in dem vollendeten künstlerischen Aufbau der Schillerschen Geschichtswerke die Meisterhand des erprobten Dramatikers erkenne. Wie weiß er von Anfang an den Leser in die gewünschte Stimmung zu versetzen, ihm den Standpunkt zu den geschilderten Vorgängen scheinbar absichtslos anzuweisen! Wie musterhaft klar und knapp sind die Einleitungen zu den größeren Werken und zu ihren einzelnen Kapiteln, und dennoch fehlt kein Zug in ihnen, der für das Verständnis des Folgenden von Bedeutung ist. Wer die historischen Werke Schillers einmal wieder in die Hand nimmt und auf diese Kunst des Darstellers achtet, dem wird sie immer reicher und feiner zum Bewußtsein kommen.

Und nun muß man bedenken, wie vor Schiller in Deutschland Geschichte geschrieben wurde. Der große Leibniz, der als Geschichtsforscher unserem Dichter sicherlich über-

legen war, schrieb Lateinisch. Der große Friedrich, der als Darsteller wohl mit ihm um die Palme ringen kann, schrieb Französisch. Die Deutsch schreibenden Forscher aber trugen ihre Studien und deren Ergebnisse mit so umständlicher Breite und pedantischer Gelehrsamkeit vor, daß kein gebildeter Mensch ihre Werke ohne die tödlichste Langeweile lesen konnte. Schiller schuf der deutschen Nation die ersten deutschen Geschichtswerke, die zugleich Kunstwerke waren, und dem gebildeten Publikum die Welt der Vergangenheit innerlich nahe brachten. Er hat dem deutschen Volke den gleichen Dienst geleistet, den Voltaire, der als Forscher weit unter ihm stand, kurz zuvor den Franzosen erwiesen hatte. Erst seit Schiller und durch Schiller ist die Geschichtschreibung ein Teil der deutschen Nationalliteratur geworden. Und das Muster, das er in dieser Beziehung aufgestellt hat, kann nicht mehr verloren gehen; als Geschichtschreiber ist er noch heute ein Vorbild, dem nachzueifern wir uns bemühen sollten.

Aber selbst wenn Schillers Beschäftigung mit der Geschichte für die Wissenschaft viel weniger bedeutete, als es tatsächlich der Fall ist, für das deutsche Volk würde sie doch nicht verloren sein. Denn aus seiner Beschäftigung mit der Geschichte ist ihm immer neue Anregung zu dichterischem Gestalten erwachsen; ihr verdanken wir es, daß er einen Don Karlos, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans, einen Tell, einen Wallenstein schaffen konnte. Es ist so, wie er es selber gelegentlich ausgesprochen hat: Die Geschichte war ein nie zu erschöpfendes Magazin für seine dichterische Phantasie. Und wieviel gewaltiger wirken diese dichterisch belebten Gestalten der Vergangenheit auf Einbildungskraft und Gemüt aller Volkskreise, als es je ein Geschichtswerk vermöchte. Wenn die Nachwelt einmal die Geschichtswerke Schillers nicht mehr kennt und nicht mehr liest, so wird der Historiker Schiller immer noch durch seine Dramen zu ihr sprechen. Und diese Sprache ist unvergänglich.

Erich Brandenburg.

Geschichte

des

Abfalls der vereinigten Niederlande

von der spanischen Regierung.



Einleitung des Herausgebers.

Entstehung des Buches. — Die Vorarbeiten zu „Don Karlos" hatten Schillers Interesse für den Freiheitskampf der niederländischen Staaten mehr und mehr erhöht; besonders die Lektüre Watsons (Histoire du regne de Philippe II., Roi d'Espagne. Ouvrage traduit de l'Anglois. 1777). Die vortreffliche, nüchterne und kunstlose Darstellung des Engländers machte auf Schiller tiefen Eindruck. Der Dramatiker bemächtigte sich des Stoffes; er suchte und fand die psychologischen Grundlagen der Ereignisse und die Motive der handelnden Personen; die innere Geschichte des Abfalls trat ihm klar und lebendig vor die Seele. Und aus dieser Stimmung heraus ist die Einleitung zum „Abfall" geschrieben, wenn sie auch später noch manche Änderungen erfuhr.

Schiller wollte für die Sammlung „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus der mittleren und neueren Zeit" einen Aufsatz über den „Abfall" schreiben. Der Plan des Sammelwerkes entstand im August 1786. Bereits Ende Februar 1787 waren vier Bogen gedruckt und die weiteren Manuskripte im Drucke, wie der Verleger Crusius schreibt. Doch der Dichter antwortet am 6. März, daß er unmöglich den Termin einzuhalten vermöge, so sehr schwelle der Stoff an. Dann scheint die Arbeit geruht zu haben. Er vollendete „Don Karlos" und gewann wohl damit wieder erhöhtes Interesse für die Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes. Am 18. August bemerkt er in einem Briefe an Körner, er arbeite mit Lust an der Geschichte der „niederländischen Rebellion", und hoffe, „etwas recht Brauchbares zustande zu bringen". Seine Freude an historischer Arbeit war mit dem frohen Gefühl, ganz in die Materie eingedrungen zu sein, gewachsen, und die Aussicht auf eine Geschichtsprofessur in Jena erhöhte seine Arbeitskraft, so daß er schon am 6. Oktober

seinem Verleger die Vollendung der „niederländischen Rebellion“ bis auf wenige Bogen anzeigen konnte.

Doch bald änderte Schiller seinen Plan; auf den Rat seiner Freunde wollte er nun seinen „Abfall“ nicht als Aufsatz, als Teil des Sammelwerkes, sondern als selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk erscheinen lassen. Crusius ging darauf ein, und nun ging der Dichter eifrig ans Werk. Wohl war er oft mißmutig, wenn die Quellenstudien trocken und mühsam waren; aber er fand doch immer wieder Freude und Genügen in dieser Arbeit. Den Anfang ließ er im „Teutschen Merkur“ Januar und Februar 1788 erscheinen. Er hatte den ersten Teil, den Crusius schon ein Jahr vorher zu drucken begonnen, neu umgearbeitet; Ende Januar konnte er dem Verleger die ersten zwölf Bogen senden. „Meine Rebellion wird schwerlich auf Ostern erscheinen; sie wird in allem über vier Alphabete (d. h. 96 Bogen) betragen, und auf Ostern könnte nur eines fertig sein. Es ist ungeheuer, was sie mich Arbeit kostet, nicht die Erzählung selbst, sondern das Materialiensammeln; aber sie gewährt mir Vergnügen und ich halte auch die Zeit nicht für verloren.“ Wiederum vertröstet er den Verleger von der Ostermesse auf die Michaelismesse, immer noch voll Freude an seinem Unternehmen, das ihm eine neue Welt eröffnet, hohe Ideen und einen weiten Gesichtskreis gab. Dennoch wurde Schiller bald wieder der Arbeit überdrüssig, zumal er nur langsam vorwärts kam; schon im Juni sah er ein, daß er zunächst nur den ersten Band veröffentlichen könne. Am 5. Juni schrieb er: „Ich fange an, diese Arbeit satt zu werden. Die Pause, die ich zwischen dem ersten und zweiten Teil machen werde, ist mir äußerst nötig. Überhaupt ist es keine Arbeit für die schöne Jahreszeit.“ Anfangs August 1788 vollendete er diesen ersten Band. Seine Freude, nach dreijähriger, oft übermäßiger Anstrengung das erste Ziel endlich erreicht zu haben, stärkte ihm die Lust, das Werk auch ganz zu vollenden. Doch wollte er erst den Erfolg des Buches abwarten. Ende Oktober 1788 erschien es endlich und fand eine unerwartet günstige Aufnahme.

Sein äußeres Ziel, das er mit der Arbeit verfolgte, hatte er erreicht; er war zum Professor der Geschichte in Jena ernannt worden. Er war nun fest entschlossen, das Werk zu vollenden. Wie sehr ihm dieses Vorhaben am Herzen lag, erkennt man daraus,

daß er sich ein Jahr lang beurlauben lassen, ja seine Professur niederlegen wollte, um die Geschichte der niederländischen Rebellion zu Ende zu schreiben. Doch kam er bald von diesem Plane ab. Göschen bot ihm ein gutes Honorar für einen Aufsatz im Damenkalender über den „Dreißigjährigen Krieg“; Crusius aber bezahlte schlecht, und Schiller brauchte Geld. Er vertröstete den Leipziger Verleger auf spätere Zeiten, und es ist sicher, daß er es Ernst gemeint. Den „Abfall“ zu vollenden, war ihm um diese Zeit eine Herzensangelegenheit; denn Schiller durfte hoffen, sich ein dauerndes Denkmal in dieser niederländischen Geschichte zu setzen. Noch im September 1792 spricht er von der Wiederaufnahme. Allein mit der Bearbeitung des Dreißigjährigen Krieges war ihm allmählich die Freude und Lust am historischen Schaffen genommen; er begann zu genesen von seinem „Fall“ und sich wieder ganz der Philosophie zu widmen. Zwar hatte er die Absicht, bei der zweiten Auflage durchgreifende Änderungen vorzunehmen; allein er beschränkte sich auf formal-stilistische Korrekturen, fügte hie und da Ergänzungen bei und milderte manches schroffe Urteil und seinen eigenen überschwenglichen Freiheitsenthusiasmus.

Quellen. — Wie schon erwähnt, hat Watson dem Dichter die Anregung zu diesem Werke gegeben. Er hat in Schiller jene flammende Begeisterung geweckt, welche die meisterhafte Einleitung diktierte. In der Ausführung selbst tritt dieses Vorbild mehr und mehr zurück. „Sehr wichtige Dienste“ leistete dem Dichter die „Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande“, ein anonym erschienenes Werk des Holländers Wagenaar (deutsch: Göttingen 1756—1768). Schiller hat das große, mit außerordentlichem Fleiße zusammengetragene Werk seiner Arbeit zugrunde gelegt, mühsam, aber geschickt aus dem umfangreichen Material eine zusammenhängende und übersichtliche Geschichte geformt.

Schillers Einleitung zeigt, daß der Dichter mit ganzer Seele auf Seite der Niederländer stand, auf Seite derer, die für politische und religiöse Freiheit kämpfen; und doch tritt diese Begeisterung in der geschichtlichen Darstellung mehr und mehr zurück, so sehr, daß man versucht ist, den Verfasser auf katholisch-spanischer Seite zu suchen. Zweifellos ist dieser Umschwung durch Schillers Quellen verursacht, vor allem durch Burgundius und Strada, die bereits in katholisch-spanischem Sinne schreiben. Wohl wurden sie durch

die Niederländer Thuanus, Meteren und Hyperus ergänzt; allein Schillers geradezu ängstliches Streben nach Unparteilichkeit ließ ihnen gegenüber allzu viele Vorsicht walten. Eine Reihe anderer Quellen, die der Dichter zuweilen anführt, hat er wohl bei seinen Vorlagen gefunden; denn, wie er selbst klagt, konnte er nicht alles wünschenswerte Material sich verschaffen.

Sein Quellenstudium war ernst und mühevoll. Er, der selbst nicht allzu bewandert in den klassischen Sprachen war, hat sich mit Bienenfleiß durch die teilweise ungenießbaren lateinischen Quellen hindurchgearbeitet. Wer die Geschichtsliteratur kennt, muß staunen, welch feines historisches Empfinden Schiller besaß; wie er mit sicherem Takt das Bedeutsame meist herauszufinden, die verbindenden Fäden zu entdecken, die großen leitenden Gesichtspunkte herauszustellen weiß! Schiller hat es selbst gefühlt, daß sein „Abfall" den Vorzug vor seinem „Dreißigjährigen Krieg" verdient. Seine Vorarbeiten waren gründlicher und umfassender. Einen großen Nachteil hat allerdings der „Abfall": der Einfluß der parteiisch gefärbten Quellen weckte in dem Dichter ein geradezu leidenschaftliches Streben nach Unparteilichkeit. Daraus sind denn die oft maßlosen Angriffe auf die Protestanten, auf die Geusen, die zuweilen harten Vorwürfe gegen die überzeugungstreuen Katholiken zu erklären. Dadurch ist leider auch der befremdende Gegensatz zwischen Einleitung und der Darstellung der eigentlichen Geschichte entstanden. Während dort eine glühende Begeisterung für die Freiheitshelden und die Freiheitskämpfe einen Dithyrambus schreibt, und so das höchste Interesse und die Vorliebe des Lesers für die niederländische Rebellion und ihre Führer weckt, wird dieser Enthusiasmus mehr und mehr gedämpft im Laufe der geschichtlichen Darstellung.

Trotz alledem darf Schillers „Abfall der Niederlande" einen ehrenvollen Platz in der klassischen, wie in der Geschichtsliteratur beanspruchen. Der formvollendete Stil, bald schwungvoll begeistert, bald klar, einfach und prägnant, wird immer Vorbild bleiben. Sein feines historisches Empfinden, seine Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, sein Streben nach psychologischem Verständnis, seine wunderbare Fähigkeit, sich in die Charaktere einzuleben, verleihen diesem Werke des Dichters einen unvergänglichen Wert.

Noch mehr gilt dies von der „Belagerung von Antwerpen". Sie verdankt ihre Entstehung einer Verlegenheit; er brauchte für seinen ersten Horenband noch einen Bogen. Am 29. November 1794 schreibt er an Goethe: „Wenn es auf keine andere Art zu machen ist, so will ich ein Morceau aus der niederländischen Geschichte, das für sich interessieren kann, die Belagerung von Antwerpen unter Philipp II., die viel Merkwürdiges hat, kurz beschreiben. Diese Arbeit macht mir weniger Mühe, und es würde der kleine Nebenzweck dabei erreicht, daß schon im ersten Stück das historische Feld besetzt wäre. Daß die Erscheinung dieses ersten Stückes nun um eine Woche verzögert wird, kann freilich nicht vermieden werden." Schillers Freude am historischen Schaffen war also geschwunden; nur um seine „Horen" zu füllen, griff er zu einem Stoffe zurück, der ihn früher schon lebhaft interessiert hatte. Das Nachlesen der Quellen, welche dieselben wie im „Abfall" sind, machte ihm keine besondere Lust, und nur langsam konnte er den Aufsatz vollenden, nicht für den ersten, sondern für den vierten und fünften Band.

Trotzdem aber die „Belagerung" ein Verlegenheitsprodukt ist, so übertrifft sie in formaler und inhaltlicher Hinsicht den „Abfall". Die klare, lebendige und packende Darstellung ist auch ihrem geschichtlichen Gehalte nach ein Muster der Geschichtsschreibung.

„Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne" war als Fortsetzung zum „Abfall" gedacht, um den ersten Teil dem Umfang wie Inhalt nach besser abzuschließen. In der Veröffentlichung im achten Hefte der „Thalia" hat Schiller eine Einleitung über das „Leben Egmonts" dazu geschrieben, die fast vollständig aus dem „Abfall" ausgezogen ist.

Th. Engert.



Einleitung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und 5 einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wieviel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Hilfsmittel entschloßner Verzweiflung über die furchtbaren 10 Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand 15 auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen 20 Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuches nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues, unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen 25 für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Aus- 30 führung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten

mit einer prächtigeren Erschütterung zusammen, mit er-
habenerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man
hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der
staunenswürdigen Taten, die uns die Geschichte vergangener
5 Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind
vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen
Schoß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen
lassen, die jene Zeitalter übten und notwendig machten.
Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese
10 Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften
Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das
Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das fried-
fertigste dieses Weltteils und weniger als alle seine Nachbarn
jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Hand-
15 lung einen höheren Schwung gibt. Der Drang der Um-
stände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nötigte
ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte
und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade
der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit
20 eigentümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere
zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zu-
fall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die
Not das Genie erschuf und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine
25 höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte;
so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Er-
fahrungen. Philipp II., der mächtigste Souverän seiner Zeit,
dessen gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen
droht, dessen Schätze die vereinigten Reichtümer aller christ-
30 lichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren
gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche
Heere dienen, Heere, die, durch lange und blutige Kriege und
eine römische Manneszucht gehärtet, durch einen trotzigen
Nationalstolz begeistert und erhitzt durch das Andenken er-
35 fochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten und sich unter
dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder
bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen
Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die rastlose Arbeit

seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hilfs-
mittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend
seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp II., mit
wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht
endigen kann! 5

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges
Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Euro-
pens, den es noch mühsam der Meeresflut abgewann; die
See sein Gewerbe, sein Reichtum und seine Plage, eine freie
Armut sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort 10
ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den
üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf
Gesetze, die seine Wohltäter waren. In der glücklichen Muße
des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis
und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue 15
Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa her-
vorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige
Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht,
dem sich gedrückte, traurige Sklaven verschließen. Ein fröh-
licher Mutwille, der gerne den Überfluß und die Freiheit 20
begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen
zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere
Zuchtrute des Despotismus hängt über ihm, eine willkür-
liche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzu-
reißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Ein- 25
fach in seiner Staatsweisheit wie in seinen Sitten, erkühnt
es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn
beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name ent-
scheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Re-
bellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche 30
Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen
staatsklugen Mittler; Philipp II. sandte ihm einen Henker,
und die Losung des Kriegs war gegeben. Eine Tyrannei
ohne Beispiel greift Leben und Eigentum an. Der ver-
zweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die 35
Wahl gelassen wird, erwählt den edleren auf dem Schlacht-
feld. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden, aber
es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf,

für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wut des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler
5 aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand
10 — der erleuchtete, unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick haschte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Über eine furchtsame Selbst-
15 sucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmütig seines fürstlichen Daseins, steigt zu einer freiwilligen Armut herunter und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte
20 Mietlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht standhalten. Zweimal führt er seine mutlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Mut. Philipp II. sendet so viele Verstärkungen, als seines Mittlers grausame
25 Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik
30 steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.
35 Jetzt ist eine Tat getan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund; selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker

verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränität wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich 5 begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüte verschmähte — einem Fremdling endlich bringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Mut, aber einen Verräter gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drang- 10 vollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Toren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre 15 rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr.

Philipp II. sieht die Frucht einer Tat verloren, die ihm seine fürstliche Ehre und wer weiß ob nicht den heim- 20 lichen Stolz seines stillen Bewußtseins kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert 25 Feldherren erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte 30 ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüte der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Weltteil bereicherte und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen 35 Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes jährlich verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste er-

zwang, häufte eine Schuld von hundertundvierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation ge-
5 deihte unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen
10 Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigener Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hilfe, indem er ihn nötigte, seine Macht zu teilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinett Europens
15 Verräter zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Escurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im
20 Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unter-
25 drückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst und wüteten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Ent-
30 nervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte,
35 die wütende Raubsucht der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorratskammer dieses kostbaren Krieges waren,

machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entraten. Diese 5 Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren und konnten diese Menschenversendungen nach der Neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder: diese we- 10 nigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer teurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den 15 Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus anderen Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für 20 sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von 25 dem Despotismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre er- 30 freuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurückempfangen, was muß es damals 35 gewesen sein, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert

Familien retteten ihren Reichtum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nötig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem
5 Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Dasein kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer
10 hinaus und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit totem, unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren
15 Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie sich die Hilfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Kriegs erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte, dankbare Aussaat, die
20 spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergang der Provinzen verschwendete, sie
25 selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichtum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse größtenteils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt
30 beherrschten und den Preis aller Waren bestimmten. Sogar während dieses Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eigenen Untertanen nicht wehren, ja er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Verteidigung:
35 denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtenteils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen

Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Kriegs tat dem König von Spanien ebensoviel Schaden, als er den Rebellen Vorteile brachte. Seine Armee war größtenteils aus den Überresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter Karl V. bereits ihre Lorbeern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Manneszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Mut noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zustatten kommen, dessen eigentümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingeborenen über sie Vorteile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem stärkeren lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Re-

bellen mit ihrer besseren Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von 5 seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt als von seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma teilte sich 10 dem Kabinett zu Madrid mit und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Albas unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johanns von Österreich Hinterlist und Tücke und der lebhafte cäsarische Geist des Prinzen von Parma 15 gaben diesem Krieg ebensoviel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Übel war, daß die Maxime mehrenteils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden sein mochte. 20 Im Anfang der Unruhen, wo das Übergewicht augenscheinlich noch auf seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. 25 Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese 30 einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher, als Wilhelm der Verschwiegene war, entging keiner der Vorteile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiß rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

35 Aber warum erschien Philipp II. nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des

Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß 5 die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigener durchdringender Blick Wahrheit von Irrtum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher 10 ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht 15 zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukel- 20 spiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Übel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen 25 seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die, zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter ver- 30 schwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemütern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborener Gewalt drückt 35 weniger schmerzhaft als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht ein-

mal *der* war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, ebenso, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten sein sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian II., obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen insgeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hof aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der letzteren wurden größtenteils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkt schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Mut Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündnis des Friedens, und beide wurden zu Verratern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feineren Bande zugut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen,

er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinetts gemacht. Ohne seiner Überlegenheit jemals froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei anderen erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer 5 Gewalt büßen, von der er in der Tat nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen 10 begünstigten, so verschwindet das Übernatürliche dieser Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so 15 genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sei, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif, als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig als vor 20 Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen 25 als seinesgleichen unterhandelt und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höheren Bogen und nach einer ganz anderen Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. 30 Im Schoße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugeborenes Kind ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der 35 Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn

die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren
5 Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höheren Verstand unsere Bewunderung zuzutragen.
10 Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich wie die Gesetze der Natur und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor
15 fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Ebenso wie jene einem hochmütigen Beherrscher unwillig untertan, ebenso von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und versuchen das Glück in
20 ebenso ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Manneszucht in beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort wie hier sehen wir List gegen
25 Übermacht streiten und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Teilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren
30 stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Batavier!“ redet Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von diesen Römern noch wie sonst als Bundesgenossen und Freunden oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und
35 Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewalttätigkeit nur unter anderen Namen erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen

Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen, teueren Gefolge und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der 5 Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien 10 dienen und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund; wie dieser hüllt sie sich hinterlistig 15 in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Kohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Kompromiß Philipp II. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Verteidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide ver- 20 trauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnis rettet Civilis seine Insel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie 25 der schöne Mut ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg ebenso hartnäckig dauern und beinahe ebenso zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die 30 Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion *).

*) Tacitus. Hist. lib. IV. V.

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieser großen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurücktun und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs: von seinen Überwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitläuftige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruch der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerschaften verteilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes *). Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Flusses wohnten die Belgen **), zu seiner Rechten die Friesen ***), und die Batavier †) auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ozean bildeten. Jede dieser

*) Caesar de Bello Gall. lib. I. Tacitus, German und Hist. lib. IV.

**) In den Landschaften, die jetzt größtenteils die katholischen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

***) Im jetzigen Gröningen, Ost- und Westfriesland, einem Teil von Holland. Geldern, Utrecht und Oberyssel

†) In dem obern Teil von Holland, Utrecht, Geldern und Oberyssel, dem heutigen Cleve usf. zwischen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kanninefater, Mattiaker, Maresaten usf., die einen Teil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. IV 15. 56. Germ. 29.

einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Überwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar *), waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns Tacitus **), wurden an Heldenmut von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten und wurde von seinen Überwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gespart. Die batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten Teil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Mut erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf seinem Zug nach Britannien begleitet und ihm diese Insel erobern helfen ***). Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nordsee drang und aus dieser durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichteren Weg in das innere Deutschland fand †).

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das sich durch eigene Gebräuche und den Überrest der römischen Gesetze regieret und seine Grenzen

*) De Bello Gall. (II, 4).
**) Hist. IV. 12.
***) Dio Cass. LXIX. Tacit. Agricola 36. Tacit Annal. II 15.
†) Tacit. Annal. II 8. Sueton. Claud. 1.

bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit anderen Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wut ihrer Ströme und dem eindringenden Ozean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländische Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martell nach einem hartnäckigen Kriege der fränkischen Krone und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Teil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Teilungen wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen *).

*) Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Teil, viertes und fünftes Buch.

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigeren Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen 5 sollten, als ein erbliches Eigentum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hilfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde 10 die Geistlichkeit mächtig und errang sich bald ein eignes unabhängiges Dasein in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränitäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaisertum, bald 15 den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heiraten, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamm wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitz des größten Teils von den Niederlanden*). 20 Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte, mit mehr oder weniger Rechte, schon elf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts 25 als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Weltteils zu sein. Diese weitläuftigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze 30 geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Schimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die 35 Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ

*) Grotius, Annal. Belg. I. 23.

ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Toten verloren *).

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter jener Zeit und die unselige Helena, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig XI. von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Österreich, Kaiser Friedrichs III. Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum erstenmal fing dieser Weltteil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber und entschied für Maximilian, dessen entlegenere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose, unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Isabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Österreich, sein Sohn, war geborener Herr der Königreiche Spanien, beider Sizilien, der Neuen Welt und der Niederlande.

*) Ein Page, der ihn fallen gesehen und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worein er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten und seiner Wiedererscheinung entgegensahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig XI. die burgundischen Städte auffordert, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so seid ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines, Mémoires 3 (Preuves), 495–497.

Das gemeine Volk stieg hier früher als in den übrigen Lehenreichen aus einer traurigen Leibeigenschaft empor und gewann bald ein eigenes bürgerliches Dasein. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlstand und Überfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Hantierung heruntersah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vorteile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Maut, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoß, Heimfallsrecht usf. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge untereinander selbst und mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichtum Gewicht verschafften und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbarere Ausrüstung notwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward und der einreißende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im elften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte,

kamen so oft zusammen, als das Bedürfnis der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgendeinem Teile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen miteinander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher als nach feierlich beschworener Konstitution in die Rechte des Vaters *).

Der erste Gesetzgeber ist die Not; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprünglich Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später als ihr Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschließt, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältnis des Souveräns zu dem Volke, das sich in jeder Provinz und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntnis derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch noch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter e i n e m Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahinzogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes teilhaftig zu machen, ebenso, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauheren Himmels in einem mildern Erdreich veredelt **).

*) Grotius I. 3.

**) De Bello Belg. I. 2. 34; Guicciardini, Descr. Belg.

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerliche und peinliche Händel als die letzte Instanz entschied. Die Souveränität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war *). Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souveränitätsrechte versicherte **). Der Übermut der Genter verging sich so weit, daß sie die Günstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen und vor den Augen dieser Fürstin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschworenen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer König geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken

*) Mémoires de Philippe de Comines I. 314 fg.

**) Allg. Gesch. d. v. Niederlande II.

Gefolge von Ausländern in Brügge seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht
5 wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiß in diesen
10 Ländern ermuntert. In stetem Kampf mit dem Ozean und den Mündungen reißender Flüsse, die gegen das niedrigere Land wüteten und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem über-
15 legenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und, wie der Ägypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte
20 zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Teil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schiffahrt, und der innere Verkehr
25 der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte
30 tausend fleißige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im elften Jahrhundert finden wir friesische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses mutige
35 Volk unterstand sich sogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu steuern *). Von den wendischen Städten empfingen die Nieder-

*) Fischers Geschichte des t. Handels I. 447.

lande einen Teil des levantischen Handels, der damals noch aus dem Schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die 5 italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen und in Deutschland die große Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und um- 10 ständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrenteils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich *). Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gerne 15 einen Vereinigungsplatz, der beiden Teilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ozean durch wirtbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatz der 20 Völker und zum Mittelpunkt des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Briten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz 25 der Verkäufer setzte den Preis der Waren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Türe war. Mit dem notwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichtums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vorteile end- 30 lich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf und wußten ihren Handel durch vorteilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrscher vereinigten, hörten auch 35 ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vor-

*) Anderson (Geschichte d. Handels) III. 89.

teile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren *), das Ansehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Versuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen und die spanischen Waren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügge in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen. Im Jahre 1468 wurden hundertundfünfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen **). Außer der reichen Niederlage des Hansebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Kontors, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Üppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente und

*) Comines, L. III 5

**) Anderson III. 237. 259 fg.

mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Samt und Seide *). „Dem Überfluß", sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste), „war der Hochmut gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuern Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Üppigkeit der Großen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß **)."

Aber wieviel erfreuender ist selbst dieses Übermaß dem Freunde der Menschheit als die traurige Genügsamkeit des Mangels und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darniederdrücken! Der burgundische Zeitraum schimmert wohltätig hervor aus jenen

---

*) Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrat aufgehäuft, als drei reiche Fürstentümer damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimalhunderttausend Talern an barem Gelde. Der Reichtum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karln dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn und das Gold gegen Kupfer und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken; der Wert der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen Goldgulden geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Überwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Comines I. 253. 258 fg. 265.

**) Comines I. 13 fg. 291. Fischer 2, 193.

finsteren Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügge, von
5 Freiheit und Überfluß schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von elf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der ebenso unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gavre viele tausend Mann und mußte den Zorn des Sie-
10 gers mit einer Geldbuße von viermalhunderttausend Goldgülden versöhnen. Alle obrigkeitlichen Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend an der Zahl, mußten im bloßen Hemd, barfuß und mit unbedecktem Haupt, dem Herzoge eine französische Meile weit entgegengehen
15 und ihn kniend um Gnade bitten. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen, ein unersetzlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahre 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Österreich, ihm die Vormundschaft über seinen
20 Sohn zu entreißen, deren er sich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügge setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen und ließ einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser Friedrich III. rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen
25 von Sluys zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seiden-
30 zeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waren dahin, wodurch die Stadt Brügge um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund be-
35 leidigt, der sie jetzt auch verließ und sein Warenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahre 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben;

aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war *).

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Üppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls V. Regierung war Antwerpen die lebendigste 5 und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordsee gemein hat und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste 10 besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei **). Die Industrie der Nation war im Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüte gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann, Künste, Manu- 15 fakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ozean, und wir sehen sie im Schwarzen Meer mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten ***). Den nieder- 20 ländischen Seemann unterschied das Eigentümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahres unter Segel ging und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war und der portugiesische Ostindienhandel den 25 levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen †) Hierher flossen die westindischen Waren, wo 30 mit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunst-

*) Anderson III. 200. 314 ff. 488.

**) Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Ware, die da verkauft wurde, war zollfrei.

***) Anderson III. 155. 35

†) Der Wert der Gewürz- und Apothekerwaren, die von Lissabon dahin geschafft wurden, soll sich, nach Guicciardinis Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben

fleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waren, und die englische Kompanie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichtum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen *).

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Sozietät türkischer Kaufleute um Erlaubnis an, sich hier niederzulassen und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Warenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten **).

Im Jahre 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahre 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhundert-tausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei-, dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zwei-hundert und mehrere Kutschen durch seine Tore; über zwei-tausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutsch-land, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Akzise

*) Meteren (Niederl. Krieg) I. 12 fg.
**) Fischer II. 593 ff. 599.

gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl V. zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden *). 5

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer ebensosehr ihrer Freiheit als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vorteile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher 10 Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Tätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels 15 und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schoße des Überflusses und der Freiheit reiften alle edlern Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngst sein goldenes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer 20 die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüte gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen 25 Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben und zum Teil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Ölmalerei, die Kunst, auf Glas zu malen, die Taschen- und 30 Sonnenuhren selbst, wie Guicciardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahre 1428 wurde die Buchdruckerkunst in Haarlem erfunden, und das Schicksal 35 wollte, daß diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher

*) Allg. Gesch. d. v. Niederlande II. 561 fg. Fischer II. 595 ff.

ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden sein, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen sind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren die Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegenem Geist, der einem auswärtigen Freistaat die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höheren Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichtümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte *). Karl V. schaltete

*) Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern", sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen voneinander ab und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegeneinander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt in einer üppigen Ruhe der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Übung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines verteidigt sein Eigentum besser.

willkürlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Ver- 5
gnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hindernis zu besiegen. Schon eine große Tugend 10
wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Daher die zahlreichen, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größeren Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte 15
nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Goten fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in 20
Gefahren, gleich lüstern nach Reichtum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung anderer, andächtig und fremder Wohltaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen 25
und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christentum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinig- 30
keit seines Glaubens vergiftet. Ja seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt tun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der 35
meisten Vorsicht regieret sein; aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gerne. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu verteilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des letztern den kastilianischen 40
Hochmut beleidige." Grotius, Annal. I. 4. 5

Das Übergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewalttätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveräne Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ozean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. Solange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glück einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl V. führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu sein; der Mittelpunkt ihres Daseins war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaßen mächtig sein, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres inneren bürgerlichen Lebens verwickeln oder ihren eigentümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau

einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rat, den er in Brüssel niedersetzte und der ein Organ seines Willens war. 5
In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten als die königliche Gnade, konnten nicht anders als schlimme Hüter einer Gerechtsame sein, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende 10
Aufwand seiner kriegerischen Regierung nötigte ihn, seine Hilfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war nicht 15
ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichnis eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Pro- 20
vinzen für seine Armeen werben und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Verände- 25
rung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war insoweit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers notwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genötigt 30
sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem August und Ludwig gelegentlich befördert. 35

Karl V. erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte.

Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnis des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde
5 behauptet haben.

Was die Regierung Karls V. für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher
10 beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligtum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie
15 der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher als der Übergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk,
20 die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwert einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Tätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren
25 natürlicher Mut durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer als andere in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben und sich früher als andere wieder davon emporrichten. Noch ein anderer
30 Umstand mußte das Wachstum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewütet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte
35 man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende

Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnisvolle Rätsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren 5 sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegenteil, das, durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine 10 Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholische Religion wird im ganzen mehr für 15 ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre 20 ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flücht- 25 linge, die dem Schwert der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Teil des niederländischen Adels studierte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, 30 die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten diese ersten Keime erdrückt werden. Der Zusammenfluß so vieler 35 und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachstum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der

Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsstand, lange anstößig gewesen sein. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnelleren Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen und der neuen Lehre in den Gemütern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten *).

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die geborenen Niederländer. Karl V., der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wieder auflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die

*) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 399, siehe die Note.

rechtmäßigsten und notwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus ebensogut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, solange Menschen Menschen sein werden: auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Übung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts zu Hause und über Tische waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Rangs, seiner

Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, ward zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urteilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrtümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen als höchstens eine gelindere Todesart *).

Die Lehengüter eines Verurteilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchem es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der vaterländischen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurteilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten **).

Karl V., durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute stunden im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Wert der Gebäude fiel, die Handwerke stunden stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl V., durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunal wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen und der Name der Inquisitoren gegen die mildere Benennung geist-

*) Thuanus, Hist. I. 6. 300 Grotius, I.
**) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 547.

licher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüten, der ihm eigentümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls V. Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind *).

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe, zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wütend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Übermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zugrunde. Die Neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr *einen* Beherrscher mit ihnen teilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt und diesem Staat einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte **). Dadurch schmeichelte er

---

*) Meteren I. 56 fg. Grotius I. 12. Der letztere nennt hunderttausend. A. Gesch. d. v. Niederlande II. 519 ff.

**) Er war auch einmal willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatz zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältnis zu dem Deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäß sollten die siebzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Deutschen Reichs zweimal soviel als ein Kurfürst, zu einem Türkenkriege dreimal soviel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs genießen und an keinem ihrer besondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche

dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohltäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet; der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf sie zurückfloß, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wieviel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnis, zu zehn verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schoß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigentume wühlten, wäh-

---

unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

rend daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem anderen Grunde 5 ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volk. An dem feierlichen Tag seiner Thronentsagung empfohl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen. 10

Philipp II. war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwert, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt 15 und durch jede Äußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren und unter der eisernen Zuchtrute des Mönchtums erwachsen, forderte er auch von anderen die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Mutwille der Niederländer 20 empörte sein Temperament und seine Gemütsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist 25 aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen *) — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten, üppigen Ergießungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken **). 30

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es

---

*) Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 35 260000 Goldgulden. Meteren I. 21 fg.

**) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 512.

ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmütigen Ernst seines Sohns desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie
5 den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf und nieder wälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem
10 Karl V. herunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides und übertrug ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn Euch mein Tod", beschloß er endlich gegen diesen, „in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares
15 Vermächtnis schon einen großen Anspruch auf Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich sie Euch aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, um Euch den Genuß derselben zu beschleunigen, jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr diesen Völkern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür
20 schuldig zu sein glaubt. Andere Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen absordert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will Euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele folgen, wenige sind mir darin voran-
25 gegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig sein, wenn Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, wenn Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr bisher bekannt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule Eures Thrones
30 ist. Noch eines setze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft abtreten könnet — aber nicht müsset."

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing
35 den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herum stand. Es war eine unvergeßliche Stunde *).

*) Strada Dec. I. 4. 5. Meteren I. 28. Thuanus I. 768 fg.

Diesem rührenden Gaukelspiel folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beiden Sizilien usf., gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogtümern usf. ein guter und gerechter Herr sein, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Untertanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechts wegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen *)!“

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl V. selbst und alle burgundische Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten **), wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborene Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte. Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmut des neuen Landesherrn bildete!

*) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 515.
**) Ebendas. 516.

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp II. empfing die Niederlande in der höchsten Blüte ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften: den vier Herzogtümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Teil Italiens betragen und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundertundfünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest und ohne Mauern geschlossen; sechstausenddreihundert größere Flecken; geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft *). Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Überfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüte des Geistes erschien mit der Blüte des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmut, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlicheren Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die notwendigen Tugenden seines Gewerbes; und seiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz, spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlicheren Lastern. Kein

*) Strada 17 fg. Thuanus II. 482.

Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlicheren Probe versuchen, und sieche, gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten. 5

Ein Staat wie dieser konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfnis seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl V. verließ seinem Nachfolger eine 10 Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden als ein ganz unter- 15 würfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in seinen Kriegen oder buhlte in Ämtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Verteilerin war. Neue 20 Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen, lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken 25 oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Teil der Souveränität auf dem Reichstag mit ihm zu teilen. Ein großer Teil des Adels war überdies in Armut und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren 30 Vorwand von Ehrenbezeugungen hatte schon Karl V. die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps 35 mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung

ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde notwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen teuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vieljährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preis des Reichtums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat *).

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und wie jene sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion notwendiger und teurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüter zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie

*) Reidanus [Belgarum annales] I. 2.

seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvorteil des Souveräns das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Übergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen sein, wodurch es zugrunde ging.

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schützen. Erst auf ihren schöpferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demütigen Dunkelheit steigen und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darnieder ringt, von der fehlerhaften Politik dieses letzteren empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvorteils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück Solimans zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa; Dankbarkeit und Furcht versicherten Philipp die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht oder fingen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche, sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche, goldene Tribut, der nun

erst anfing, regelmäßig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele tun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüte. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finsteren Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus: Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demütigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen verteilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp tat es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüten, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missetäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen sein, als sie wirklich waren, und im ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die notwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. 5
Eine Monarchie von diesem Umfang war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Teile allgegenwärtig verbreitet. 10 Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hilfe; gleich dem Naturforscher setzt er Kenntnisse und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Übersicht erleichtert und wozu sich alle 15 Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. 20 Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Übel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. 25 Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priestertums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein notwendiges Hilfsmittel der menschlichen Armut und Beschränkung. 30 Philipp mußte um so viel mehr Despot sein als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit anderen Worten, er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. 35 Was folgt aus diesem allem? Philipp II. konnte kein höheres Anliegen haben als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urteil, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht
5 genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist wie der seinige, der
10 seine Reife fühlte und mit größeren Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes
15 drücken. Der Anteil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzuziehen und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto leb-
20 hafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanfteren Regung öffnet und dem die Menschheit
25 schon manche wohltätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstunden dieser wohltätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit ge-
30 habt, sich zu diesem Übergang anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen oder den Morgen seiner Regierung im Rausch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten
35 und durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp II. sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau=Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werk der Glaubensreinigung hingab 5 und die Furcht seiner niederländischen Untertanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. 10 Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so=lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese 15 spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem welt=lichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte 20 des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius III. einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unter=weisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu 25 sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Mensch=heit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des 30 menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur ab=geschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchter=lichen Urteil über die Tempelherren zu Gericht; einigen 35 wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls V. damit verschont geblieben; ihre

Bischöfe übten die geistliche Zensur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden *).

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprung und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glück der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreich, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Teil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimat gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Notwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. Solange es seine Gebete nach Mekka richtete, war Grenada nicht unterworfen; solange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Thron nicht gewisser als dem römischen Stuhl. Jetzt war es nicht damit getan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Zeremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Übung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicherstellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte

*) Hopper, Mémoires des troubles des Pays-bas in Vita Vigl. 65 ff.

die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben 5 lassen und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke töten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen und denen sie sie 10 geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, 15 die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnis seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der 20 Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. 25 Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein 30 bescheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre 35 Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urteilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den teilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines anderen; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rote Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurteilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupt auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt *)?

*) Burgundius, Histor. Belg. 126 fg. Hopper 65 ff. Grotius I. 8. 9 Essay sur les Mœurs III Inquisition.

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Notwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gericht seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Überresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, 5 wurde jetzt das Bedürfnis der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Prozeduren 10 uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder 15 blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch 20 war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl V. im Jahre 1522 in 25 Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians VI. bestellte sein Nachfolger, Clemens VII., drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und Paul III. setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, 30 welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden mit Zuziehung und Genehmigung der Stände die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahre 1550 35 sah sich Karl V. durch das schnelle Wachstum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen

der Inquisition widersetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war nach dem Genius des Landes menschlicher als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimnis hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volks zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugnis berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohltaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser, teufelischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu raten und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Überdruß einer langen lebendigen Beerdigung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurteilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Anteil an ihrer Gerichtspflege verstattet,

als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigentums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werte gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist *).

Andre Eingriffe in die Konstitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsameren Geist der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karln V. hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Notwendigkeit einsah und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen

---

*) Grotius I. 10.

nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingeborenen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte diese Ausländer entbehrlich.
5 Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regie-
10 rung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meer überlassen
15 wollten, als länger von dem viehischen Mutwillen dieser rasenden Bande leiden *).

Sehr gerne hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der nieder-
20 ländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier ent-
25 fernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hilfsmittel der Schikane und Überredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Überfall Frankreichs, das, von wütenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald sollen sie seinen Sohn Don
30 Karlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie willens war aus Kastilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eigenen Schatulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserem Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit
35 Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß

*) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 22 ff.

würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, 5 mit der edelmütigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauffolgenden Reichstag zu Gent 10 mußte er mitten im Kreis seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unserm Schutze?“ sagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu verteidigen? Warum haben 15 wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Notwendigkeit unsere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel ver- 20 mocht hat? Hier stehen deine Untertanen aus Cambray und Antwerpen und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unsere Städte zu Einöden werden, wie sie notwendig werden müssen, wenn du sie nicht von 25 diesen Zerstörern erlösest? Vielleicht willst du dich gegen Überfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Vorsicht ist weise, aber das Gerücht ihrer Rüstung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge mieten, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen 30 wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfre Niederländer zu deinen Diensten, denen dein Vater in weit stürmischeren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten sie nicht ver- 35 mögend sein, den Krieg so lange hinzuhalten, bis deine Bundesgenossen unter ihre Fahnen eilen, oder du selbst aus der Nachbarschaft Hilfe sendest?“ Diese Sprache war dem

König zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er sie sogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer," rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?" Zugleich stieg er vom Throne und verließ die Versammlung, aber dem Sprecher war seine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung tun: wenn er früher gewußt hätte, daß diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieses freilich zu spät, weil sie unbezahlt nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das heiligste, daß diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichtsdestoweniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfnis des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nötiger gemacht hätte *).

Die gewalttätige Einführung Fremder in die wichtigsten Ämter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern so anstößig als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschließt, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht **). Italien, beide Indien und alle Provinzen dieser ungeheuern Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichsten unter allen schloß sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde befestigt werden können, solange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von Feria, ein Kastilianer, Sitz und Stimme im Staatsrat erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhafteren Widerstand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische

*) Burgund. I. 38—40. Reidanus I. Meteren I. 47.
**) Reidanus I. 1.

Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten Wilhelms von Oranien und der Festigkeit der Staaten *).

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriff stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, solange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amt in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wonach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten notwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen siebzehn Provinzen zugleich gebürtig sein kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören; denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile

---

*) Grotius I. 13.

von seiner Grenze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen als dem Sizilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vorteil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen.
5 Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräter war, den tödlichen Streich schon zur Hälfte getan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte.
10 Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam
15 untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andre verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Er-
20 wartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien geteilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzen-
25 der Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es notwendig auf einen von diesen beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht
30 frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm I., Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem Deutschen Reich einen Kaiser gegeben
35 hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Oranien. Wilhelm

ward im Jahre 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl V. aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging: ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofs, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrats, denen es allzu gewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszu-

schließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl V. diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zuviel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklarte sich seine Stirne beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und Ent-

haltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. 5 Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung 10 kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der 15 hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, 20 schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und 25 freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch wie dieser konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geist seines Jahrhunderts. Philipp II. schaute schnell und tief in 30 einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten 35 schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen anderen Berührungspunkt mit Philipp II., welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben

Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu tun, der auf seine Staatskunst gerüstet war und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohltäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in späteren Jahren beinahe mit ebenso wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei verteidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht *).

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs II., der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den

*) Strada I. 24. III. 55 sq. Grotius I. 7. Reidanus III. 59. Meursius, Guilelmus Auriacus I. 2 f. Burgundius 65 66.

der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzuteilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände *). 5
Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akt seines 10
Lebens auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräter eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gaure, ein Abkömmling der 15
Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina 20
von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl V. hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des Goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und 25
Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohltat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtnis der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne 30
des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm 35
das Teuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts

*) Strada I. 3. 56. Thuanus I. 1010. Reidanus I. 2.

war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Taten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler
5 Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohltätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen,
10 sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt, darum konnte
15 der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung statt, darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont
20 vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm: dieser sah die Welt, wie sie wirklich war; Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem
25 sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem
30 Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unsicheren Pfande vertraute, das ihm das
35 Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem

Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigentum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen *).

Philipp II. stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienst hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge **).

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm

---

*) Grotius I. 7. Strada I. 23. III. 84.

**) Strada I. 24. Grotius 12.

dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den übrigen, welche zu diesem Amt in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau=Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine tätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war *).

Margareta von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margareta von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margareta war eine natürliche Tochter Karls V., von einem niederländischen Fräulein Vangeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimnis ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verriet die Kaiserstochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margareta, ihrer Großtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge

**) Burgundius I. 23. Strada I. 24. 25.

wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls III., erhält mit ihrer Person die Herzogtümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und Margareta wird, durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals als Kind einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerin und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, daß man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Grenzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Diese so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewissensrat und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Karwoche jedes Jahrs einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tische wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ.

Es braucht nicht vielmehr als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; aber seine Vorliebe für sie wurde

zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. Margareta war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigentümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besonderen Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohlwollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, sowie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfangen und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue an seinem Hof. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahnte, die in dem schwankenden Gemüt dieser Fürstin für sie bereitet lag *).

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzen-

*) Burgundius I. 23 ff. Strada I. 24—31. Meteren II. 61. Hopper, Mémorial II. 2. 18 fg.

den Gefolge an der Grenze des Landes und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht willens war, sobald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen 5 Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er sich hier seinem niederländischen Volk, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnis- voller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen 10 Tages zu erheben, schlug er elf neue Ritter des Goldenen Vlieses, ließ seine Schwester auf einem Stuhl neben sich niedersitzen und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spani- 15 schen Truppen, die aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Ämter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung und wurden von beiden Teilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. 20 Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohl- taten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernst- 25 lichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, ver- sprach er, sollten in wenigen Monaten die Niederlande räu- men, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, 30 um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auf- lagen sie nicht über ihre Kräfte drücken und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er 35 vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rate gezogen und für eine Eingeborene entschieden, die in ihren Sitten und Ge- wohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zu-

getan sei. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er
5 ihnen, an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residieren sollte *).

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volk, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter be-
10 gegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Fläminger zu
15 einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Äußerste wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räte des Königs und drangen ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb
20 unerbittlich. Lieber nicht herrschen, war seine Antwort, als über Ketzer **).

Nach einer Einrichtung, die schon Karl V. gemacht hatte, waren der Oberstatthalterin drei Ratsversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der
25 Reichsgeschäfte teilten. Solange Philipp selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der Staatsrat, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie
30 ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrat, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Rats Viglius von Zuichem von Aytta und der Graf von Berlaymont,

---

35 *) Burgundius I. 34—37. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 25 fg. Strada I. 32

**) Bentivoglio I. 10 fg.

Präsident des Finanzrats. Alle Ritter des Goldenen Blieses, alle Geheimeräte und Finanzräte, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl V. dem geheimen Rat in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrat Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrat, und der geheime Rat beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland mit der Grafschaft Burgund der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Ostfriesland, Oberyssel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Berlaymont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorne, dem der Graf von Meghem in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Blieses und Mitglied des Staatsrats. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitz erwählte. Die Einsetzung des Prinzen von Oranien in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine

Gesinnungen ersetzten an wirklichem Anspruch, was ihm an einem zufälligen abging *).

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen verteilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraeten, Bossu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größeren Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der inneren Ruhe des Landes genug. Ihr Mut war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet **). Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienst, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche soviel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief schon damals der Haß gegen diese beiden und gegen den letzteren besonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt ***), die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die

*) Meteren I. 46. Burgundius I. 7. 25 fg. 30. 34. Strada I. 20 fg. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 21.

**) Burgundius 26. Strada 21 fg. Hopper 18 ff. Thuanus II. 489.

***) Wie auch des Grafen von Hoorne. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 8.

zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn ingeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühneren Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirat, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zustande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war — eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat *). Der Haß gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp II. gänzlich verkennen. Als er zu Vlissingen an Bord ging und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigsten Beweggründen getan. „Nein,“ sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff und sie heftig schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie!“ Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück **). So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrissen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entließ. Die gesetzmäßige Form eines Reichstags, diese Willfährigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefällig-

*) Watson I. 137.

**) Neuville, Hist. de Guillaume I., prince d'Orange 9 fg.

keit, die wichtigsten Ämter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrat wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, 5 deren sich seine Großmut in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistand, womöglich, die große Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er 10 sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglück- 15 lichen Volke zugedacht hatte, sollten den heiteren Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohltun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsrats dem niederländischen Adel 20 mehr geschmeichelt als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren am besten unterrichtet sein konnte *), hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Mini- 25 sterium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter andern, daß die Räte durch Faktionen geteilt oder, was noch weit schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüstet und miteinander verschworen seien, so sollte sie die ganze Ratsversammlung aufheben und in einem engeren 30 Ausschuß eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engeren Ausschuß, den man die Konsulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Berlaymont. Ebenso sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entschließung erforderten. 35 Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staats-

*) Strada II. 19; I. 31.

kunst sie rechtfertigen und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Rats, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, ebenso bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Ungewißheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen *).

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, solange er die Obergewalt im Staatsrat und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höheren Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Mann er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps II. erlitten zu haben scheint; weil er diesen

*) Strada I. 31.

in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land stieg, und seine finstre Freude dankte dem erhaltenden Gott durch ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volks *).

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perrenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahre 1516 zu Besançon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nikolaus Perrenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eignes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margareta von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl V. als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinett des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenrats und Siegelbewahrers, teilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen und erwarb sich ein großes Vermögen **). Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perrenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton

*) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 27 fg.

**) Meteren I. 60 fg. Strada 47.

hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste ge- 5 stellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trient schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab *). Karl bediente 10 sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifall seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Zepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half. 15

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstück seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der Tat zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die 20 Herzogin von Lothringen zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mitarbeitete, zur Reife ge- 25 bracht, aber eben dort auch verraten wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem 30 bedächtlichsten Maschinengang in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verschiedenen 35 Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine

*) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 526.

prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmut in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suada begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüt versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüt seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmütig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp II. beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtnis der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl V. in einem tatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so notwendig war es seiner furchtsamen, schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit und keine Angelegenheit des königlichen Hauses kam, solange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvellas zustande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein ebenso wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Ver-

trauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigentumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süße Bewußtsein eigener Überlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigentümlich besaß, um sie von der Großmut des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner anderen Quelle als dieser fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten *). Weniger Staatsmann als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden

*) Strada 65.

mehrenteils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Billetts abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden der-
5 gleichen Billetts zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel
10 seine Ratschläge für die letztere dauerhafter zu machen und sich im Notfall mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.
15 Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andere Verhältnisse unter Menschen als
20 Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Überlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natür-
25 liche Heftigkeit seiner Gemütsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene
30 niedrige Abkunft und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm
35 schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigeren Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hätte, zur Strenge

zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist *).

Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefürchtete, starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm eines Untertans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glück des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich teilhaftig worden war. Die Ruhe des äußeren Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schoße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Mutwille angefangen und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Mut, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigentums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Lizenz eingeführt und das Recht des Stärkeren an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein

*) Strada II. 47—50. Thuanus II. 301. Burgundius.

Eigentum mehr band und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen sein, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl V. hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Teilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeiz in allen Teilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letzten französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vorteile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtenteils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermißten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaisertums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl V. Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzteren Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Ämter bekamen, waren nicht viel zufriedener als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Wert einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte

sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zuteil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Teil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Ämtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Kalvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung und standen jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen *).

Diese gefährliche Stellung der Gemüter wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksal dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Ähnliche Zufälle hatten unter Franz I. und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachstum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wütende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder

*) Hopper 22. Strada 47.

zerfließt im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Übergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken?
5 Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Untertanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet und die leiseste Erschütterung in allen Teilen
10 gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet sein, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein
15 Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen *).

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

20 Die Einförmigkeit des Papsttums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag
25 des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hilfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu sein, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber
30 diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter übersehen wer-
35 den konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese

*) Strada III 71—73.

Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche außerdem durch die besonderen Privilegien der Provinzen vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe verteilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten und den Erzstiften von Reims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den inneren Angelegenheiten seiner Länder, und Maximilian hatte schon zuviele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte Karl V. die Ausführung dieses weitläuftigen Plans, welchen nunmehr Philipp II. als ein Vermächtnis aller dieser Fürsten übernahm *). Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Not der Kirche diese Neuerung entschuldigen und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Distrikte notwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen sein.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Reims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigentum ansehen konnte, solange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue, tätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurf

*) Burgundius 45. Strada 22.

stieg Philipp II. auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel
5 eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam und ihm selbst das Übergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Äbten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen an-
10 sehnlichen Teil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichste betrieben. Franz Sonnoi, ein Priester aus der
15 Stadt Löwen, Granvellas unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul IV. und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seien, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer
20 kommen auf. Diesem Übel zu steuern, muß der römische Stuhl etwas Außerordentliches tun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul IV. setzt ein Gericht von sieben Kardinälen nieder, die über diese
25 wichtige Angelegenheit beratschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger Pius IV.*). Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen
30 Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht; zu den bisherigen v i e r Bistümern sind d r e i z e h n neue errichtet, nach den siebzehn Provinzen des Landes, und vier derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent,
35 Brügge, Ypern und Roermonde, stehen unter dem Erzstift zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leuwarden,

---

*) Burgundius 46. Meteren I. 57. Vita Viglii I. 34.

Deventer und Gröningen, unter dem Erzstift von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller 5 siebzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen und, nebst mehreren reichen Abteien, Granvellas Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bistümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohltätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hat. Einige aus 10 den Äbten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitz ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bistum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen ver- 15 liehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versamm- 20 lungen. Dem Erzbischof von Mecheln, als Metropolitan aller siebzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung *).

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche 25 Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Notwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allge- 30 mein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. „Die Konstitution", schreit man, „ist unter die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Toren, die ihren blutigen Gerichtshof, von jetzt an, hier wie in Spanien eröffnen wird." Mit Schaudern betrachtet das 35

*) Burgundius 49 fg. Dinoth, Bell. civ. belg. I 7. 8. Grotius 15. Vita Viglii. 34. Strada 23. Reidanus 6. Hopper, Mémorial II. 23. 28.

Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht
5 der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Äbte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk,
10 Laien und Priester treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen *).

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lau-
15 testen. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Um-
20 sonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sei. Durch Einführung der neuen Bistümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Präla-
25 turen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch über-
30 dies als erster Prälat von Brabant **) besonders zu gebieten hatte. Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer", hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlament
35 zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beisein

*) Grotius 15 fg. Hopper, Mém. II. 28 – 30.

**) Abt von Afflighen.

gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hilfsquellen der Provinzen ausspüren und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigentums an die Krone verraten. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." „Welche Gewalttätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen und, was fromme Mildtätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Üppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen und mit dem Raube der Armut ihren stolzen Pomp zu verherrlichen?" Nicht die Äbte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgendeinem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter *).

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinander stürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegen zu führen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Untertanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrat verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien teilt" **). Das lange Ausbleiben der päpstlichen

*) Burgundius 49 fg. Hopper. II. 2, 24. Strada 36.

**) Strada III. 80 fg.

Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigen die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter
5 an Pius IV. ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein
10 öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrecht-
15 haltung der wahren Religion sehr ersprießlich sei; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seien die grundlosesten Gerüchte ebenso gefährlich als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug ent-
20 deckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Überkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte *).

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum
25 Widerspruch. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vorteile Verzicht tun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe notwendig verbreiten mußte, als jenes
30 verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern und dem Vorteil des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Roermonde und Leuwarden setzten sich standhaft entgegen und drangen auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufge-
35 drungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middelburg

*) Burgundius 60 fg. Meteren I. 59. Hopper, Mém. a. a. O. II. 29 fg. Strada III. 78 fg. Thuanus II. 488.

sind von den ersten, welche ihnen die Tore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte, aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde *).

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrag, wo ihm alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmütig erklärt, daß man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, solange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei weitem dringender als eines Überfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu tun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben sein, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genötigt hätte, diese Truppen im Mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise;

*) Hopper, Mém. II. 24.

sie wurden in Seeland eingeschifft, und das Jubelgeschrei aller Provinzen begleitete ihre Segel *).

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrat. Alle Ämter, weltliche und geistliche, wurden 5 durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt 10 behielt **). Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Beratschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein 15 königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern 20 unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wo- 25 durch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden ***). Den Grafen Berlaymont, den Präsidenten Viglius und wenige andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräte entbehrliche Figuranten im Senat, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Wert, 30 den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz

35 *) Strada 61—63.

**) Meteren I. 61. Burgundius 37.

***) Meteren I. 61.

eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirat mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen 5 rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorne hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Überlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal wert, 10 dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier 15 dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. 20 Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nötigte ihn selbst Patriot zu 25 sein und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den tätigsten Beistand der Statthalter nötig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es 30 höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und seine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers 35 die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert,

hätte er die Wut des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Tränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten *).

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter die Glaubensuntersuchungen mit neuer Tätigkeit fortgesetzt und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet *). Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden sein mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt ebenso viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papsts, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete scharenweis die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Kalvinist, namens Launoi, stand zu Tournay als Wundertäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt,

*) Grotius 8. 14. Strada 51

zog den Pöbel scharenweis mit sich dahin und warf den Zunder der Empörung in die Gemüter. Das nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wiederherstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimnis hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl erraten lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen — wieviel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten und nur einem günstigeren Zeitpunkt entgegensahen, es laut zu tun *)?

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfnis des erschöpften Schatzes, welches sie nötigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königinmutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnis des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp II. genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal

*) Burgundius 53—55. Strada III 73—77. Dinoth I. 25.

seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigentum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unsrer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unsrer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrat den königlichen Willen, wo sie von seiten des Adels den heftigsten Widerspruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riete, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Überfall, und die innere Gärung der Provinzen fordere jetzt mehr als jemals die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugesehen; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrat trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin selbst wie der Minister müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vorteil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des größten Teils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen und sich selbst, ohne Beistand in einem aufrührerischen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räte und ihrer eigenen Furcht geteilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, steht Wilhelm von Oranien auf und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödlicherer Streich widerfahren als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von

ihm erinnert die Herzogin, die Beratschlagung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung", schreibt er nach Madrid, „kann nicht nachteiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Äbte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern, wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen von Oranien geleitet werden und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben." Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüt nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hilfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrat nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königinmutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des Goldenen Vlieses zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu beratschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Überlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Palaste, wo er ihnen die Notwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wonach bei gegenwärtiger Gefahr des Staats gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlag bei, nur Berlaymont mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Gran-

vella hatte den Mut, in dieser Gesellschaft zum Vorteile der Krone und des Ministers zu reden. Ihnen, erklärte er, gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sei eine
5 gesetzwidrige, strafbare Anmaßung, deren e r sich nicht schuldig machen wolle — eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte *). Die Statthalterin, durch den Grafen Berlaymont von diesem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter während ihres Aufenthalts in der Stadt so ge-
10 schickt zu beschäftigen, daß sie zu ferneren Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien tun sollte, um den König von dem jetzigen Zustand der Sachen
15 zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmei-
20 chelte man in Madrid mit leeren Beteurungen königlicher Huld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu
25 stiften **).

Eifersucht, Privatvorteil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. Solange
30 sich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen g e g e n einander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am T h r o n e be-
35 gegnet; beide trafen sich wieder in der R e p u b l i k, wo sie

*) Burgundius 62—65. Hopper II. 25 fg. Strada 82.
**) Strada III. 83.

um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald voneinander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Not näherte sie einander ebenso bald wieder. Jeder war dem andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfnis knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen sein würde *). Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüter gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien geteilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der übrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorne einen wichtigen Zuwachs erhalten, der als Admiral der niederländischen Marine den König nach Biskaya geleitet hatte und jetzt in den Staatsrat wieder eingetreten war. Hoornes unruhiger, republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

Unterdessen war auch Montigny von seiner Gesandtschaft zurückgekommen und hinterbrachte dem Staatsrat die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen und

*) Burgundius 44 fg. Strada 83 fg.

weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche Granvella ihm und seinen Freunden bei dem König leistete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hilfe vorhanden, solange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorne und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen von Egmont mitgeteilt wird, verwirft ihn mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Gesetze anzunehmen gesonnen sei, daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe, und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrag zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Mut nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn *).

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. Solange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sei, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an

*) Strada 85 fg.

Einfluß noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sei als dem Kardinal Granvella, in diesen Ländern zu erhalten *).

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er gegen alles Vermuten auf des Königs Gemüt etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbestimmt. Der König, enthielt sie, wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabstiegen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu tun, so möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden **). Außer diesem Brief, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eigenes Handschreiben von dem König, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sei. Auch der Regentin ward auf das pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sei, wenn man es mit ihm allein zu tun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse u n g l e i c h, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen,

---

*) Burgundius 67. Hopper, Mém. II. 30. Strada 87. Thuanus II 489.

**) Hopper II. 32 fg. Grotius 16. Burgundius 68.

wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war *).

Den drei Verbundenen tat die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Mut, noch einen zweiten Versuch zu wagen. Es habe sie nicht wenig befremdet, schrieben sie, daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räte Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem *andern* Orte der Welt als hier in den Niederlanden zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seien sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlands erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen und um Granvellas willen eine weite Reise nach Spanien zu tun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer *schriftlichen* Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu sein, dem Senat beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute *ihrer* Art mehr Wert darein setzten, gut zu handeln als schön zu reden **). Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, man werde ihre Vorstellungen in Überlegung nehmen, indessen ersuche man sie, den Staatsrat wie bisher zu besuchen.

*) Strada 88.

**) Hopper, Mém. II. 34. 35.

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrat weg und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, 5 wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmut 10 dieses Priesters zu martern und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze. 15

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Be- 20 tragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Ver- 25 brechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Übung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. 30 Fremdling in einem Lande, dem er gewalttätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Men- 35 schen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm teilen konnte, —

so stand er, bloßgestellt dem Mutwillen, dem Undank, der Parteisucht, dem Neide und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechtfertigen, den sie im allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Elende gemacht. Unter Karl V. hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzog von Alba wurde sie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvellas Verwaltung gegen die seines Nachfolgers noch barmherzig war, doch finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Mutwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel und eine anstößige, verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er inskünftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswertes war in seinem Beispiel unnatürlich vermengt*). Verhaßte Gerüchte brandmarkten

*) Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Liverei tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt

seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung *).

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feinseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht tut, daß seine Wohltaten geflohen werden, wie die Früchte von einem ver-

---

war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Hopperus II. 35. Thuanus 489. Das Ansehen des Kardinals sank endlich so weit herab, daß man ihm öffentlich einen satirischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Haufen Eier sitzend vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Über ihm schwebte ein Teufel mit der Randschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören! A. Gesch d. v. Niederlande III. 40.

*) Hopper, Mém. I. 35.

fluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt, aber es war nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustand der Knechtschaft unter Richelieus Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung und die niederländischen Unruhen in republikanische Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armut: ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichtums. Mutwille und Hunger begeisterten *jene*, *diese* Rache, Eigentum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habsucht, Granvellas Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft, dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wut des Volks; der niederländische Minister forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur *Parteien* und der *Pöbel*, den sie waffneten; gegen Granvella die *Nation*. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und

den Ständen zu ringen, aber anstatt daß die erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die letztern die Stelle selbst vernichten und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch *ganz* besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über *seine* Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger notwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie ebenso geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachteiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. Man wundere sich sehr, sagte ihr unter andern Graf Egmont, daß der König, einem Menschen zu gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sei und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Untertanen könne leiden sehen — einem *fremden Menschen* zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Untertan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein, setzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sei; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen und sie hiemit gewarnet haben. Weil sich der größte Teil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrat zurückzog, so verlor

das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmütige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblick an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Äußerungen des Adels zu hinterbringen und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von seinem Minister, in seinem Gemüte nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Staatsklugheit und seinem Vorurteil zu Rate, bis endlich Granvella selbst seinem zaudernden Vorsatz zu Hilfe kam und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war und ihn weniger dem Neid als der Schande bloßstellte. Vielleicht zitterte er, wie einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter dem Namen eines Geschenks als eines Befehles von dem König empfangen und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiel jener Römer mit Anstand tun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine Bitte großmütig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte,

den ihm die Notwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sei. Wenige Tage nach Armenteros' Zurückkunft sah er Demut und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lästerung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, eh' er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, soll er eine Aussöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünscht und sich sogar erboten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knien Abbitte zu tun *). Es ist klein und verächtlich, das Gedächtnis eines außerordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln; aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehl mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es ratsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Großen von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte Granvellas Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen

*) Reidanus 4.

würde; denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterland, wozu sich eben ein an-
5 ständiger Vorwand fand. Der Kardinal gab seinem Abzug aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräte, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl,
10 sich im Senat zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man
15 über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu sein, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuerte in einem neuen Brief an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Gran-
20 vella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Berlaymont und Viglius dieses Gerücht zu unterhalten und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so über-
25 trieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius IV. verstorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen,
30 dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als ihn der
35 König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finstres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem

harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens und einem lästigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing an, einen Ratgeber zu meiden, der nur die Taten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdestoweniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im dreiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und im Vollgenuß seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte *).

Der Staatsrat.

Unmittelbar nach dem Abzug des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrat wieder ein und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständnis zwischen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke

*) Strada I. 88—98.

unterstützte sie darin auf das nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimnis ab, das sich auf dem Deutschen Reichstag so oft bewährt hat, daß man nur *viel* fordern müsse, um immer *etwas* von ihr zu erhalten. Sie selbst sahe sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demut ließ sie die ganze Süßigkeit ihrer Herrschaft empfinden *).

Granvella war zu Boden gestürzt, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rat und im Finanzrat zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der *Oranisch*- und *Königlich-Gesinnten*, der *Patrioten* und *Kardinalisten* fuhren noch immer fort, den Senat zu teilen und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Rats, Staatsrat und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senat und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theologe und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Ämter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem Deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl V. diesen Staatsmann dahin, die

---

*) Hopper, 38. Burgundius 78 fg. Strada 95. 98. Grotius 17.

Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vorteil der Niederlande lenken *). Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der wenigen, in denen er sein Gedächtnis ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er teilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht geteilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen und die eifrigste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden **).

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes, wie sein Freund Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorgänger Granvella, seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühneren Leitung seines eigenen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemeren Pfad des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rat zu Brüssel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London oder im Senat zu Amsterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzrats, dem Grafen Berlaymont. Es ist wenig, was uns die

*) A. Gesch. d. v. Niederlande II. 503 ff.
**) Vita Viglii.

Geschichtschreiber von dem Verdienst und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe seines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatz verschwunden war, drückte ihn
5 die Überlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz von Oranien, ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen und seiner eigenen Partei einzu-
10 verleiben — Beweis genug, daß er einen Wert auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem schwankenden Charakter zu tun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Rats, gegen die überlegene Faktion heraus-
15 treten und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des Goldenen Vließes in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß
20 zu fassen, war Berlaymont der erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der erste, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Berlaymont stand keinen Augenblick an, ihm die Wahr-
25 heit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verraten einen Mann, den weder Beispiel noch Menschenfurcht versuchen, der mit festem Mut und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch
30 dachte, um eine andere als diese zu wählen *).

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüssel der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Meghem und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer und also mit dem ganzen niederländischen Adel,
35 wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen-

*) Strada 82. 83. Burgundius 91. 168. Hopper II. 40.

zuarbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmut genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetz der Notwendigkeit und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirtschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Großmut ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt bei dem allgemeinen Abfall des Adels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geists. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündnis mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbareren Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croy, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croy stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp

von Croy, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen und dem wachsenden Ansehen des nassauischen
5 Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Meghem waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition
10 und die Edikte bestritten und redlich mit ihm zusammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte;
15 seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vorteilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue
20 Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich“, antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition,
25 die Milderung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella notwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unsrer Klagen ist gehoben. Zuviel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es
30 ist die höchste Zeit, einzulenken, daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener Stirne ohne Bangigkeit entgegengehen können. Ich, für meine Person, bin vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Mut würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen und von seiner Gerechtig-
35 keit und Güte mein Urteil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicher-

heit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen" *).

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größeren Übel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Üppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln und den erlöschenden Glanz seines Glücks wiederherzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Ämter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rat verdammt hatte, sprach der Staatsrat wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrat diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden wie liegende Gründe für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Übeltäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräte und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hof zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch

*) Strada 159.

vorgespiegelte Beteuerung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Be-
5 dürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm beraubte man den königlichen Schatz und hinter-
10 ging durch schlechte Verwaltung ihrer Hilfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Tätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen
15 einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demütigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen,
20 die für die anderen Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Viglius ingeheim getan, widerrechtlich vor den Staatsrat, den die Faktion beherrschte, sowie sie ihn ehemals unter Granvellas Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß
25 wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizien werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige
30 erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiel der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrat zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Be-
35 stechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Lizenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsameren Religions-

gesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten erteilte, wurden dem heiligen Amt seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Anteil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistands beraubt, sahen sich mehr verlacht als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrat selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brot ins Gefängnis setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markt angeschlagen, welche enthielt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen *).

Von der Verderbnis, welche den ganzen Staatsrat ergriffen, hatten sich der geheime Rat und der Finanzrat, in denen Viglius und Berlaymont den Vorsitz führten, noch größtenteils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrat zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistands der übrigen Staatsräte zu versichern. Man nenne sie zwar Senatoren, ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, aber andere besitzen die Gewalt. Wenn man

*) Hopper, Mém. 40. Vita Viglii 39. Grotius 17. Burgundius 80 ff. 87 fg. Strada 99 fg.

Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sei, der eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, 5 sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Kollegien auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen sein, die man unnötigerweise unter drei verschiedene Kammern verteilt hätte, wenn sie sich nur untereinander verbinden wollten, 10 dem Staatsrat diese entrissenen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele den ganzen Körper belebe. Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vlieses in den Staatsrat gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das 15 Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente usw. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt sein sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des 20 Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunötigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen 25 Sold beunruhigen und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachstum der Ketzerei 30 zu besorgen sei. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte *). Sie beruft 35 alle drei Kurien zusammen, um über die Mittel zu berat-

*) Burgundius 92 – 94. Hopper, II. 41. Vita Viglii ebenda 87. 88.

schlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sei. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustand der Sachen bekannter machen 5 und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das mindeste ahnte, widersprach dieser Meinung. Das Übel, sagte er, worüber man klage, sei allerdings groß und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sei es nicht. Die Gerech- 10 tigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter 15 im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiel der Edeln die Verehrung gegen seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser 20 Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrat seine Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete und die Obrigkeit in ihr voriges An- 25 sehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sei, um dieses außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestünde man aber 30 dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Botschafters alsdann sein möge, den König zu einer baldigen Überkunft zu vermögen *).

Über die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. 35 Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der

*) Burgundius 94—96. Hopper 41—43.

einzige zu sein, der beiden Teilen gleich Genüge tun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters leisteten der Republik hin-
5 längliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen sein mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urteil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen und seinem Gesuch
10 eine Hilfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt sein kann. Egmont selbst wünschte diese Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen *).

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch
15 geendigt und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert und
20 die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu sein, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der
25 Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Teile des Gottes-
30 diensts erklärt und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren und die Fürbitte der Heiligen
35 für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen

*) Strada 103.

Stuhl, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen und das Mönchtum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu tun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt, nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vorteil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanfteren Wege in den Schoß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen womöglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papsttum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch übersehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Konziliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Konzilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp II. von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte als er; so sehr ihn der große Einfluß des Papstes auf das Konzilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte; so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Konziliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zustatten kamen. Alle übrigen politischen Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten abzukündigen *).

*) Watson, Hist. de Philippe II. 1, 196 ff. Thuanus 2, 29. 491. 350. Meteren I, 59 fg.

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüter waren in Gärung, das Ansehen der römischen Kirche bei vielen schon aufs tiefste gesunken;
5 unter solchen Umständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Konziliums nicht anders als anstößig sein; aber so sehr konnte Philipp II. seinen Charakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben,
10 einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward *).

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem
15 Staatsrat zu Brüssel. Die Nation, erklärte Wilhelm von Oranien, würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtenteils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwiderliefen und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden seien. Beinahe der ganze
20 Staatsrat war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buch-
25 staben der königlichen Befehle. „Die Kirche", sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und die Genauigkeit der Disziplin durch solche allgemeine Konzilien erhalten. Den Glaubensirrungen, welche unser Vaterland schon so lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel
30 entgegengesetzt werden als eben diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie auch hie und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers und der Konstitution im Widerspruch stehen, so ist dieses ein Übel, dem man durch eine kluge und schonende Handhabung derselben leicht
35 begegnen kann. Übrigens gereicht es unserm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein, vor allen

*) Strada 102.

Fürsten seiner Zeit, nicht gezwungen ist, sein besseres Wissen der Notwendigkeit unterzuordnen und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm heischt und das Glück seiner Untertanen ihm zur Pflicht macht.“ Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der 5 Krone selbst verstieß, so nahmen einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachteiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische 10 Nationalfreiheit vorschützen und den Namen der Republik zu diesem Eingriff in das Konzilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses 15 Muster von Widersetzlichkeit geben und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war *).

Graf Egmont in Spanien.

Dem König dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu 20 tun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen und auf die Einziehung der beiden andern Ratsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen 25 die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der 30 Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den

*) Watson I, 263 ff. Strada 102. Burgundius 114 fg.

Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Überkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das übrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die
5 Statthalterin einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand
10 der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung,“ sagte er, „welche der Präsident von unsern Beschwerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schicklichsten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen
15 des Übels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die Strafbefehle verachten und wenig Ehrfurcht
20 gegen die Obrigkeit hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem König gestanden, daß die Republik in diesem Zustand nicht verharren kann. Der geheime Rat freilich wird anders urteilen, dem eben diese allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher sonst diese
25 schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine Verderbnis der Richterstühle, als von seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? Woher diese Pracht, diese schändliche Üppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu
30 gekommen sind? Hören wir nicht täglich von dem Volk, daß kein anderer Schlüssel sie eröffnen könne als Gold, und beweisen nicht ihre Trennungen untereinander selbst, wie schlecht sie von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten raten,
35 die das Opfer ihrer eigenen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, daß wir, die Statthalter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Liktors mit unseren Soldaten zu Gebote stehen sollen? Laßt sie ihren Indulgenzen und

Erlassungen Grenzen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen **wir** sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu sündigen und das allgemeine Übel durch einen Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimnisse des Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Kollegien verteilen. Der Staatsrat reicht hin für alle; mehrere Patrioten haben dieses längst schon im stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Übel, worüber Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrat aufhören zu lassen. Dieses ist es, was man von dem König zu erhalten suchen muß, oder diese neue Gesandtschaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz gewesen." Und nun teilte der Prinz dem versammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemütsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens *).

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rate zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdigster Freund **). Er machte zugunsten der oranischen Partei noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufall wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem

---

*) Vita Viglii I 1, 41 fg. **Burgundius 97—102.**

) Vita Viglii 42. Der nämliche, aus dessen **Mémoires ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlaßt, der eines der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seien vorüber; er wolle sich nach dem Beispiel seines Vorgängers und Freundes Granvella in die Stille des Privatlebens zurückziehen und dem Wankelmut des Glücks
5 zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle *).

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes
10 vor ihm widerfahren war. Alle kastilianischen Großen, vom Beispiel ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben und beeiferten sich in die Weite, ihn durch ein angenehmes Bezeugen zu ge-
15 winnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten
20 Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volk und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen
25 nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nötig sei, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehresten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nach-
30 sicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: er verlange nicht zu wissen, hieß es, ob er es dürfe, sondern ob er es müsse? Als man das letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitz und kniete vor einem Kruzifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des
35 Allmächtigen," rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich

*) Burgundius 102 fg.

stoßen!" Und nach diesem Muster ohngefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Über den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Notwendigkeit konnte ihn vielleicht nötigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu sein, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muts und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde, aber sie wirkte etwas ganz anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg und beschloß, daß die Hinrichtungen inskünftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeugen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottlivree gedachte. Egmont beteuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen und nichts damit gemeint worden sei, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern *).

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von 50 000 Gulden und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit

*) Grotius 17. Hopper II 2. 43 fg. Strada 105 fg.

zu bezeugen *). Die verstellte Sanftmut des Königs und die Beteuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er 5 seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländische Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im 10 Staatsrat zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. Obgleich sein Entschluß in betreff der Glaubensedikte, lautete sie, fest und unwandelbar sei und er lieber tausend Leben verlieren als nur einen Buchstaben daran abändern wolle, so habe er doch, durch 15 die Vorstellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Verderbnis bewahrt und jenen unabänderlichen Strafen entrissen werden könnte. Da er nun aus des Grafen 20 Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbnis der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterricht des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sei, so trage er ihr hiemit auf, eine besondere Kom- 25 mission von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nötige Reforme zu beratschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Ärgernis wanke oder aus Unwissenheit in den Irrtum stürze. Weil er ferner gehört, daß die öffent- 30 lichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Mute zu prahlen und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu betören, so solle die Kommission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen Hinrichtungen mehr Geheimnis zu geben und den 35 verurteilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen sei. Um aber ja gewiß zu sein, daß diese Privat

*) Strada 107.

synode ihren Auftrag nicht überschritte, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Ypern, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den kommittierten Räten sein sollte. Die Beratschlagung sollte womöglich in der Stille und unter dem Schein, als ob sie die Einführung der trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen und dem Geist der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräten anwesend sein und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Überkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt sein, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsrats und die Verbindung des geheimen Rats und Finanzrats mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letzteren bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rate zwar entlassen, mußte sie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Tisnaq, aus dem Konseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde *).

Geschärftere Religionsedikte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückge-

*) Hopper II 2, 44—46. 60. Vita Viglii u. Notae ad vitam Viglii I 1. 45 u. 187. Strada 106 fg. 151. Burgundius 104 ff. 119.

bracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurteil einiger Wieder-
5 täufer und noch anderer Ketzer, unterschrieben. „Der Graf“, hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eigenen Vorteil hat er das allgemeine Beste vergessen.“ Die Falschheit
10 des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte und unwissenderweise an seinem Vaterland zum Verräter ge-
15 worden war. „Diese scheinbare Güte also“, beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts als ein Kunstgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger preiszugeben und meinen guten Namen zugrunde zu richten. Wenn der König die Versprechungen, die er mir in Spanien getan, auf eine
20 solche Art zu halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurückziehung von Geschäften öffentlich dartun, daß ich an dieser Wortbrüchigkeit keinen Anteil habe.“ In der Tat konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den
25 Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als einen, den es zum besten gehabt hatte, zur Schau stellte *).

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich übersendet ward:
30 Für den Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend sei bereits in den trientischen Schlüssen soviel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse in die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen
35 Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen i n g e h e i m zu

---

*) Strada 113.

verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unterschied zu machen und dabei auf Alter, Rang, Geschlecht und Gemütscharakter der angeklagten Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen setzten, so würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen fallende und doch nicht minder harte Strafe der Galeere am angemessensten sein, diese hohen Meinungen von Märtyrertum herunterzustimmen. Vergehungen des bloßen Mutwillens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweisung oder auch durch Leibesstrafen ahnden *).

Während daß unter diesen Beratschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Prozeduren gegen die Sektierer, oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den milderen Religionsgesinnungen des Adels, den Mut der Sekten erhoben und der Bekehrungswut ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Teil der Nation hatte sich von den Schlüssen der trientischen Kirchenversammlung sowie von Egmonts Gesandtschaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit seines Herzens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu sein schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensprozeduren entwöhnt hatte, desto schmerzhafter mußte eine plötzliche und geschärftere Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien

*) Hopper 49 fg. Burgundius 110 fg.

an, worin das Gutachten der Bischöfe und die letzte Anfrage der Oberstatthalterin beantwortet wurde.

Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont, lautete sie, den mündlichen Äußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünfunddreißig Jahren in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arm die tätigste Unterstützung erhalten und die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche sie darin in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen vorgeschlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seien die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermangeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt und ein besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige alles, sie möge soweit gehen als sie wolle, wenn sie nur das Ärgernis vermiede *.

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsräten, und die Äußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sahe man schon die ganze

* Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgundius 118.

Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edlen 5 geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen Brutus, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erschienen gegen die neuen Bischöfe, Folterknechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig 10 als den römischen Stuhl *).

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräte und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und heftig der 15 Streit. Ungewiß zwischen Furcht und Pflicht, zögerte man, einen Schluß zu fassen, bis der Greis Viglius zuletzt aufstand und durch sein Urteil die ganze Versammlung überraschte. — Jetzt, sagte er, dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe 20 man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den sie jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach finden würde; vielmehr müsse man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen und ja ohne Härte zu verfahren. Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz von 25 Oranien jetzt auftrat und diese Meinung bekämpfte. Der Wille des Königs, sagte er, sei zu klar und zu bestimmt vorgetragen, sei durch zuviele Deliberationen befestigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der sträflichsten 30 Halsstarrigkeit auf sich zu laden. – „Den nehm' ich auf mich", fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit erkaufen, so wird uns diese Widersetzlichkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben." Schon fing die 35 Regentin an, zu dieser Meinung hinüber zu wanken, als

*) Grotius 19. Burgundius 122. Hopper 61.

sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorstellungen, die wir ihm getan, die vielen Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten wir also noch? Wollen **wir**, seine Staatsräte, allein seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns niemals danken wird?“ Unentschlossen und ungewiß schweigt die ganze Versammlung; niemand hat Mut genug, dieser Meinung beizupflichten, und ebensowenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentin zu seinem Beistand gerufen, die ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Ratschlägen den traurigsten; es geschehe daraus was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Mut hatte, war aus dem Felde geschlagen *). Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewütet haben. Als die Räte auseinandergingen, sagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun“, sagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben“ **).

---

*) Burgundius 122—124. Meteren I, 76 Vita Viglii I 1, 45.

**) Die Geschichtschreiber der spanischen Partei haben nicht verabsäumt, Oraniens Betragen in dieser Sitzung gegen ihn zeugen zu lassen und mit diesem Beweise von Unredlichkeit über seinen Charakter zu triumphieren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofs mit Worten und Taten bestritten hat, solange sich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erstenmal auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher-

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung wie die der neulich gehaltenen bischöf-

---

weise zum Nachteil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er getan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: Das hab' ich vorher gesagt, setzt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchsetzung der Edikte für ein Übel gehalten: gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Überzeugungen untreu und folgt einem entgegengesetzten Plan, obgleich auf seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben; und bloß deswegen tut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das Beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König Um seinen Haß gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt sich nicht im Gegenteil mit weit mehr Wahrscheinlichkeit dartun, daß er jene allein durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gärung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermutung nach (denn fürchtet es nicht Viglius selbst?), einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die nötige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu erschleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel, nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung verfolgen; aber die Extremität allein ist es, was meine Nation zu einem Zweck vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewalttätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterland, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Übereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann?

lichen Synode in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hilfreiche Hand zu leisten und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein jeder aus dem ihm untergeordneten Rat einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der trientischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diözesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sei denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonderen Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen sein sollte *).

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenste rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. Die Verordnung, schrieben sie zurück, sei auf eine ganz falsche Angabe der Sektierer gegründet **). Die Gerechtigkeit entsetze sich vor

*) Strada 114. Hopper II 2, 53 fg. Burgundius 115. Meteren I, 76. Grotius 18.

**) Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren oder zu verringern; und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte usw., so mußte der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich sein. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe

der ungeheuren Menge der Opfer, die sich täglich unter ihren Händen häuften; 50- und 60 000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flammen umkommen zu lassen, sei kein Auftrag für sie. Gegen die trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbnis in diesen Schlüssen aufs grausamste angegriffen war und die noch außerdem mit einer so verhaßten Reform bedroht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Konzilium mit bitteren Schmähungen an und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüter. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischof von Cambray gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte *).

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingeborenen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestierten feierlich in einer eigenen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschickten **). Diese, immer ungewiß, immer zwischen allen Parteien her und hinüber wankend, zu mutlos, dem König zu gehorchen, und noch viel mutloser, ihm nicht zu gehorchen,

---

nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper II 2, 62.

*) Hopper II 2, 55. 62. Strada 115. Burgundius 115 fg. Meteren I, 76 fg.

**) Hopper 63 fg. Strada 115.

läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermißlichste ist. Man will sich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den Karl V. der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe, also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft tat zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferem Widerstand. Ohne der Herzogin Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hilfeleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterin, um alle Teile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben *).

Während daß dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Untertans hervorzusuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. So blödsinnig wären die Niederländer nicht, hört man viele und nicht sehr heimlich sagen, daß sie nicht recht gut wissen sollten, was der Untertan dem Herrn und der

*) Vita Viglii I 1, 46. Hopper II 2, 64 fg. Strada 115 fg. Burgundius 150—153.

Herr dem Untertan schuldig sei; und daß man noch wohl Mittel würde auffinden können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen Anschein dazu habe. In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Stadtrat aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Teil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mitbegriffen sei. Die Kalvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntnis an das Licht und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß sie, ob sie gleich gegen 100 000 stark wären, dennoch sich ruhig verhielten und alle Landesauflagen gleich den übrigen trügen, woraus erhelle, setzten sie hinzu, daß sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie, gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern *).

Die Kriegsrüstungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (niemand wußte, zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um und

*) Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 solcher Schriften. Strada 117. Es ist merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunst und Publizität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche größtenteils mit aller der Niedrigkeit, Roheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich verteidigten.

ließen sich Winke von gewalttätiger Widersetzung und fremder Hilfe entfallen *).

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberaten und ohne Stütze zu sein, mußte die Statthalterin auch von dem einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden, schrieb ihr Wilhelm von Oranien, sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er sie bitten, seine Stelle mit einem andern zu besetzen, der den Absichten Sr. Majestät mehr entspräche und mehr als er über die Gemüter der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder anderen Gelegenheit im Dienst der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt vor jeder schlimmen Auslegung sicherstellen; denn so, wie nunmehr die Sachen stünden, bleibe ihm keine andre Wahl, als entweder dem König ungehorsam zu sein oder seinem Vaterland und sich selbst zum Nachteil zu handeln. Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrat, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müßig, der Entwickelung entgegensah. Seinem Beispiel folgte der Graf von Hoorne **); nur Egmont, immer ungewiß zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eitlen Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Untertan zu vereinen, Egmont, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüte standen. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Not sowohl als sein überlegener Verstand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen

---

*) Hopper II 2, 61 fg. Strada 117 fg. Meteren I, 77. A. Gesch. d. v. Niederlande 3, 60.

**) Hopper II 2, 67.

eine Lücke gerissen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwischen der feigen und gutherzigen Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unumschränkten Besitz nahm. Da sie ebensosehr fürchtete, durch ein ausschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone 5 das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem König durch ein zu enges Verständnis mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht so recht aus- 10 gemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von 15 Egmont und Hoorne und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Vorteil des Königs, ihres Herrn, hatte sie ebensosehr als das gemeine Beste geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens und ihre Handlungen hatten ebensowenig mit jenem als mit diesem gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit 20 der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie getan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats getan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Ratgeber des Königs, als 25 Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmaßungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidene Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, 30 welche von der Parteisucht sonst so leicht übertreten werden.

Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Grenzen der Mäßigung.

Währenddem, daß man im Staatsrat die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Teil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtnis zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nötig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Teil derselben hatte, einer weit dringenderen Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hilfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres als ihren Stolz beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich ebenso viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Taten, ebenso viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmut sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt notgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf oder in keinem für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgefühle, dem sie umsomehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur insoweit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Anteil hatte; aber die Vorteile, die sie von dieser Meinung

zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Teil des niederländischen Reichtums sich befand, und welche die unangefochtene Übung ihrer Religion für keinen Preis zu teuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichtums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweifelung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armut zu dingen *). Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höheren, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte oder waren ihr doch im stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen einzelnen unter ihnen zu gründen, und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur miteinander zusammenzu-

*) Strada 52.

bringen, mußten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen Alexanders von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Teil des niederländischen Adels in dieser Stadt: Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen und alte erneuert; die allgemeine Not des Landes ist das Gespräch: Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche Baronen, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken*). Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben**). Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuch einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräte ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwierig und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten und errötet haben würden, nur das Schwert für sie

---

*) Burgundius 150. Hopper II 2, 68.

**) Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negotiation sehr begünstigen. Strada 84.

zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben, und ebensowenig, um auswärtige zu mieten. Der Hof zu Brüssel wie die drei Ratsversammlungen durch innere Zwietracht geteilt und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und mutlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Dritteile des Volks gegen das Papsttum aufgeregt und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wieviel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war *).

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen alles, was *spanisch* hieß, der jede seiner Handlungen beseelte und ihn auch nur mit seinem letzten Atem verließ. Papsttum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüte nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der Tat verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie beides befriedigten. Dem jüngeren Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem

*) Grotius 19. Burgundius 154.

Ziele wand. Ein kalter, gelaßner Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele, eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück
5 und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer; ein zuverlässiger, nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im
10 Drang der Not geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten
15 holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke teuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte und um so werter gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung
20 gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zustatten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug und um so lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand
25 warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reiter war alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung und erlaubte sich, ihre
30 Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im stillen das evangelische Bekenntnis; weniger aber, weil seine bessere Überzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein **Abfall** war. Er hatte mehr Mundwerk als Beredsam-
35 keit und mehr Dreistigkeit als Mut; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben;

jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln, dieser mußte an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum *Vortänzer* einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmeren *Führer* haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name, aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

> Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
> Gloria, virtutem non unica pagina claudit*).

Außer diesen beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf von Culembourg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Toulouse, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebst mehreren andern zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers i. J. 1565, im Hause eines gewissen von Hammes, Wappenkönigs vom Goldnen Vließe**), zustande kam. Sechs Menschen***) waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlands, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zugute kommen sollte. Der *Zweck* der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerst seinen Namen setzte.

---

*) Burgundius 351 fg. Grotius 20.

**) Eines eifrigen Kalvinisten und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich berühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

***) Burgundius 155. Strada 118 nennt ihrer neun. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 57 nennt elf.

„Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter der Larve eines frommen Eifers, in der Tat aber nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswürdige
5 Gericht der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderläuft und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidentums an Unmenschlichkeit hinter sich läßt, das den Inquisitoren jede andere Gewalt unterwürfig macht, die
10 Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft erniedrigt und durch seine Nachstellungen den rechtschaffensten Bürger einer ewigen Todesangst aussetzt, so daß es einem Priester, einem treulosen Freund, einem Spanier, einem schlechten Kerl überhaupt frei steht, sobald er nur will und wen er
15 will, bei diesem Gericht anzuklagen, gefangensetzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es diesem vergönnt sei, seinen Ankläger zu erfahren, oder Beweise von seiner Unschuld zu führen), so haben wir Endesunterschriebene uns verbunden, über die Sicherheit unsrer Familien, unsrer
20 Güter und unsrer eigenen Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern nach unsern besten Kräften zu widersetzen, man versuche es heimlich oder
25 öffentlich, und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt sind, gegen den König, unsren Herrn, etwas Gesetzwidriges damit zu meinen; vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, sein königliches Regiment zu unterstützen und zu verteidigen, den Frieden
30 zu erhalten und jeder Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vorsatz gemäß haben wir geschworen und schwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten und ihrer mit Worten und Taten zu schonen, des Zeuge sei der allmächtige Gott!

35 Weiter geloben und schwören wir, uns wechselsweis, einer den anderen, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sei, zu schützen und zu verteidigen, angehend die Artikel, welche in diesem Kompromisse ver-

zeichnet sind. Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unsrer Verfolger, mit welchem Namen sie auch ausgeschmückt sein möge, sie heiße Rebellion, Aufstand oder auch anders, die Kraft haben soll, unsren Eid gegen den, der beschuldigt ist, aufzuheben oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer also um einer solchen Ursache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir uns hier nach unserm Vermögen zu helfen und durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich aber gegen das Gericht der Inquisition, ergeben wir uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das Urteil derer, welche wir einstimmig zu unsern Ratgebern und Führern ernennen werden.

Zum Zeugnis dessen und zu Bestätigung dieses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde und allem, was darinnen ist, der die Herzen prüft, die Gewissen und die Gedanken, und kennt die Reinigkeit der unsrigen. Wir bitten ihn um den Beistand seines heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser Vorhaben kröne, zur Verherrlichung seines Namens und unserm Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden" *).

Dieser Kompromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dinstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Große Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche, lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, und jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch

*) Burgundius 156—159. Strada 118.

das Beispiel fortgerissen und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrien; manche 5 darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich, erst lange danach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; viele trieb bloßer Leichtsinn zu der Partei, eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen, den Furchtsamen gab die 10 große Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorne, von Meghem und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Offiziere der Armee 15 dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewalttätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen 20 unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu tun; 25 die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung *).

30 Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda und kurz darauf in Hoogstraeten gegeben wurde, zog viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Kompromiß bereits unterschrieben hatten. 35 Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne und von Meghem fanden sich bei diesem Gastmahle

*) Strada 119. Burgundius 159—161.

ein, doch ohne Verabredung, und ohne selbst einen Anteil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Sekretären und einige Dienstleute der andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Kompromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorne und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte *).

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Meghem gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. Es werde eine Unternehmung geschmiedet, ließ er sich verlauten, dreihundert vom Adel seien darein verwickelt, es gelte die Religion, die Teilnehmer halten sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald werde sie das Weitere erfahren. Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in ihn drang. Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort verpfändet. Eigentlich war es wohl weniger diese Delikatesse der Ehre als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Kompromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien, es werde, wie er höre, eine Armee geworben; vierhundert Offiziere seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden

*) Burgundius 161 fg. 166.

mit nächstem unter den Waffen erscheinen. So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr *).

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung 5 betäubt und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrat soeben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorne in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senat wieder einzunehmen. 10 Ehe diese noch ankommen, beratschlagt sie sich mit Egmont, Meghem und Berlaymont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sei. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen oder der Notwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch 15 Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem ersten fehlte das nötige Geld und das ebenso nötige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwor- 20 nen vielleicht schon gewonnen war. Das zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben als niederzuschlagen, da im Gegenteil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle unbedingte Vergebung des 25 Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Meghem und Egmont behauptet, von Berlaymont aber bestritten. Das Gerücht habe übertrieben, sagte dieser; unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim und mit solcher Ge- 30 schwindigkeit vor sich gegangen sein. Ein Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen hätte. Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsrats zu er- 35 warten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden

---

*) Hopper II 2, 69 fg. Burgundius 166 fg.

besichtigt und, wo sie gelitten haben, wiederhergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmut zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen *).

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Kompromisses, versammelte sich der ganze Staatsrat in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Meghem, von Aremberg, von Hoorne, von Hoogstraeten, von Berlaymont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom Goldnen Vliese, nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrat Bruxelles und den übrigen Assessoren des geheimen Konsiliums **). Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plan der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen, jetzt Gebrauch zu machen und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst und gegen die Regierung. „Erst neulich", ließ sich der Prinz von Oranien heraus, „schickte der König 40 000 Goldgulden an die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen — und seine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolges ***) nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber so fürchterlich ist?" Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß

*) Strada 120. Burgundius 168 fg.

**) Hopper II 2, 71 fg Burgundius 173.

***) Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen.

anzuspielen, den der König gegen die nassauische Familie
und gegen ihn insbesondere hegen sollte. „Es ist am Tage,"
sagte er, „daß er sich mit den Erbfeinden meines Hauses
beratschlagt hat, mich, auf welche Art es sei, aus dem Wege
5 zu schaffen, und daß er mit Ungeduld nur auf eine Veranlassung dazu wartet." Sein Beispiel öffnete auch dem Grafen
von Hoorne und noch vielen anderen den Mund, die sich mit
leidenschaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienste und
den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte
10 Mühe, den Tumult zu stillen und die Aufmerksamkeit auf
den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die
Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß sie sich mit einer Bittschrift an den Hof
wenden würden, zulassen sollte oder nicht? Der Herzog von
15 Arschot, die Grafen von Aremberg, von Meghem und Berlaymont verneinten es. „Wozu 500 Menschen," sagte der letztere,
„um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieser Gegensatz
der Demut und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Laßt sie
einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte ohne Pomp,
20 ohne Anmaßung zu uns schicken und auf diesem Weg ihr
Anliegen vor uns bringen. Sonst verschließe man ihnen die
Tore oder beobachte sie, wenn man sie doch einlassen will,
auf das strengste und strafe die erste Kühnheit, deren sich
einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode." Der Graf
25 von Mansfeld, dessen eigener Sohn unter den Verschwornen
war, erklärte sich gegen ihre Partei; seinem Sohn hatte er
mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entsagte.
Auch die Grafen von Meghem und Aremberg trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen; der Prinz von Oranien
30 aber, die Grafen von Egmont, von Hoorne, von Hoogstraeten
und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. Die Verbundenen, erklärten sie, wären ihnen als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Teil unter denselben stehe mit ihnen in Verhältnissen der Freundschaft
35 und der Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine Bittschrift einzureichen, sei jedem
Untertan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer so
ansehnlichen Gesellschaft ein Recht nicht verweigern, dessen

sich der niedrigste Mensch im Staat zu erfreuen habe. Man beschloß also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet erschienen und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Ratsglieder hatten den größten Teil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Beratschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward*).

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal sogleich zum Ziele. „Brederode", sagte sie, „wird, wie unsere Nachrichten lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte bei uns einkommen. Das Urteil meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm antworten soll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voranzuschicken. Man sagt mir, daß es viele auch selbst unter Ihnen gebe, welche die Glaubensedikte des Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen und sie dem Volk als unmenschlich und barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, Ritter des Vlieses, Räte Seiner Majestät und des Staats, ob Sie nicht selbst Ihre Stimmen zu diesen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man jetzt, was man ehmals für recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr als jemals notwendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat der Kaiser sie nicht schon vor sechzehn Jahren errichtet, und worin soll sie grausamer sein als die Edikte? Wenn man zugibt, daß diese letztere das Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum diesen Widerwillen gegen jene, die doch weit menschlicher ist als die Edikte, wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr Urteil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, daß nicht Leidenschaft es lenke" **).

*) Strada 121 fg.

**) Strada 122 fg.

Der Staatsrat war in zwei Meinungen geteilt, wie immer; aber die wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel," fing er an, „man hätte meine Vorstellungen des Nachdenkens wert geachtet, solange sie noch entfernte Befürchtungen waren, so würde man nie dahin gebracht worden sein, zu den äußersten Mitteln zu schreiten, so würden Menschen, die im Irrtum lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, sie aus demselben herauszuführen, tiefer darein versunken sein. Wir alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir alle wollen die katholische Religion außer Gefahr wissen; kann dieses nicht ohne Hilfe der Inquisition bewerkstelligt werden, wohl, so bieten wir Gut und Blut zu ihren Diensten an; aber eben das ist es, wie Sie hören, worüber die meisten unter uns ganz anders denken.

Es gibt zweierlei Inquisitionen. Der einen maßt sich der römische Stuhl an, die andere ist schon seit undenklichen Zeiten von den Bischöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurteils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerspruch finden, und die vermehrte Anzahl der Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn also die erste, deren bloßer Name alle Gemüter in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ihrer, warum soll sie gerade *uns* aufgedrungen sein? Vor Luthern hat sie niemand gekannt; der Kaiser war der erste, der sie einführte; aber dies geschah zu einer Zeit, als an geistlichen Aufsehern Mangel war, die wenigen Bischöfe sich noch außerdem lässig zeigten und die Sittenlosigkeit der Klerisei sie von dem Richteramt ausschloß. Jetzt hat sich alles verändert; jetzt zählen wir ebenso viele Bischöfe, als Provinzen sind. Warum soll die Regierungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen den Widerwillen des Volks, den wir suchen müssen zu besänftigen, wenn er nicht in Empörung ausarten soll. Mit dem Tode Pius' IV. ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende ge-

gangen; der neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, ohne die es doch sonst noch keiner gewagt hat, sein Amt auszuüben. Jetzt also ist die Zeit, wo man sie suspendieren kann, ohne jemandes Rechte zu verletzen.

Was ich von der Inquisition urteile, gilt auch von den Edikten. Das Bedürfnis der Zeiten hat sie erzwungen, aber jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so lange Erfahrung sollte uns endlich überwiesen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruchtet als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche Fortschritte hat nicht die neue Religion nur seit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieser Vermehrung nachspüren, so werden wir sie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen sind. Hingerissen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an, zu mutmaßen, daß es doch wohl Wahrheit sein möchte, was mit so unüberwindlichem Mute behauptet wird. In Frankreich und England ließ man die Protestanten dieselbe Strenge erfahren, aber hat sie dort mehr als bei uns gefruchtet? Schon die ersten Christen berühmten sich, daß der Same ihrer Kirche Märtyrerblut gewesen. Kaiser Julian, der fürchterlichste Feind, den je das Christentum erlebte, war von dieser Wahrheit durchdrungen. Überzeugt, daß Verfolgung den Enthusiasmus nur mehr anfeuere, nahm er seine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott und fand diese Waffen ungleich mächtiger als Gewalt. In dem griechischen Kaisertum hatten sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Sekten erhoben, Arius unter Konstantin, Aetius unter dem Konstantius, Nestorius unter dem Theodos; nirgends aber sieht man weder gegen diese Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen geübt, die denen gleich kämen, welche *unsere* Länder verheeren — und wo sind jetzt alle diese Sekten hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber dies ist der Gang der Ketzerei. Übersieht man sie mit Verachtung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Eisen, das, wenn es ruhig liegt, rostet und nur scharf wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von ihr, und sie wird ihren mäch-

tigsten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen, die von so großen Regenten bewährt gefunden worden? Beispiele können uns am sichersten leiten.

Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Altertum, da das glorreiche Muster Karls V., des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Ratschläge eines Granvella und seinesgleichen belehrten ihn eines andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher geschienen, die Gesetze müssen sich den Sitten und die Maximen den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich Ihnen noch das genaue Verständnis in Erinnerung, das zwischen den Hugenotten und den flämischen Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, sie noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon sein mögen. Wir wollen gegen *sie* nicht französische Katholiken sein, damit es ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen *uns* zu spielen und wie diese ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen" *).

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senat unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustand der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegenteil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nötige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen

*) Burgundius 174 – 180. Hopper II 2, 72. Strada 123 fg. „Es darf niemand wundern," sagt Burgundius (180), ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partei, „daß aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntnis der Philosophie hervorleuchtet: Er hatte sie aus dem Umgang mit Balduin geschöpft."

einen Teil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sei, unterbleiben, wo sie es sei, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, daß sie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Konsilium wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung *).

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus 200 Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Tore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Überfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Culembourgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich untereinander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten und mit den Waffen selbst, wenn es nötig wäre, beizustehen gehalten sein sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sei. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um

*) Strada 124 fg.

den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der 5. April 1566, wird zu Überreichung der Bittschrift angesetzt *).

5 Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst und der Herzogin **). Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und 10 vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war bitten zu 15 sehen; auf der andern Seite soviel Ordnung, soviel Demut und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räten und den Rittern des Vließes umgeben. „Diese edlen Niederländer," redet Brederode sie mit 20 Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit sowie von ihrer Demut dieser feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der 25 Gesellschaft, ersuche Sie, diese Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich nicht mit dem Besten des Vaterlandes und mit der Würde des Königs vertrüge."

„Wenn diese Bittschrift", erwiderte Margareta, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und 30 mit der Würde des Königs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie gebilligt werden wird." — Sie hätten, fuhr der Sprecher fort, mit Unwillen und Bekümmernis vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unterlege und ihnen bei Ihrer Hoheit nachteilig zuvorgekommen sei; darum lägen 35 sie ihr an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen

*) Strada 126.

**) Hopper II 2, 73.

zu nennen und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu tun, damit derjenige, welchen man schuldig finden würde, die verdiente Strafe leide. — Allerdings, antwortete die Regentin, könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die nachteiligen Gerüchte von den Absichten und Allianzen des Bundes für nötig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verraten, setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, könne mit keinem Rechte von ihr gefordert werden. Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rate ging *).

Nie, lautete diese Bittschrift (die nach einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll), nie hätten sie es an der Treue gegen ihren König ermangeln lassen, und auch jetzt wären sie weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der Unwissenheit der übeln Folgen verharren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung der Inquisition und die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenversammlung würde diesen Beschwerden abhelfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen sei, hielten sie es für ihre Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete Person nach Madrid zu senden, die den König vermögen könnte, dem einstimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquisition aufzuheben, die Edikte abzuschaffen und statt ihrer auf einer allgemeinen Staatenversammlung neue und menschlichere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der König seine Entschließung kund getan, möchte man die Edikte ruhen lassen und die Inquisition außer Wirksamkeit setzen. Gebe man, schlossen sie, ihrem demütigen Gesuch kein Gehör,

*) Hopper II 2, 73. Strada 126 fg Burgundius 182 fg.

so nehmen sie Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räte zu Zeugen, daß sie das Ihrige getan, wenn es unglücklich ginge *).

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben
5 demselben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Culembourg waren mit ihrem Anhang unterdessen zu ihnen gestoßen) vor der Regentin, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben und enthielt: Die Inquisition und
10 die Edikte ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle sie, dem Wunsche der Verbundenen gemäß, einen aus dem Adel nach Spanien senden und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren empfohlen werden, ihr Amt
15 mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte sie von dem Bunde, daß er sich aller Gewalttätigkeiten enthalten und nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen werde. So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles,
20 was sie mit irgendeinem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden
25 war, wodurch man die Regierung, so oft es nötig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das übrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bitt-
30 schrift nur erfunden gewesen war, die verwegeneren Pläne des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen, so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske und
35 weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher

---

*) Hopper 74. Burgundius 162 – 166.

in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugnis der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit getan und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. Die Zeit allein und ihr künftiges Betragen, antwortete sie diesem, würden ihrer Absichten Richter sein *).

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tag, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktierte Brederode die Verschwornen im Culembourgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie mutwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich einige, daß sie den Grafen von Berlaymont der Regentin, die sich bei Überreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf Französisch hatten zuflüstern hören: sie solle sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten. Wirklich war auch der größte Teil unter ihnen durch eine schlechte Wirtschaft soweit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demut versteckte und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Geusen! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein

---

*) Hopper II 2, 74 fg. Strada 127.

jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorne, die der Zufall soeben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirt vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken *). Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter, ohne Unterschied Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art miteinander, und die allgemeine Not des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Atem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberblech überzogen, ebensolche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrat der Bettlerzunft, an den Hüten oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der

*) „Aber", versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schrien sie: es lebe der König, und es leben die Geusen! Es war dies zum erstenmal, daß ich diese Benennung hörte, und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man manches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unschuldige Handlung zu tun." Procès criminels des Comtes d'Egmont etc. Egmonts Verantwortung.

Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papsttum abfielen und die Waffen gegen den König ergriffen *).

Ehe die Verbundenen auseinandergingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs Äußerste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen sein, die ihre Pflicht getan hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es niemand anders als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte **), welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten, und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofs ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Culembourg und

---

*) Hopper II 2, 75. Strada 127—129. Burgundius 185—187.

**) Burgundius (188) gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll.

Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer und schieden dann voneinander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern.
5 Dem ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster: „Bürger von Ant-
10 werpen," redete er sie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir teilen und zu euerm Führer mich erkennen, so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen
15 eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldentat verließ er Antwerpen *).

Gleich nach Übergebung der Bittschrift der Edlen hatte die Regentin durch den geheimen Rat eine neue Formel
20 der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es ratsamer sei, diese Milderung oder M o d e r a t i o n, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen,
25 oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen **). Der geheime Rat, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu tun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das erste stimmte. Außerdem hatte
30 man Grund, zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden sein werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sei. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die
35 Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern

*) Strada 131.

**) Hopper II 2, 75.

einzeln und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Mut machte, sondern auch noch soviel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und 5 Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen *). Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen 10 Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche 15 Angeber dem Recht der Wiedervergeltung unterworfen sein sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere, willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition und wollte den An- 20 geklagten das Recht, an ihre Provinz zu appellieren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten; Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren und mit der meisten Eifersucht darüber 25 wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam **). Aus dem Hauptinhalt dieser Milde- 30 rung, die ihren Namen doch in der Tat verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. Die Schriftsteller der Sekten, hieß es darin, ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, ketzerische Zusammenkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend 35

*) Grotius 22. Burgundius 196 ff.

**) A. Gesch. d. v. Niederlande III 72.

sonst öffentliches Ärgernis geben, sollten mit dem Galgen bestraft und ihre Güter (wo die Landesgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwüren sie aber ihre Irrtümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwerts davon
5 kommen und ihre Verlassenschaft ihrer Familie bleiben. Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch
10 Verführung anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohltat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barm-
15 herzigkeit hingerichtet werden sollten *). Die mehrere Achtung für Leben und Eigentum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein notgedrungener
20 Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung)
25 Moorderation, d. i. Mörderung, nannte **).

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrat vorgelegt und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Ge-
30 nehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen ***).

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschworenen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen †) aufgetragen, der sich aber aus

*) Burgundius 190—193.

35 **) A. Gesch. d. v. Niederlande III 72.

***) Vigl. ad. Hopperum 7. Brief.

†) Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Kompromiß unterschrieben. Vigl. ad Hopperum 7. Brief.

einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehilfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgnis war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermutetes Hindernis, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außerstand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben *).

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert und der Schritt, den der Adel getan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere, schonende Verhältnis, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. Soviel Überwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streit nicht Partei zu nehmen, so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte: so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte

*) Strada 133 fg.

aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke
5 spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als
10 Stützen der vaterländischen Freiheit und größtenteils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können *). Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten.
15 Hieß die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser
20 mißlichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen: ein Weg, den sie zum Teil schon einmal erwählt hatten und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Nothilfe war. Auf sie sah die ganze Nation. Das unumschränkte
25 Vertrauen in ihre Gesinnungen und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zugrunde, die sie verließen. Ihr Anteil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war,
30 hielt die Gegenpartei im Zügel; solange sie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion mutlos und unsicher, die sich im Gegen-
35 teil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte.

*) Meteren I. 81 fg.

Dieselben Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, mußte den besten Teil ihrer Wirkung 5 verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentin zu einer Zeit von Rat entblößte, wo Rat ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Übergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet und unbekannt mit den 10 Eigenheiten des republikanischen Charakters, nicht unterlassen haben würde, das Übel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüter aufs Äußerste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen 15 denjenigen herauszusuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stich zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neu- 20 veränderten Edikte gestimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Rats und sandte sie zuvor an den König. „Ich sehe nun deutlich," brach er mit verstellter Heftigkeit aus, „daß allen Ratschlägen, die i ch gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, deren Treue 25 er bezweiflen muß, und ferne sei es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen" *). Das nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorne; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu 30 gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in seiner Anklage) aussah wie die Gesundheit. Die Regentin, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete scharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorstellungen, noch das ge- 35 meine Beste soviel über Sie vermögen, Sie von diesem

---

*) Burgundius 188 fg.

Vorsatz zurückzubringen, so sollten Sie wenigstens Ihres eigenen Rufes mehr schonen. Ludwig von Nassau ist Ihr Bruder. Er und Graf Brederode, die Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre Gäste gewesen. Die Bittschrift
5 enthält dasselbe, wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatsrat bisher gehandelt haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verschwörung begünstigen?" Es wird nicht gesagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staats-
10 rat getreten ist; ist er es aber, so muß er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. Egmont, scheint es, ließ sich von den Vorstellungen der Regentin besiegen; Hoorne allein zog sich wirklich auf eins seiner Güter zurück, des
15 Vorsatzes, weder Kaisern noch Königen mehr zu dienen *).

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut und, wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit alles ge-
20 wonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vlieses vor, worin diese feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängnis, noch Landesverweisung, noch
25 den Tod der Religion wegen zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter sein würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte.
30 So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betrug, angelegen sein ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich
35 auf einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Er-

*) Wo er drei Monate außer Tätigkeit blieb. Hoornes Anklage. Procès criminels des comtes d'Egmont etc. 1, 118

dichtungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Mut der Protestanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, spielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beschönigung diente. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, so viele Ausschweifungen veranlaßt, soviel Zügellosigkeit und Lizenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowohl als aus Verzweiflung fortzuwandeln sich genötigt sehen mußte *). Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimat wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, schenkten sich ihr jetzt öffentlich und laut **). Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Insignien zu tragen. Diese letztern brachten auf dem Geusenpfennig noch die Veränderung an, daß sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauf setzten, gleichsam um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Untertanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der einzelnen war, hatte sich nunmehr in einen Körper furchtbar zusammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder auf-

---

*) Strada 131 ff.

**) Grotius 22.

rührerische Kopf sah sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint, als sie äußerlich scheinen wollte, so würde sich der große Haufen dennoch nur an das Gesetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen sein.

Öffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger sein als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Ware in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Kalvinisten, welche die südlichen Provinzen und Flandern insbesondere inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Kantons und einem Teile von Deutschland mächtige Stützen fanden und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang

war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtenteils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichtum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Teil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntnis herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papsttum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Übung und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte *).

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation statthaben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Prozeduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen, ein Auftrag, den der größte Teil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehresten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu sehen **). Sie ver-

*) Grotius 22. Strada 136. Burgundius 212.

**) Grotius 29. Burgundius 203 fg.

standen also die Regentin absichtlich falsch und ließen die Inquisition wie die Edikte fast ganz in Verfall geraten. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen, nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Lizenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Oudenaarde und Gent und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser Hermann Stricker, aus Oberyssel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegener Enthusiast von fähigem Geiste, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der erste, der das Volk zu einer Predigt unter freien Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von 7000 Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermangelung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten *). Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Mut. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rapieren, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß gern oder ungern an dem Gottesdienst teilnehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingang haben sich Buch-

*) Burgundius 213—215. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schar von 7000 tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr als alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

händler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feil bieten. Der Apostel Hermann Stricker läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgetürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papsttum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Fluß, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Zeremonie, wie in den ersten Zeiten des Christentums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sakramente auf kalvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Toren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein andrer abgefallener Mönch, Peter Dathenus aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; 15000 Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen Ambrosius Wille, einem französischen Kalvinisten, zu gleichem Übermut verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen und lassen sich öftere Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, die der Kommandant, aus Furcht vor Verräterei, in das Kastell gezogen hatte, und welche sich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agieren. Die Sektierer gingen in ihrem Übermut so weit, daß sie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese versagte, traten sie in ein Bündnis mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen untereinander in dem genauesten Zusammenhang, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich

jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederodes Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Mut. Sechzehntausend Menschen brachen an dem nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus; Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwaigen Überfall zu decken. Die Prediger waren teils Deutsche, teils Hugenotten und redeten in wallonischer Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häschers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein großer Teil wurde von diesen Predigten wie von lustigen Komödien angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, desto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der es den andern an abenteuerlicher Übertreibung zuvorgetan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging demungeachtet in dem Gemüt der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegenheitlich mit unterliefen; und mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit gesucht hatte, brachte sie, vielleicht ohne es selbst zu wissen, mit zurück *).

---

*) Strada 132. Burgundius 215—223. 230—232.

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektierer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienst mit einer Eskorte von gewaffneten Reitern im Triumph heimzuführen und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrat sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um sie zu einer persönlichen Überkunft und, womöglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bang, standen schon im Begriff, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren, aber an ihrer Statt wird der Graf von Meghem dahin gesendet, um mit dem Magistrat wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. Man kenne ihn als einen geschwornen Feind der Geusen, wurde ihm zugeschrien: er bringe Knechtschaft und Inquisition, und er solle unverzüglich die Stadt verlassen. Auch legte sich der Tumult nicht, bis Meghem wieder aus den Toren war. Nun reichten die Kalvinisten dieser Stadt bei dem Magistrat eine Schrift ein, worin sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eigenes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrat erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hilfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien schicken möchte, als den einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet sei. Um das größere Übel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen

schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Anteil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Be-
5 gleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt,
10 um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geusen sollen leben!" schrie jung und alt ihm entgegen. — „Sehet hin," schrien an-
15 dere, „das ist der, der uns Freiheit bringt!" — „Der ist's," schrien die Lutheraner, „der uns das Augsburgische Bekenntnis bringt." — „Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr," riefen andere, „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns alles." Die-
20 jenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und
25 Rührung: „Bei Gott!" rief er, „sie sollten zusehen, was sie täten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt getan" *). Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er
30 einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Übels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien untereinander und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sei, und daß sein erstes Geschäft also sein müsse, die Gemüter zu ver-
35 sichern. Den Reformierten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Überredung und List die Waffen aus den

---

*) Strada 138 fg. Burgundius 233 fg.

Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Kalvinisten, bei 5 ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Überfall sicher sein könnten *). Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des 10 Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Mur- 15 meln von Götzendienst war alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm **).

Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern 1566 die traurigsten Zeitungen von dem Übermut der Protestanten erhält und für Antwerpen zittert, das sie in Oraniens ge- 20 fährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hilf- 25 reiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der inneren Kräfte des Bundes, dessen Dasein 30 und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, soweit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grad die Zuversicht der Sektierer erheben, als sie den Mut der Regentin darniederschlug. Der Konvent kam in einer Lüttichischen Stadt, St. Trond, zustande, wohin 35

*) Meursius, Gulielmus Auriacus I. 10fg.
**) Meteren I, 83. Burgundius 234.

sich Brederode und Ludwig von Nassau an der Spitze von 2000 Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf 5 alle Fälle für ratsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereignis für den Bund; das scheinbare Glück 10 derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man sollte die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühneren Ton annehmen und 15 Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Anteil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Trieb dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem 20 nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück, und eine innere Zwietracht 25 fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen *).

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den letztern, unter denen Ludwig 30 von Nassau, Brederode und Culembourg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffel, einem Dorf unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?" ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. 35 Man hat die Edikte und Inquisition allzu streng gefunden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine allgemeine Ver-

*) Burgundius 235 fg. Strada 140

sammlung der Reichsstände angetragen; ich habe diese Bitte vor den König gebracht, weil ich sie aus eigener Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwissenderweise noch unterlassen oder getan, was diese Zusammenkunft in St. Trond notwendig machte? Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtigtönende Worte, daß man bereit sein würde, lieber zu meinen Füßen zu sterben, als dem König etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nah an Aufruhr grenzen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels an; wenn er es redlich mit seinem König meint, so kann er bei dieser Ausgelassenheit des Pöbels nicht untätig feiern. Aber er selbst geht ja dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel voran, schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlands und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte durch seine jetzige strafbare Versammlung" *).

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputierte Mitglieder im Staatsrat zu Brüssel einreichen läßt. „Alles," lautete diese, „was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsere Bittschrift getan, haben wir mit dem lebhaftesten Danke empfunden; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber wenn wir demungeachtet jetzt noch immer und aller Orten her in Erfahrung bringen und mit eigenen Augen uns überzeugen, daß man unsere Mitbürger um der Religion willen vor Gericht schleppt und zum Tode führet, so müssen wir notwendig daraus schließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum mindesten — sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seinerseits ver-

*) Meteren I. 83 fg. **Burgundius** 237—239.

sprochen, hat er redlich erfüllt, auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, wenn die so lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüter mit Argwohn erfüllt und
5 die getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenversammlung sie wenig geneigt macht, ferneren Versicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden; auch nie eine Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische Waffen in den Provinzen sehen lassen, so
10 werden wir, die Verbundenen, als die ersten zu Pferde sitzen, sie daraus zu vertreiben; aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit sein. Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Gesichte zu lesen; wir sehen Menschen im ausschließenden Besitz Ihrer Gnade, die durch ihren Haß
15 gegen uns berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten, gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch eines Gerichtstages verkündigt — was ist natürlicher, als daß der Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich
20 erweckte? Daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsere Verbindung zu schwärzen bemüht ist, daß die Kriegsrüstungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem französischen Hof, um
25 einer spanischen Armee, die nach den Niederlanden bestimmt sein soll, den Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr uns aufgefordert haben, auf unsere Selbstverteidigung zu denken und uns durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen Freunden zu ver-
30 stärken? Auf ein allgemeines, unstetes und schwankendes Gerede beschuldigt man uns eines Anteils an dieser Zügellosigkeit des protestantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine Dul-
35 dung der Religionen das willkommenste Geschenk sein würde; aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten.

Der König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung sein, was wir bei ihm suchen; und ebensowenig kann es Vergessenheit sein, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß sich Abgeordnete der Lutheraner und Kalvinisten in St. Trond bei uns eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit leisten und sich für eine allgemeine Versammlung der Stände verbürgen wolle. Beides haben wir geglaubt ihnen zusagen zu müssen, aber unsere Versicherung allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer vornehmsten Räte bestätigt wird. Unter diesen kann niemand von dem Zustand unserer Sachen so gut unterrichtet sein und es so redlich mit uns meinen als der Prinz von Oranien und die Grafen von Hoorne und von Egmont. Diese drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nötige Vollmacht gibt und uns Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben und keine Befehlshaber darüber ernannt werden sollen. Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige stehen wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das erste, so ist es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Termin setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen werden dazu genug sein. Endlich und letztens machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne Zuziehung jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen" *).

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sahe sich

*) Meteren I. 84 fg. Strada 141. Burgundius 240—251. Meursius I. 11.

ebensowenig imstande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräten, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen oder unter irgend-
5 einem andern Vorwand sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rat, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nötigte, die Großmut der Geistlichkeit anzusprechen und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen
10 aus Spanien, die immer erwartet wurden und immer nicht kamen, sahe sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Trond den Vertrag einzugehen, daß sie noch 24 Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weiteren Schritt
15 unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte und die Regentin deswegen auf das nachdrücklichste in ihn drang.
20 Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte *).

1566 Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate, die Vermehrung des Staatsrats und Aufhebung
30 der zwei übrigen Kurien, das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Überkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehilfen vertröstet,
35 ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm

*) Hopper II 2, 61 fg. Burgundius 252. 255.

beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzuteilen Befehl gab. Öfters wurde er auch in das Konseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden zum Grunde läge und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntnis der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er ihm im Gegenteil, von eben dieser Kenntnis geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, solange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu sein und dem Neide der spanischen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehilfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Beratschlagungen unterworfen*).

Der König war damals im Busch zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrat versammelte. Beisitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa, Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großkommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manrique von Lara, Oberhofmeister der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberstallmeister des Prinzen; Karl Tisnaq, Präsident des niederländischen Konseils; der Staatsrat und Siegelbewahrer Hopper**) und der Staatsrat von Courteville***). Mehrere

*) Hopper II 2, 78 fg. 81.

**) Aus dessen Mémoires, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.

***) Hopper II 2, 87 fg.

Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor 5 Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle miteinander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander ge- 10 reiht und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen sein, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die ge- 15 waltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt tat man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der In- 20 quisition und Milderung der Strafbefehle dringen und den König zu einer Erweiterung des Staatsrats vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man es durch einen dritten und herzhafteren Schritt, durch eine förmliche Verschwö- 25 rung, den Geusenbund, von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu tun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle 30 jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. „Oder", fuhr man fort, „kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht 35 eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsrats und von Unterdrückung der zwei übrigen Kurien anders als ein völliger Umguß der Staatsregierung zugunsten des Adels?

Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrat und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben *)?"

Welches aber auch die Quellen dieses Übels sein mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sei. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveräne Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische Jahreszeit als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ozean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walcheren Besitz nehmen und dem König die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühling nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen: erstlich, daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht erteilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen oder bereits gerichtlich verurteilt seien, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüter versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten müßten fortan bei strenger Ahndung untersagt

---

*) Hopper II 2, 81 ff.

sein; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsameren Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Notfall neue Truppen zu werben und die
5 Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohlgetan sein, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig und allen in einem gnädigen Tone, schrieben, um ihren Diensteifer zu
10 beleben *).

Sobald dem König diese Resolution seines Staatsrats vorgelegt worden, war sein erstes, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen Befehl
15 gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschluß zu erflehen. Er erschien in eigener Person im Staatsrat, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz und verweigerte ihn ganz, verpflichtete sich aber, einige
20 deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatschreiben, sich unterderhand und im stillen kriegerisch zu rüsten; dreitausend Mann Reiterei und zehntausend Mann Fußgänger
25 sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nötigen Briefen versah und ihr eine Summe von 300 000 Goldgulden übermachte **). Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen
30 Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte und sie auch fürs künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich gestellt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zwei-
35 deutige Begnadigung so gut als gar keine war und viel zu

*) Hopper II 2, 87 – 89.

**) Hopper 92 fg. 95. Burgundius 287 fg.

sehr von der Willkür abhing, als daß sie die Gemüter hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte — so hatte er diesmal doch zugunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt getan: er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Konseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung getan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät: als die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

Viertes Buch.

Der Bildersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unversöhnlichen Feind ihrer Partei in seinem eigenen Lande zu tun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzten, zu übertreiben und sie dadurch unvermerkt zu Untaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen

viele gab, die ihrer eigenen verlorenen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen
5 Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvent zu St. Trond verabredet worden, daß in einer so-
10 lennen Versammlung so vieler Edeln und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Teil dem Papsttum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandtat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Ach-
15 tung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammichten Schoß einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublich, weil diese wütende Tat in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaft-
20 lich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu sein, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

25 Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgescheucht und bis zur Verzweiflung gehetzt, genötigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein
30 geheiligtes Menschenrecht gleich einem Werke der Finsternis zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphierenden Kirche, wo ihre übermütigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern,
35 vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand

der Natur, und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen 5 dem Wink eines fanatischen Redners zu Hilfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nötig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Untat bereit — keiner weiß es noch deutlich, zu welcher — rennt dieser wütende Trupp 10 auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armut; die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligen Bild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal, das über sie errichtet ist, und jedes muß 15 von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung auftut, bringen ihn zur Vollendung.

Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflan- 1566 dern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Äxten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, 25 nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wut begeistert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Hei- 30 ligen und treten sie mit Füßen. Erhitzter durch diese verdammliche Tat und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Kalvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden 35 mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Äxten zerhauen, die Altäre ihrer Zieraten entkleidet und die heiligen Gefäße

gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Werwick, Lille und Oudenaarde nachgeahmt; dieselbe Wut ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimat, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrat versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Mutwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche mutwillige Buben aus dem Volk, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentiert habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen. Ähnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und viele kamen, schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu tun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Tore, bis auf eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wütend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern

und Dolchen und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werk. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr wert gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Öle werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dies geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugeteilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsternis, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen und manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die Tat vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandtat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs neue; die Mönche und Nonnen lassen alles im Stich, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vor-

gangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hilfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, daß dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane tun und ihren Warengewölben gefährlich werden möchte, zugleich mutiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, sich bewaffnet vor ihren Haustüren zu zeigen. Alle Tore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Übermacht der Kalvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400 000 Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformierten Prediger, die für ihre Religionspartei erröteten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder weil weniger die Raubsucht als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen *).

*) Meteren I. 85 fg. Strada 143. 145—147. Burgundius 290 ff. 300 ff. Hopper II 2, 96 fg. Meursius I. 13 fg.

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid 5 auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen geteilt, und viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen ratsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Zitadelle 10 zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Zeremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was 15 kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputieren. Es sei ihnen, sagten sie, von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht, 20 so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegenteil aber würden sie stürmen; ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hilfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmutung; nachdem er aber in Überlegung gezogen, daß 25 die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilder- 30 stürmer zu ziehen, ihrer Zieraten entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzog 35 Adolfs von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigesetzt war. Dieser Adolf hatte seinen

Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängnis geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt nach einem halben Jahrhundert rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein anderes gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch preiszugeben *).

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zugrunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg nebst einem Teile von Artois und von Hennegau hatten das Glück, sich von diesen Schandtaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet **).

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Teil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte Amsterdam, Leiden und Gravenhaag hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewalttätigkeiten wurden auch auf den seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Overyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Meghem vor einem ähnlichen Schicksal ***).

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Pro-

---

*) Burgundius 314—316.

**) Meteren I. 87. Strada 149,

***) Burgundius 318 fg. Meursius 1, 15.

vinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsrats veranstaltet hatte. Die Schwärme der Bilderstürmer dringen schon weit ins Brabantische vor und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden und ihr auf das dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Mut oder Eifer gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen; daß ihr der Staatsrat nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern — sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzug seien. Sie gibt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu Gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle und daß er wohl tun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr der Greis, „daß Sie dieses Ausgangs der Dinge gewärtig sein konnten. Weil ich freier gesprochen habe als Ihre Höflinge, so haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das nur verderblichen Anschlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß sie gefehlt habe und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden

sei; jetzt aber dränge sie die Not. „Sind Sie gesonnen," versetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu bestehen?" „Das bin ich", antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht
5 zu dem großen Geheimnis der Regentenkunst, zur Verstellung, und schließen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, bis Sie mit ihrer Hilfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie einen Eid ablegen,
10 daß sie mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die sich bereitwillig dazu finden lassen, vertrauen Sie sich als Ihren Freunden; aber die anderen hüten Sie sich ja durch Geringschätzung abzuschrecken." Viglius hielt sie noch lange durch Worte
15 hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wußte, daß sie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrat den Befehl zu erteilen, daß er die Tore schließen und allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang ver-
20 sagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen getan hatten. Die Regentin, die sich in ihrer eigenen Residenz gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den
25 Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung und bewaffnete ihren ganzen Hof *).

Jetzt wurde Staatsrat gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Notwendigkeit nachzugeben, die Predigten
30 an denen Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu be-
35 willigen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne nebst einigen andern

*) Burgundius 327—331. Hopper, II 2, 99. Vita Viglii I 1, 48.

dazu ernannt, mit den Deputierten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen, und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu sein, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen und dem König gegen innere und äußere Feinde tätige Hilfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt und von den Bevollmächtigten beider Teile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signiert und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt getan, und mit Zittern gestand sie ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien *).

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strang, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputierte von jeder Sprache oder, wie man sie

*) Meteren I. 88 ff. Hopper II 2, 99—102. Burgundius 333—337. Meursius I. 16 fg.

nannte, den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue
5 Kirchen bauen oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauch untersagt sein. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der
10 Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer sein, oder wenigstens von irgendeiner angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der
15 Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen untertan zu sein. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt sein. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel
20 anfechten, noch sich auf Kontroverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diakonen sowie zu
25 allen ihren übrigen Konsistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magistrat von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Übrigens sollten sie sich desselben Schutzes wie die herrschende Religion zu erfreuen haben.
30 Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber jedem freistehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland
35 und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraeten anvertraut, der ein sanfter Mann war und, un-

beschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz bei diesem Vertrag seine Vollmacht weit überschritten und im Dienst des Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrat weit leichter sein würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektierer im freien Felde sich selbst überlassen wären *).

Strenger betrug sich der Graf von Meghem in Geldern, wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentin des Vorteils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte und die Frage an sie tat, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte, so antwortete sie: wenn in Brüssel vor dem Vertrag schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sei es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr stattfänden. Zugleich aber ließ sie unterderhand der Bürgerschaft bedeuten, daß dem ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sei. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu **).

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an Montignys Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorne übertragen war. Hoorne befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen und sich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seien zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber sei nicht, wo die Väter, sondern wo der größere Teil

---

*) Meteren I. 91. Burgundius 346—354. Strada 153. Hopper II 2, 103. Meursius I. 17 fg.

**) Burgundius 345 fg. 354.

sei. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sei es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigene zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sei, so sei sie zuverlässig die
5 bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unverwehrt sein; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuten, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden
10 Seiten wußten die Protestanten doch im Besitz einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten *). Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Aldegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abwesen-
15 heit des Marquis von Bergen die Statthalterschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformierter Prediger, la Grange, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüter, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der
20 Stadt zu bestehen und im Verweigerungsfall mit einer Übergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Kalvinisten und ihr Einverständnis mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltsames gegen sie zu unternehmen **).

25 Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent und ließ einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottes-
30 dienst erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalvinisten, aber nur diesen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu tätiger
35 Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer

---

*) Burgundius 355ff.

**) Burgundius 359ff.

verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſenbrod, Herr von Backerzeel, verfolgte die Bilderſtürmer an der Spitze einiger bündiſchen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern und bekam ihrer 30 gefangen, wovon auf der Stelle 22 aufgehenkt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden *).

Dienſte von dieſer Wichtigkeit, ſollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorne bei dieſer Gelegenheit leiſteten, zeugte wenigſtens von ebenſoviel Eifer und ſchlug ebenſo glücklich aus, als was Noircarmes, Meghem und Aremberg vollführten, welchen der König ſeine Dankbarkeit in Worten und Taten zu erkennen gab. Aber dieſer Eifer, dieſe Dienſte kamen zu ſpät. Zu laut hatten ſie bereits gegen ſeine Edikte geſprochen, zu heftig ſeinen Maßregeln widerſtritten, zu ſehr hatten ſie ihn in der Perſon ſeines Miniſters Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung geweſen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Verſchuldungen aus dem Gemüt ihres Herrn vertilgen.

1566

Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderſtürmerei und dem mit den Unkatholiſchen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um ſeine perſönliche Überkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präſident Viglius mit ſeinem Freunde Hopperus um dieſe Zeit wechſelte. Auch von den niederländiſchen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Meghem, Aremberg, Noircarmes und Berlaymont, beſondere Schreiben an ihn bei, worin ſie ihm von dem Zuſtand ihrer Provinzen Bericht abſtatteten und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den beſten Gründen zu ſchmücken ſuchten. Um eben dieſe Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiſer an, der ihn zu

*) Meteren I. 91 fg. Burgundius 340—343.

einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Untertanen ermahnte und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Konseil, sich über diesen neuen Vorfall zu beraten.

Granvellas Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monat, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seien auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seien zum Vorteil der Sekten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten getan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorschein, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verleugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottierungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau ineinander griffen und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten sein, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche jene zu der Schandtat gedungen; die Geusen, die

sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehensverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugetan sei. Alles war demzufolge von gleicher Verderbnis angesteckt und alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu tun, sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Teil und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte und dem gemeinen Volk ebensoviel Strenge als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Not ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stich lassen und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen teilte. Man trug demnach bei dem Könige darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwand zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Untertanen als ein großmütiges Geschenk zu bewilligen*).

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Notwendigkeit zu verschwinden. Jetzt, ließen sich Tisnaq und Hopperus heraus, sei die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen Er-

---

*) Burgundius 363 ff. Hopper II 2, 104 ff. 112 ff.

klärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont getan, tausend Leben zu wagen bereit sei. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich Karl V. einer beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen *). Dieser Meinung waren die meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könnte.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte; und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvorteil eines jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegenteil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. Eine Armee, erklärte Figueroa, den die Reihe zuerst traf, zu reden, würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie bestimmt wäre, unnötig belästigen und zu den Beschwerden, welche diese bisher soweit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Untertanen auf gleiche Art drücken, da im Gegenteil eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Mutwille und Leichtsinn den größten Anteil gehabt, von einer ernsthafteren Seite zu sehen und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König soweit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie das Äußerste unternehmen würden. Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so begebe

*) Hopper II 2, 106 fg. Burgundius 363 ff.

er sich des wichtigsten Vorteils, den er über sie habe, seiner landesherrlichen Würde, die ihn um so mächtiger schirme, je mehr er zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleichsam in einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen sein würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertausche auf diese Art die gewisse Überlegenheit, die ihm sein Verhältnis als Landesfürst gewähre, gegen den ungewissen Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, notwendig einen Teil seiner eigenen Untertanen zugrunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Verteidigungsstand zu setzen und sowohl ihre inneren als auswärtigen Hilfsquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienste leisten; die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden sein. Wüßte man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im Anzug, wäre seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters als eines zürnenden Vaters, so würde der Mut aller Guten steigen und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu halten, weil es dem König nicht wichtig genug geschienen, deswegen einen gewaltsamen Schritt zu tun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewalttätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch zu retten sei. Auf diesem stillen friedlichen Weg würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Untertan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht seines Zorns fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwand entginge, den der Transport einer spa-

nischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde *).

„Aber“, hub der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es nicht sein? Was die Rebellen durch ihre Taten, haben die übrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es als die ihrige, daß es jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigten — aber wer steht uns dafür, daß sie es bei der Ankunft des Königs nicht sein werden, da nach jeglichem Bericht der Regentin alles mit schnellen Schritten zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie notwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu gegründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen Beistands versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote steht — ist es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten, den besten niederländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig zu rechnen ist? Und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldisziplinierte und gefürchtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit

*) Burgundius 384 ff.

seinen rebellischen Untertanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde gemäß sind" *).

Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das 1566 Übergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten und was für einen Weg er nehmen 5 sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ozean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen 10 Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig sein konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahreszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nötigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten 15 konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden **).

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende 20 Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zuviel dabei zu vergeben; und etwas mußte notwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene 25 Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Ratsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin Klara Isabella Eugenia, 30 nachheriger Erzherzogin Albert von Österreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nötigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er wie das vorige Mal; des Vergleichs, 35

*) Burgundius 387 – 390.

**) Hopper II 2, 114 fg. Burgundius 391 fg.

den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht ratsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu er-
5 klären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Übrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und
10 ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vor-
15 sichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein niemand kund würde *).

1566 Währenddem, daß man sich in Spanien über diese Sache beratschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise be-
20 willigt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zustande; jung und alt, der Adel wie die Geringen halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide
25 Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Konsistorien und einen eigenen Kirchenrat, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammenzu-
30 schießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im ganzen angingen, sogleich die nötigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraeten von den Kalvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten,
35 für die freie Übung ihrer Religion durch alle niederländische Provinzen drei Millionen Taler zu erlegen. Von dieser

*) Meteren I. 92. Hopper II 2, 107 fg. Burgundius 368—370.

Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die übrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Über dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformierten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nötigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benötigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sei es für oder gegen die Regentin, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen und den Mut der Partei durch die Eröffnung so reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sei, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung *).

Aber der Exzeß der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte beiden einen unersetzlichen Schaden getan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Viglius' Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der

---

*) Strada 163. Burgundius 374 fg. A. Gesch. d. v. Niederlande III, 93.

Kalvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aufs grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion soviel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an, zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeugen und den Verdacht eines Verständnisses mit den Übelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihm bei dem Volk, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählich den ganzen Bund zu trennen oder wenigstens durch innre Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin allerorten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht

viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward *).

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bei dem Könige über die übeln Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer dartun könnte. Seine Verleumder, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tisnaq zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefaßt seien, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu beratschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Untertan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm schuld, daß er nicht alles getan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektierer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund mußte man Kunst und Betrug zu Hilfe rufen. Auch Oranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser

*) Thuanus II. 507. Strada 164 fg. Meteren I. 93 fg.

Beschwerde den Übergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Ämter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentin getan, stets aber unter den stärksten Beteurungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr
5 erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, erteilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit ebenso starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Ant-
10 werpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen sein sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Diener von seiner
15 Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätz gewisser Men-
20 schen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rat aus und äußerte zuletzt seinen
25 Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen *).

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu tun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Konseil in Madrid und Sego-
30 vien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche
35 die Regentin ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer

*) Hopper II 2, 110 fg. Burgundius 396 fg. Apologie ou défense de Guillaume prince d'Orange [1581] als Beilage.

eigenen Handſchrift erhalten und in Brüſſel unter ihren Augen gleichſam im Triumph zirkulieren laſſen, daß ſie ſelbſt, die mit Erſtaunen hier in jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeſchen inskünftige ſogleich zu vernichten. Wilhelms Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf den ſpaniſchen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Botſchafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchuldung des niederländiſchen Volks dem König jetzt gegeben ſei, eine willkürliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum riet er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jetzt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wohl zu finden wiſſen, ſo wie die beiden, die er bereits in Spanien habe und die ihm nicht mehr entwiſchen würden; und er habe geſchworen, ein Beiſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſetzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe*).

(1566) Den Brief des Miniſters Alava nebſt einigen andern, die aus Spanien datiert waren und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und ſeinen ſchlimmen Abſichten

*) Reidanus III. Thuanus II. 507. Burgundius 400 fg. Meteren I. 94. Strada 160.

wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Egmont, von Hoorne und von Hoogstraeten bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin sich
5 diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nötigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger fester Plätze versichern müsse. Dem König müsse
10 man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten und, wenn er sich demungeachtet durch
15 alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündnis zu negoziieren und aus letzterem Reiche viertausend Reiter nebst einer verhältnismäßigen Anzahl Fußvolks zu-
20 sammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nötige Geld einzutreiben, und die reformierten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stich lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche
25 Schwierigkeiten finden und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sei in der Tat aufgehoben, die Plakate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grund, diesen
30 feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sei, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volk von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es
35 bereit sei, zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, furchtbar

durch die Macht und das Ansehen ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegensetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Mut der versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf von Egmont sie überraschte. „Lieber“, sagte er, „mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüt seines Herrn zu schauen und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, deucht mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdopplung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern und durch mein künftiges Verhalten, womöglich, den Verdacht auszulöschen, den meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und teuer war und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so billige, so gnädige Gesinnung gehegt und so nachdrücklich, so heilig mir beteuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dies ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rat und durch mein Beispiel jetzt auffordre und wozu auch bereits die mehresten unsrer Brüder

sich neigen. Ich meinesteils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade" *).

Umsonst bemühten sich Nassau, Hoorne und Oranien, seine Standhaftigkeit zu erschüttern und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohltaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnis. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham als aus Parteigeist hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte als aus geprüften Grundsätzen die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so angenehm klang, hatte er doch etwas tun müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetrug auf und scheuchte ihn eilfertig zu seiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiß auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde zusammengekommen waren, wurden im Staatsrat zu Brüssel erwartet; aber nur Egmont verfügte sich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforschen, aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus als den Brief des Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs

*) Thuanus II. 507 fg. Burgundius 401—407. Meteren I. 95.

entfärbte sie sich darüber, aber sie faßte sich bald und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. „Wie kann", sagte sie, „dieser Brief wirklich von Alava herrühren, da ich doch keinen vermisse und derjenige, der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht geschont haben 5 würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges Paket noch gefehlt hat und auch kein Bote ausgeblieben ist? Und wie läßt es sich denken, daß der König einen Alava zum Herrn eines Geheimnisses gemacht haben sollte, das er mir selbst nicht einmal würde preisgegeben haben" *)? 10

Bürgerlicher Krieg.

Unterdessen eilte die Regentin, den Vorteil zu benutzen, 1566 den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innre Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog Erich von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Meghem, von Aremberg und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn 20 nicht aufs empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstund, ihrer am nötigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Walderfinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte 25 bewachte und seine Maßregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont steuerte die Geistlichkeit in Flandern 40 000 Goldgulden bei, um 1500 Mann zu unterhalten, davon er einen Teil in die bedenklichsten Plätze verteilte. Jeder Statthalter mußte seine 30 Kriegsmacht verstärken und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche allerorten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einschlagen werde.

*) Burgundius 408. Meteren I. 95. Grotius 23. 35

Ihrer Überlegenheit versichert und dieses mächtigen Beistands gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andre Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den
5 Protestanten nur in der Angst und aus Notwendigkeit erteilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene
10 gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt und gegen die Übertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahl zu denken, aber es anders zu genießen,
15 war Frevel; ihre Art, zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftig-
20 keit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Übertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehrern von den Prädikanten wurde unter dem Vorwand, daß sie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewiesen
25 worden, verwaltet, der Prozeß gemacht und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte*).
30 Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs teilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Kalvinisten so mächtig als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch
35 den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausge-

---

*) Meteren I. 93 fg. Thuanus II. 507. Strada 165. Meursius I. 21.

zeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen *). Die Nähe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstand der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständnis unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von seiten des Magistrats Deputierte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Teil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Kompagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eigenen Sohn zum Geisel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger Peregrine de la Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu tun sein mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man Noircarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten gegen alle Gesetze des Völkerrechts in Fesseln schlagen und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie auf der Regentin Geheiß

*) Es war ein Sprichwort in Hennegau und ist es vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 173.

bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung be-
5 steht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rat, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den
10 Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu ver-
1566 nünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen, nahm St. Amand in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle
15 übrige Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei- und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den überbliebenen Rotten der Bilderstürmer in
20 der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständnis mit den Protestanten dieser
25 Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Lannoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die wenigen, welche sich mit ver-
30 zweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Tore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Konsistorium darin aufzuheben, die
35 Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wiederherzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben und eine

hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Verteidigung an, fest entschlossen, es aufs Äußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Mut verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs äußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hilfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blockade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen und schickte sich an, die Stadt einzuschließen *).

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Teil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an, zu erkalten, und mit der gelinden Jahreszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die

*) Burgundius 376—379. 410 fg. 414—419. Meteren I. 98 fg. Strada 174—176. Viglius ad Hopperum, Epist. 2 u. 21.

ihn bis jetzt in Übung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten und, ehe sie das Äußerste wagte, alle unschuldige Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode
5 der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputieren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu tun und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt diesen Auftrag,
10 muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatz, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft
15 die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen strafe und alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volkes herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt und viele
20 unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sei, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher
25 Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an mich wenden,
30 ist mir in der Tat ein Geheimnis. Die Verbundenen, mit denen ich zu tun hatte, sind, wie ich nicht anders weiß, auseinander gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klagschrift nicht teilhaben, denn ich selbst kenne viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurück
35 getreten sind. Wer es aber auch sei, der sich hier ohne Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den Protestanten Religionsfreiheit

zugesichert habe. Niemand kann es unbekannt sein, wie schwer es mir schon geworden ist, die Predigten an denen Orten zuzugeben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen sollen, diese gesetzwidrigen Konsistorien in Schutz zu nehmen, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich so weit vergessen können, einer verwerflichen Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der Republik umzukehren und meine heilige Religion so abscheulich zu lästern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubnis gegeben hat; mit mir aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beschuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch Straflosigkeit und Sicherheit gewährte? Das Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber, was ihr künftig begehen würdet. Eure Bittschrift vom vorigen April sollte keinem von euch Nachteil bringen, und das hat sie, meines Wissens, auch nicht getan; aber wer sich neuerdings gegen die Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt **ihr** euch unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen Anstiften wurden die Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen gestürzt und die Städte zur Rebellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angestellt und von den Untertanen des Königs gesetzwidrige Steuern eingetrieben? Deswegen hab' ich Truppen zusammengezogen, deswegen die Edikte geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem Vaterlande und dem König meinen; und wenn ihr euch selbst liebt, so sehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die meinigen zu richten" *).

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu sein, konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde,

*) Thuanus II. 523 fg. Strada 167 fg. Burgundius 432—435. Meteren I. 96 fg.

der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, daß eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie
5 sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das letzte und fingen mit Ernst an, zu ihrer Verteidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten
10 zu erwerben, wollte Ludwig von Nassau die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgischen Konfession beizutreten und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschließen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Kalvi-
15 nisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu womöglich noch überstieg, den sie gegen das Papsttum trugen. Nassau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befestigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit
20 einem kleinen Heer in seine feste Stadt Vianen an dem Leck, über welche er sich Souveränitätsrechte anmaßte und die er eilig in Verteidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bund und den Ausgang von Nassaus Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufge-
25 steckt; überall rührte man die Trommel; allerorten sah man Truppen marschieren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Teile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte
30 sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewalttätigkeit leiden *).

1566 Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Prote-

---

35 *) Thuanus II. 524. Strada 169. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 95. Viglius ad Hopperum, Epist. 3.

stanten zu einer starken Überlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Ratsherrn Merode von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Meghem, der in der Nähe mit einem Korps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Vianen davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bombergen, einen hitzigen Kalvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Mut seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bombergen gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in toller Wut an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von 800 Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Meghem entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Meghem unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfall mit einer Belagerung drohen; aber Bombergen besetzte mit seinem Anhang das Rathaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederodes Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sei. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nun=

mehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb *).

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Meghem in Utrecht, um einem Anschlag
5 zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heer der Verbundenen, das nicht weit davon bei Vianen kampierte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offnen Armen als ihren Beschützer auf und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem
10 Gottesdienst machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Vianen bestreichen konnte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Teil seines Heers diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam **).

15 So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben und Brederode seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er
20 zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlag gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu sein, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt
25 zu bekommen, zu welchem Ende er Brederodens Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte ***).

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walcheren, wo man eine Landung des Königs vermutete; und diese zu
30 überrumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von

---

*) Thuanus II. 524 fg. Strada 170. Burgundius 423 fg. 427 fg. Viglius ad Hopperum, Epist. 6.

35 **) A. G. d. v. Niederlande II. 97 fg. Strada 170. Viglius ad Hopperum, Epist. 5.

***) Grotius 26.

Marnix, Herr von Toulouse, Philipps von St. Aldegonde Bruder, über sich nahm. Toulouse unterhielt mit dem gewesenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verständnis, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vlissingen Besatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen angestellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, daß der Magistrat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen zu beruhigen und seinen Anschlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des Staats wären oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß sie ungesäumt die Stadt räumen sollten. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Tore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vlissingen schon vor ihrem Anschlag gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, ohnweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vorteil einen Aufstand zu erregen. Toulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oosterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken und den Mut seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformierten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwand, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Lannoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Meghem das geusische Heer bei Vianen so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören noch seinen Bundesverwandten zu Hilfe eilen konnte. Lannoy überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens und richtete sie in einem schrecklichen Blutbad zugrunde. Toulouse warf sich mit dem kleinen Überrest seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Mute eines Verzweifelnden, bis Lannoy, der ihn auf keine andre Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Toulouse selbst wollte lieber in den Flammen sterben als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Überwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen *).

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Oosterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Kalvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Toulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Lannoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Tore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts

---

*) Meteren I. 97 fg. Burgundius 438—441. Strada 171 fg. Thuanus, liber 41.

begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Oosterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden 5 Heeren zerteilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden und die Stimmen der Überwinder wie der Überwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt 10 gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfeld konnte man in den Ge- 15 sichtern der Antwerper abgemalt lesen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wut der Sieger. Hier ein schmerzhaftes, eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn auf- 20 zureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Toulouses letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens 25 der wütenden Begierde, zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Witwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Kalvinisten zu den Waffen, ent- 30 schlossen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem roten Tore zu, das zum Schlachtfeld hinausführt; aber kein Ausweg! das Tor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich 35 auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. „Wir sind verraten, wir sind gefangen", schreien alle. „Verderben

über die Papisten, Verderben über den, der uns verraten hat!" Ein dumpfes, aufruhrverkündigendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an, zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Kalvinisten zu verderben. Ihre Verteidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalt; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüter. Jede Partei fürchtet von der andern, jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind, das Geheimnis vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen — ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformiert heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughaus genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wütenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraeten, von dem Bürgermeister Straalen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Tor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als um den Sieger, wer er auch sei, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden sein. Umsonst, diese rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwe-

gensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verräter zu schelten. Mit tumultuarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum Roten Tore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie täten; in der Vorstadt warteten 600 feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Not und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen ließ, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. „Ich wenigstens", fuhr der Prinz von Oranien fort, „werde mich beizeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiel folgt." Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt und zugleich von frischer Tat begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die nächsten an diesen wieder, daß endlich die wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den 600 Reitern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte*).

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser dringenden Not versammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Übermut der Kalvinisten niederschlagen wolle, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sei, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen und womöglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschsucht der Kalvinisten, die, auf ihren Reichtum stolz und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder

*) Burgundius 442—447. Strada 172.

andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegeneinander war von einer unversöhnlichern Art als der Haß, 5 in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformierten zu beschränken, von deren Wachstum das meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde 10 hatte er die Lutheraner, als den schwächern Teil und die friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Haß durch Kontroverspredigten in steter Übung erhalten mußten. Die Lutheraner 15 ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntnis billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verständnis mit den Reformierten zu beflecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick 20 zustande zu bringen, da es darauf ankam, so verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Kalvinisten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers fing die Beredsamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen 25 weit leichteren Eingang zu finden. Die Kalvinisten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunst zu allgemeiner Zufrieden- 30 heit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformierten und diesen die Katholiken; am allerletzten taten es die Lutheraner *).

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem 35 fürchterlichen Zustande verharrt. Schon waren von den Katho-

*) Thuanus II. 526 fg. Burgundius 448—451. Strada 173. Meteren I. 98.

liken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformierten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den letztern gegen die Katholiken geschehen *). Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

1567

Noch lag Noircarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben und jeden Gedanken von Übergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sei es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten und den treugesinnten Untertan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Untätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenossen besser benutzt werden konnte: so lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubnis zu Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, bloß die Maschinen zu dem Sturme zuzurichten und, ehe man ihn wirklich anfing, erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Übergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu diesem äußersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen von Egmont nebst dem Herzog von Arschot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputierten der Stadt und unterlassen nichts, sie aus

*) Meteren I. 98.

ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Toulouse geschlagen und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sei; daß der Graf von Meghem das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten und daß sie sich allein 5 durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu verteidigen; jedem, der es nicht wolle, vergönnt sein, innerhalb 14 Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die 10 Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputierten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil 15 sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. Toulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sei im Anzug, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen und 20 Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Ratsherrn mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde er- 25 klärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben und die Gefangenen von beiden Teilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie 30 sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten 35 an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern oder gewärtig sein, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformierten und baten

ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu tun haben und in ihr Schicksal nicht mit vermengt sein wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben, aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes zurück. Die Notwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehmals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache wie das erstere zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Überreste gutdenkender Bürger entblößen noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke rekognoszierte und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sei*).

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin und genießt einer ebenso festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Türme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Korps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen und erobert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf verteilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Berlaymont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt und dem Tor gegen-

*) Thuanus II. 528. Strada 176—178. Burgundius 458—462.

über wird unter den Augen der Belagerten und mit sehr wenigem Verlust, in gleicher Höhe mit den Festungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher 21 Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade be-
5 stürmen. Der Nikolausturm, auf welchen die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht.
10 In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört und an dem Tore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturm aber ununterbrochen fortgefahren. Desto
15 mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ
20 ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten und dem Feind überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm
25 ohne Unterbrechung 36 Stunden gedauert und 3000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen und seine Barmherzigkeit anflehen.
30 Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; 36 der schlimmsten Rebellen, unter denen auch de la Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformierter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strang, alle obrigkeitliche Personen
35 verlieren ihre Ämter und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wieder hergestellt und der protestantische vernichtet; der Bischof von Arras muß seine Residenz in die Stadt ver-

legen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung *).

Der Übergang von Valenciennes, auf welchen Platz 1567 aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost 5 und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Maastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschierte er nach Turnhout, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in 10 Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter Bombergens Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin 15 sogleich in Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischof, den die herrschende Partei der Reformierten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Tore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht 20 mit Blute befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenaarde unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern hatte der Graf von Meghem beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen 25 gelungen, jedoch etwas später und mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten **). Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der 30 Rebellen vertrieben, alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Mut der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig als Flucht oder unbedingte Unterwerfung ***).

---

*) Thuanus II. 528 fg. Meteren I. 98 fg. Strada 178—180. Burgundius 462—465. 35

**) Viglius ad Hopperum, Epist. 1 u. 21.

***) Burgundius 466. 473—475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruch der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der
5 Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so ineinander verwirret, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das
10 Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vorteil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen und welche meistens
15 nur Notmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltig-
20 keit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhang, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich
25 machte, letztere die Hintertüre benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu sein,
30 um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber
35 der Truppen in ihrem Dienst sehr nachlässig geworden und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die

alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staat hatte die nachteilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur 5 laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe ebenso schädlich als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man 10 sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraeten, von Hoorne und mit mehreren von dem höhern Adel. Die Statthalterin sah die Notwendigkeit ein, diese 15 zweideutigen Untertanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen 20 Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich da- 25 durch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln und sich gegen jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl, die Gemüter zu erforschen, und noch weniger, sie 30 zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser 35 Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Offizieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen

in der Republik etwas anvertraut war, von seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der erste, der ihn im Staatsrate zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Graf Egmont, 5 die Grafen von Meghem und Berlaymont; Hoogstraeten und Hoorne suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem 10 Vorwand, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benötigt sei, hatte sie ihm jene Provinz entzogen und an einen andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraeten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner 15 Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorne, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weert in gänzlicher Abgeschieden- 20 heit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu sein glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben *).

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, 25 entweder den verlangten Eid abzulegen oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letztern 30 und entging dadurch einem Meineid **).

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieser Reinigung zu bedürfen schien und wegen der großen Ge- 35 walt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war,

*) Meteren I. 99. Strada 180 fg. Grotius 24.

**) Burgundius 420—422.

mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze wie gegen einen Brederode oder seinesgleichen verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Ämter, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Beratschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienst des Königs von Spanien zu treten und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Taten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Albas Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vorteilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nötige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen und ihn in diesem dringenden Bedürfnis im Stich ließen *)? Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantischen Kirchen und

*) Wie wacker der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiel. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschießen, bis eine Summe von elftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirtin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nichtbezahlten Zeche überließ. A. Gesch. d. v. Niederl. III.

arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformierten vor dem Augsburgischen Bekenntnis hatte alle protestantische Fürsten Deutschlands gegen sie aufge-
5 bracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte.
10 Die Gewalttätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübet, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem
15 Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen und
20 ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gutmachen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Über die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen
25 aus Madrid nicht mehr zweifelhaft sein. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund und
30 den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch
35 beurteilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine andere als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und

die Klugheit riet ihm an, sich dem wirklichen Ausbruch derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verleugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Berty nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüte führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienst für das Land sowohl als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz wie es schien, dem öffentlichen Dienst abgestorben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstraetens Beisein, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sei, den er doch als sein Vasall nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eigenen Söhne, ja seine

Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich allem unterziehen müssen, was dem König einfiele ihm zuzumuten; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuten, wo-
5 vor ihm schaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem
10 Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille *).

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berty beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich
15 die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtnis zu bringen und in dieser dringenden Lage ihre Tätigkeit anzufrischen. Dieser Eid
20 würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sei ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgendeinen Fürsten aus des
25 Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gerne würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigene Klausel ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühl widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nötigen
30 können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berty wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. Der König würde nach den Niederlanden kommen, sagte er, und er
35 kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer von seinen Dienern eine Lutheranerin zur Ge-

*) Burgundius 456—458. Strada 182 fg.

mahlin habe, und darum habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Los aus Zwang unterwerfen müsse. Doch, schloß er, würde er sich, wo er auch sein möge, stets als ein Untertan des Königs betragen. Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte *).

Noch hoffte Berty, von Egmonts Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die seinige zu bewirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem letzteren in Vorschlag, wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschied noch einmal zu umarmen und den Verblendeten, womöglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Willebroeck, einem Dorf an der Rupel, zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär Berty war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformierten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlag dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornstein des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging **). Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf diesem Vorsatz bestehest", sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst", versetzte jener. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksal, daß ich dem Vaterland und meinen Freunden mit Rat und Tat habe nahe sein wollen in der Stunde der Not; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender,

---

*) Burgundius 456. 458. Strada 182. 183.

**) Vieteren.

als er je vorher getan, sich einem Volke wieder zu schenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sei.

5 Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmernis der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu 10 zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübsinnigen, verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schoße des Überflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum 15 Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Wert für ihn besaß, und dies alles, um einem Übel zu entgehen, das sein leichter Mut noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont 20 zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigener Mut ver- 25 zagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffent- 30 lichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf 35 nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß

sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das 5 ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet, Tränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder *).

Gleich den folgenden Tag schrieb Oranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen 10 Schritt aufs beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nötig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf 15 der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutz der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte, eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urteile kaum zu vereinigen ist, das er 20 in so viel andern Fällen von dem Gemütscharakter seines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Kalvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob alles unrettbar verloren sei? — Er habe ihnen ehemals den Rat gegeben, 25 antwortete der Prinz, und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten sollten; dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm sechsmalhunderttausend Gulden schaffen 30 oder auch mehr, wenn sie könnten. — Das erste, erwiderten sie, streite mit ihrer Überzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Geld aber könne vielleicht Rat werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde. — „Ja," rief er mit Verdrusse, „wenn 35

---

*) Thuanus II. 527. Strada 183. Meteren I. 95. Burgundius 470—472. Meursius I. 28.

ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet und seiner 5 drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch 60 000 Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch 20 000 Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte 10 sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Notwendigkeit unterlegen und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im stillen mit sich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn einige, wie er sich inskünftige gegen den König 15 von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig," war seine Antwort, „es sei denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl 20 von seinen Dienern als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraeten, von Culembourg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm teilen als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren 25 guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz 30 entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt, nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Kalvinisten, denen die angetragene Ver- 35 bindung mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten ein Ärgernis gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, 1567 wo der Feind von ihnen gewichen war *).

*) Meteren I. 100. Meursius I. 31. Reidanus 5. Grotius 26.

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hof der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüt gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm teilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, tat er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraeten, seinem alten Freund, wie auch dem ganzen Überrest der Geusen kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem König zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Teile voneinander in Händen hatten, wurden ausgewechselt und der Bruch zwischen beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Kompromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrien die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle

Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten *).

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des
5 Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden, alles wich dem Glück der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Her-
10 mann und sein Anhang war entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüter fingen allmählich an, sich zu sammeln und, von keinem wütenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Ratschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um
15 den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Albas gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Her-
20 zogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritt überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie
25 von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der
30 Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformierten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder her-
35 zustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls

*) Strada 184. Burgundius 472.

zu leisten und alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Anteil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt sein, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches getan und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformierten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Tore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrat zu beurlauben, widerstunden sie ihren Tränen nicht mehr und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrien sie, liederlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Kalvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sei, hatte man sie in ein Bündnis wider die Kalvinisten verflochten und letztere durch ihre Beihilfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer

nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksal ihre Torheit beweinen *).

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des Goldenen Vlieses, allen Statthaltern und Räten, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug und ihrer Andacht die bittersten Tränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markt vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte sich jetzt ebenso geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wütend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Kalvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbauet, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen

*) Meursius I. 33 fg. Thuanus II, 527. Reidanus 5. Strada 187 fg. Meteren I. 99 fg. Burgundius 475—478.

nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarden in die Hände fielen und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden *).

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamiert, dessen auch Brabant als ein Reichsstand teilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten, doch gelang es ihr, sie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen so scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sei. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntnis, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende sein; aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sei es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Starhemberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Anteil, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sei es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten sei, weit weniger Glauben schenkten als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Taten Gedächtnis in so vielen zerstörten

*) Thuanus II. 530. Strada 187. Meteren I. 99 fg. Burgundius 482. 484.

Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem König in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Ant-
5 werpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister tat der Regentin insgeheim die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritt aus Zwang unterzogen und dem österreichischen Hause aufrichtig zugetan sei *). Die deutschen Gesandten hatten Ant-
10 werpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Vianen und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Meghem, im Stich gelassen und sich mit Hilfe
15 der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Mut der Protestanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Ut-
20 recht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Meghems und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten und ihm zu
25 einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstand in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rat von Amsterdam und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sei, des Grafen von Brederode zu entledigen.
30 Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederodens Gefolge in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm ent-
35 rissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig

*) Strada 188. Burgundius 486—489.

aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfall hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu tun, als seine Wirtsrechnung zu vergrößern, während dem daß sein in Vianen zurückgelassenes, braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Meghem genug zu tun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiel Oraniens, der Notwendigkeit zu weichen und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrat seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Bankiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtrats vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder als den größten Teil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen sein, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Los fiel seiner Witwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederodens Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, sowie es auch nicht durch ihn gelebt hatte *).

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war mutig und tapfer und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte, aber sein

*) Meteren I. 100. Vita Viglii I 1, 50 fg. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 104.

guter Mut und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten unter Anführung Dietrichs von Battenburg vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Meghem, der mit dreizehn 5 Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nötigte sie, diesem Anschlag zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich, der 10 vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Meghem, und nötigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebst einigen friesischen Edelleuten, Beyma und Galama, warfen sich mit 15 120 Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmann in die Hände, 20 der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volk unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urteil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelsten Geblüt, 25 unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüte der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine Tat verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen 30 Schiffe, die von Medemblik unter Segel gegangen und durch den Grafen von Meghem in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei 35 Huissen über den Rhein und entkamen glücklich ins Klevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, ereilte der Graf von Meghem in Nordholland

und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noircarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Überrest der geusischen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunschweig bei Vianen, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie 5 aufs Haupt und bekam ihren Anführer Renesse gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Vianen einrückte, fand er nichts mehr als tote Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie 10 im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Tore abbrechen und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe*). Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland ge- 15 flohen und die Grafen von Hoogstraeten, Bergen und Culembourg ihrem Beispiel gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnis ein schimpfliches Schicksal, und Toulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von 20 den Verbundenen dem Schwert des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllet, den sie zur Schau getragen hatten. 25

So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige 1567 Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke, Mißtrauen und innere Zwie- 30 tracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle

*) Meteren I. 100 fg. Thuanus II. 530. Burgundius 490—492. 35 Strada 189. Meursius I. 35. Viglius ad Hopperum, Epist. 34 I 1, 428. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 104 fg.

Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und, auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinn der Bilderstürmer einen nähern Anteil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohltätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu teurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volk, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohltätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volk wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das

dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heeres brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, 5 der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- 10 und Südersee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen *). Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben und den sinkenden Mut der Bürger durch schöne Verheißungen auf- 15 zurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spa- 20 nischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, diesem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sei, einem andern den 25 Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederlän- 30 dischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten 35 noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksstandes mit sich;

*) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 105.

bei weitem der größte Teil bettelte sich dahin und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffene Bürger *).

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Bot-
5 schaft zu überbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sei, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die
10 Sekten seien ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanz; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen oder erwarten sie noch im Gefängnis; die Städte seien ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen
15 Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr soviel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so be-
20 dürftig seien, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heeres habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung
25 würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen und keine Rebellion mehr zu dämpfen sei, so könnte man zu diesem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen
30 Einzug halten. Nicht mehr durch die Notwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüter aufs neue erbittern, die Protestanten aufs Äußerste treiben und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze be-
35 waffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage

*) Meteren I. 101. Meursius I. 35. Burgundius 486. Viglius ad Hopperum, Epist. 5 u. 34 I 1, 354 ff. 427 fg. Grotius 26.

getan, daß sie vom fremden Kriegsheer befreit sein sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafte. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrer- 5 bietung empfangen, aber er möchte als Vater und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs neue zu stören *).

Albas Rüstung und Zug nach den Niederlanden. 10

Aber im Konseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Großinquisitor Spinosa und der Herzog von Alba, jeder von seinem Haß, seinem Verfolgungsgeist oder seinem Privat- 15 vorteil geleitet, hatten die gelindern Ratschläge des Prinzen Ruy Gomez von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters Fresnada überstimmt **). Der Tumult sei für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs 20 die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen sein würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem König eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, 25 seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zweck sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten 30 zu entreißen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die

---

*) Strada 197

**) Strada 193 ff. 35

Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmäßigen Takt seines geordneten
5 Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gang seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die
10 Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzu-
15 passen, den Nutzen und die Notwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete wie er, so waren die Weitläuftigkeiten,
20 die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nötig hat, den Einfluß seines Günstlings Ruy Gomez, der es gerne ge-
25 sehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hilfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so notwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung
30 der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Mut der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs Äußerste zu treiben, hatte er die weitläuftigsten und lautesten Anstalten zu dieser
35 Reise getroffen und alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Offiziere angestellt und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine

Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen und den Herzog von Savoyen um Rat fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sei? Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichnis aufsetzen und ihre Entfernungen voneinander aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzog die nötigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sei. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich sein möchte, obgleich manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnötigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen und seiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war,

daß der niederländische Adel eine Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der Tat hielt der allgemeine und noch lange nach Albas wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewalttätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben *).

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vizekönige und Statthalter von Sardinien, Sizilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatz im genuesischen Gebiet abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodron in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Berlaymont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterin eine Summe von 200 000 Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten sowohl als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu bestreiten **).

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwand einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten

*) Strada 193. 199 fg. Meteren I. 103.

**) Meteren I. 104. Burgundius 410 fg. Strada 196.

hatte, wandte sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, 2000 Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das 5 Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt sein möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nötigen Proviant zu versorgen *).

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die 10 Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karl IX. an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeind Frankreichs eine tödliche Wunde zu versetzen. Mit 15 Hilfe der Schweizer, der Genfer und seiner eigenen protestantischen Untertanen würde es ihm etwas Leichtes sein, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von 50 000 Hugenotten zu unterstützen versprachen. 20 Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karl IX. unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsch zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen 25 Grenzen zu decken; dasselbe taten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen **).

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit 30 Galeeren, 1567 die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, 35

*) Strada 196.
**) Strada 196 fg. Burgundius 497.

nötigte ihn, einige Tage untätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Verteidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren und nicht viel über 10000 Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Überresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige, undurchbrechliche Scharen, in denen der alte mazedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang' geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Mut kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nötigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen *). Aber so sehr er von

*) Der bacchantische Aufzug dieses Heeres kontrastierte seltsam genug [illegible]

der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenienſischen Feldherrn Iphikrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zusammengehalten worden, desto wütender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefähr neuntausend Köpfe stark und größtenteils Spanier, verteilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen 3230 Mann ausmachte; Sancho von Lodroño die mailändische, 2200 Mann unter zehn Fahnen; die sizilianische Brigade zu ebensoviel Fahnen und 1600 Mann kommandierte Julian Romero, ein erfahrner Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten *), und Gonzalo von Bracamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn spanische Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die

---

dem finstern Ernst und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zweckes. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie notgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigene Disziplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondre Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer, soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher und sonderten sich mit strenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Los gefallen war und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. Meteren I. 104.

*) Derselbe, unter dessen Befehlen eines von den spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten soviel Streit erhoben worden.

beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von
Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin
Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit
welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien be-
5 schenkt hatte, und Gabriel Cerbelloni General des Geschützes.
Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner
Kriegsbaumeister, Franz Paciotti aus Urbino, überlassen,
der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen
nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine
10 große Anzahl Freiwilliger und die Auswahl des spanischen
Adels, wovon der größte Teil unter Karl V. in Deutsch-
land, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mon-
dragone, einer der zehn spanischen Helden, die ohnweit
Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe
15 geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem
entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen
der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von
Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von
Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta und
20 Graf Martinengo — alle von edlem Feuer begeistert, unter
einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu er-
öffnen oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen
glorreichen Feldzug zu krönen *).

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei
25 Haufen verteilt, über den Berg Cenis, desselben Weges,
den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen
sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand
von Toledo, dem er den Obersten Lodroño an die Seite gab,
das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von
30 Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von
Ibarra, nebst dem General Cerbelloni, der Armee Bahn
zu machen und den Mundvorrat in den Standquartieren
bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach,
rückte abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage
35 dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das
Kriegsheer in mäßigen Tagreisen die savoyischen Alpen,

*) Strada 200 fg. Burgundius 393. Meteren I, 104.

und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone und zur Rechten die alliierte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz untätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen, abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Isère setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag und für ein einziges Dritteil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vorteil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt *); und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen **).

*) Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Herde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigentümer das Geraubte wieder zurückschickte und die Täter zum Strange verurteilte. Dieses Urteil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an einem von den dreien vollzogen, den das Los auf der Trommel traf. Strada 202.

**) Burgundius 496 fg. Strada 202.

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodron dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noircarmes und Berlaymont im spanischen Lager, dem Herzog zu seiner Ankunft Glück zu wünschen und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Teil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Scharen aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen oder eine Rache, die gegen sie im Anzug war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Ketzer", rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward *).

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sei, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinandergehen. 3600 Mann wurden unter Lodrons Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnis-

*) Meteren I. 105. Meursius I, 37. Strada 202 Watson II. 9.

mäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete *).

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, 5 waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgendeiner Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstages entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen 10 konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort **). Aber die Ankunft des spanischen Ge- 15 nerals konnte den Niederländern nicht verhaßter sein, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung 20 gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vorteile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer 25 Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davontragen und mit rascheren Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphieren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und 30 die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählich zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrat Viglius, der 35

*) Strada 202.
**) Strada 203.

nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Teilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geist, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung sein würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heeres zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Tränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterland weinte *).

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Toren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft sein, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmut weh zu tun und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er

*) Meteren I. 104. Burgundius 470. Strada 203. Viglius ad Hopperum 4. 5. 30. Brief I 1, 352 ff. 355 fg. 420.

aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu tun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine d r i t t e Kommission oder besondere Befehle im Rückhalt hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht undeutlich bejahete, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig sein dürfte und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Ratsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Culembourgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte *).

Eine tote Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich

*) **Strada 202 fg. Meteren I. 105. Meursius I. 38.**

seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Überall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentliche Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne wie sonst gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnis des neuen Statthalters nicht zu Hilfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben: der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Mutwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüter hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein erstes mußte sein, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter und dem Volk, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorne, der es bis jetzt für ratsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freun-

des verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halben Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Culembourgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Mute in diesem Hause aus und ein zu gehen, bewirtete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirten. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sei, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraeten als der dritte Mann in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen unter einem scheinbaren Vorwand von Geschäften nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodron in Antwerpen den Bürgermeister Straalen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdacht war, die Kalvinisten begünstigt zu haben, ein andrer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casenbrod von Backerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorne in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräte und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Berlaymont, von Aremberg und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Cerbelloni und Ybarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei

dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Teilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der
5 Herzog suchte die Beratschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Kuriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der übrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit destoweniger Verdacht zu tun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Berat-
10 schlagung mit zugegen sein und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrons Anschlag glücklich von statten gegangen sei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach und die Staats-
räte von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach
15 den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefan-
genes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schar spanischer Soldaten
20 umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hinter-
grund hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelaßnem Anstand von der Seite. „Dieser
25 Stahl", sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück verteidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein andrer spanischer Offizier des Grafen von Hoorne, der ohne alle Ahnung der Gefahr soeben nach Hause kehren
30 wollte. Hoornes erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freund in eben dem Augenblick dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen," rief er aus, „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm teile." Beide
35 Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Culembourgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen

vorgegangen war; ein geheimnisvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts," sagte er, „weil man den Schweigenden entwischen ließ." Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraeten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er krankheitshalber war genötigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben *).

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Zitadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alfons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besonderen Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten betören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längeren Aufschub das letzte Urteil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen 20 000 Einwohner den Wanderstab, außer den 100 000, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des

---

*) Meteren I. 108. Strada 204 fg. Meursius I. 39. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 112.

spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war *); aber viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß
5 so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Atem
10 und Freiheit zu retten **).

Albas erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Albas erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges
15 Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen ***). Der Inquisitions-

*) Ein großer Teil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten ver-
20 stärken, die von dem Durchzug der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen, und Karln den Neunten jetzt aufs äußerste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der
25 spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sei, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechtswegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängnis ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier geraten sei.
30 Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem ansehnlichen Heer zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich stoßen und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches letztere man sich aber verbat. Strada 206. Thuanus II. 541.

**) Meursius I. 40. Thuanus II. 539. Meteren I. 108. A. Gesch.
35 d. v. Niederlande III. 113.

***) Meursius I. 38. Meteren I. 105.

hof in Spanien hatte die gesamte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Taten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, *der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig* erkannt, und dieses Urteil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volk eingegangen; und *Gnade* war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Anteil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; alle, die gegen die trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgendeine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, kalvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — alle, ohne Unterschied, seien in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrat lege, und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftige Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden *). Nach dieser Angabe war kein *Reiner* mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen

*) Meteren I. 107.

Nation. Alle **Güter** und alle **Leben** waren **sein**, und wer eines von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner **Großmut** und **Menschlichkeit** zum Geschenke.

Durch diesen ebenso fein ausgesonnenen als abscheu-
5 lichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet und eine Vereinigung der Gemüter unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urteil vollstrecken lassen wollte, das über alle ohne Ausnahme gefällt war, so hielt jeder einzelne sich stille, um wo-
10 möglich der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Wert des Lebens und des
15 Eigentums gleichkam. Da dieses Strafgericht aber bei weitem nur an der kleineren Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größeren durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert; und für **einen**, den er zum
20 Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andre gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitz seiner Herrschaft, solange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vorteil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation
25 eine Last aufzulegen, die jeden ohne Ausnahme drückte *).

Um aber nun diesem blutigen Geschäfte, das sich täglich unter seinen Händen häufte, mehr gewachsen zu sein und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andren Seite sein Verfahren von den Ständen un-
30 abhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchstaben der gegebenen
35 Vorschrift Urteil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten,

*) Thuanus II. 540. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 115.

welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewalttätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war er selbst und nach ihm ein gewisser Lizentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Notzucht verübt hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüte sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien miteinander einstimmig sind *). Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Berlaymont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Hadrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jakob Meertens und Peter Asset, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Hessels und Johann de la Porte, Räte von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorstellungen wurde der geheime Rat mit einem Anteil an diesem Gerichte verschont; auch aus dem großen Rate zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur ratgebend, nicht beschließend, welches letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räte versammelten sich des Mittags, sooft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden und seinem Liebling Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandtaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehilfen sein mußten, bis auf den spa-

---

*) Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meursius I. 38. Viglius ad Hopperum 46. 68. 81. Brief I 1, 451. 498. 523. Meteren I. 105.

nischen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre aus den Versammlungen wegblieben *). Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß sie selbst die Heiligtümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profaniert und preisgegeben hätten **).

Von dem Rat der Zwölfe, der seiner Bestimmung nach der Rat der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutrats, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urteile waren unwiderruflich und durch keine andre Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so daß beinahe alle andre Justizhöfe ruhten. Der große Rat zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehen des Staatsrats fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinett, in einer Privatunterredung, ohne eine

---

*) Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurteil über den Bürgermeister Straalen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren I. 105.

**) Meteren I. 106. Zu einem Beispiel, mit welchem fühllosen Leichtsinn die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrat behandelt worden, mag dienen, was von dem Rat Hessels erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrenteils in der Versammlung zu schlafen und, wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurteil zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: Ad Patibulum! ad Patibulum! So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem Hessels ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Nichte des Präsidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Viglius ad Hopperum 67. Brief I 1, 495. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 114.

rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rat der Unruhen in Anschlag *). Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewalttätigste Auslegung und Änderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe getan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heiratsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wes Standes und Würden sie auch sein möchten, bei Strafe an Leib und Gut untersagte, ohne vorhergeschehene Anfrage bei ihm und ohne seine Bewilligung keine Heirat zu schließen **).

Alle, die der Rat der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast niemand tat, war des Landes verwiesen und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, vierzig, oft fünfzig wurden aus e i n e r Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahl immer die nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Zitation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60- bis 100 000 Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen

*) In einem schlechten Latein richtete Vargas die niederländische Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 117.

**) Meteren I. 106 fg. Thuanus II. 540.

Händen, an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünfundfünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu
5 erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Vierteilen, Verbrennen waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltener schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht
10 geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen viel mehr reizten als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen und alle Reichtümer des Landes in des Königs
15 und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleichgeschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Taler berechnet haben. Aber dieses
20 Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Untertanen und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides tun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt
25 hatten; alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armut, die sonst einen Notpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem
30 Rat der Zwölfe zu verfolgen (denn kein andrer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten *). Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewalttätigkeiten
35 gegen das Eigentum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwer-

*) Meteren I. 109.

lich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567. Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volk hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zweck hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vlissingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegen zu segeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern residieren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählich ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahr aufs andere hinausschob und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät als einen souveränen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Not der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden*).

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margareta den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitz einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfnis geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen und *verloren* zu fühlen, was sie *besessen* zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen imstande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung

---

*) Viglius ad Hopperum 45. Brief I 1, 448.

selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr geriet, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterste empfand. Selbst die wenigen, die, wie z. B. der Staatsrat Viglius, standhaft bei ihr aushielten, taten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen *). Bei weitem der größte Teil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Culembourgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Hoornes und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig vor dem Herzog beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener Tat durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernst zu betreiben. Sie wurde ihr ohne Schwierigkeit, doch mit

*) Viglius ad Hopperum 23, 40., 44. u. 45. Brief I 1, 348 fg. 439. 413 fg. 448.

allen Merkmalen seiner höchsten Achtung bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vorteil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von 30 000 Talern begleitete diese Bewilligung, und 20 000 wurden ihr zum jährlichen Gehalt angewiesen *). 5 Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte **).

Gar gerne hätte Margareta gesehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen 10 Ständeversammlung niederzulegen: ein Wunsch, den sie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte in Erfüllung gebracht zu sehen. Überhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das außerordent- 15 liche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchsten Gewalt geschieden sein mußte, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanz zu tun; und da ihr außer- 20 dem nicht entging, wie sehr der allgemeine Haß gegen den Herzog sie selbst in Vorteil gesetzt hatte, so sahe sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritt entgegen. So gerne hätte sie die Tränen der Niederländer um die gute Beherrscherin fließen sehen, so gerne auch die ihrigen 25 dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen

---

*) Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu sein, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la blessure de Monseigneur le prince d'Orange 1582, ohne Druckort, und steht in der 30 kurfürstl. Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, zu Namur im Elend, so schlecht unterstützt von ihrem Sohn (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär Aldobrandin selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel 35 besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

**) Strada 206—208. Meursius I. 40. Thuanus II. 539. Viglius ad Hopperum 40., 41., 44. Brief I 1, 439—442. 445 fg.

Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch getan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte, 5 so viel Wert hatte es jetzt für sie erlangt, da es das einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte, und gerne hätte sie sich überredet, daß sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer 10 geworden sei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so mußte sie sich mit einem schriftlichen Abschied von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, 15 alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Übel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte und endlich damit schloß, daß sie ein geendigtes Werk verlasse und ihrem Nachfolger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen 20 habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine 25 Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder*).

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urteil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeit- 30 genossen, wenn das Zeugnis der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem dritten das Recht nicht benommen sein, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüte des Volks ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr 35 anzuschreiben und unter dem Druck eines gegenwärtigen Übels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheu-

*) Meursius I. 40. Strada 207 fg

ungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Übels anklagen, hieß dem König und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Albas Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampf mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margareta keine von beiden erfüllt und der Nation augenscheinlich zuviel geschadet, um dem König so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei tat ihr dabei größere Dienste als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zustande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu leugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei getan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Konseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margareta besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn,

für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüter. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Not sie zwang, gab sie mit unsichrer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, zuviel zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohltaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zuwenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zuviel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvellas Vertreibung die Wohltäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt und befleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp II., ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtnis noch in Ehren: aber sie war der Glorie bei weitem nicht wert, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567 und wurde von dem Herzog bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutz des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren und sich dem niederländischen Volk nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Anhang.



1. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Zitadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rat der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator Johann du Bois mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorne anging. Es würde zu weitläufig sein, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen". Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten erteilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urteil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses getan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zu-
5 tritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

10 Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des Goldenen Vlieses nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen,
15 daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorne beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind
20 noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Verteidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen
25 gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Verteidigung verlustig erklärt.

30 Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborene Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch
35 die Gräfin von Hoorne, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deut-

sche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorne, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom Goldenen Bliese dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Interzessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorne sammelte von allen Rittern des Blieses aus Spanien, Deutschland, Italien Zertifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige; seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Verteidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urteil *verzögert*, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1. Junius 1568, erklärte sie der Rat der Zwölfe für schuldig, und am vierten dieses Monats folgte das letzte Urteil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern; welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casenbrod von Backerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer

dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstand mit den Waffen in der Hand gefangen oder wegen ihres ehemaligen Anteils an der Bittschrift des Adels als Hochverräter eingezogen und verurteilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Mut seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen notwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugetan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Teil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vorteil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Interzessionen, die von seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ: *sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen*, welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vorteil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler

Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurteil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung den Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war. 5

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Zitadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brothause auf dem großen Markt gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rat der Unruhen versammelt; der Herzog erschien gegen 10 seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urteile, kuvertiert und versiegelt, wurden von dem Sekretär Praets erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien 15 begünstigt und befördert, die konföderierten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe 20 auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urteil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Praets unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der 25 übrigen Kriminalräte bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängnis, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithof, eingehändigt, den er aus- 30 drücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Tränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter, 35 zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urteile zu wider-

setzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurteil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urteil!“ rief der
5 Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch
10 meinen Kindern zum Nachteile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen,
15 ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner
20 letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei als das, welches Christus der Herr selbst gelehrt habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Tinte geben
25 und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urteil angehört, welches
30 Ew. Majestät gefallen hat über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit
35 Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, geraten oder getan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung

geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen 5 Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel den 5. Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.
Ew. Majestät
treuster Vasall und Diener 10
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrat Viglius, den billigsten 15 Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urteils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren. 20

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthaus ein Schafott aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die 25 nicht überflüssig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wams 30 hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rotem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein 35 spanischer Hauptmann mit Namen Salinas und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofs, einen roten Stab in der Hand, saß zu Pferde am

Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schafott eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewalttätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edelm Anstand auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schafott drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Tränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorne. Dieser, von einer heftigeren Gemütsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urteil mit weniger Gelassenheit empfangen,

ob es gleich gegen ihn in einem geringeren Grad unrecht war. Er hatte sich harte Äußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine 5 Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele 10 aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wams und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper 15 seines Freundes sei. Da man ihm dieses bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über 20 dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schafott umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht 25 abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese teure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

---

2. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen 30 Erfindungsgeist mit einem mächtigen Element im Kampf zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit

und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle
5 fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beiden liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren
10 Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre
15 Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch lang-
20 wierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Teil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Nieder-
25 lande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine
30 längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der
35 Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, beizeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Teil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahre 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Teil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit ebensoviel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigentümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. Solange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Ständen Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der tätigsten Teilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbund und hatte sich im Laufe dieses Krieges durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung,

und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Krieges nicht mehr entledigen würde.

5 So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen 10 brabantischen Landes, welches sich größtenteils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wich- 15 tigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispieles, ihrer Ratschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgetan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des 20 ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen und rückte von **Doornik**, wo er stand, in ihre 25 Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern *).

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten 30 und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden: und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich 35 fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der

*) Thuanus II. 527. Grotius 84.

nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stromes, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10 000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Notwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen*).

Alle diese Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte,

---

*) **Strada, Decadis II lib. VI.**

so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimnis daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi
5 und Mondragon, widerrieten alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma
10 in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren noch aus leichtsinniger Überschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt,
15 oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl.
20 Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht
25 Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche
30 zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde und durch
35 den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte *).

---

*) Strada 552.

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte*).

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Toren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum und nach Verhältnis um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu

*) Strada 553.

schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Übergabe zu bringen *).

5 Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische 10 Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Richebourg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden letztern passierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das 15 antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detachierte Korps verteilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um teils die Dämme zu 20 besetzen, teils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts verteidigt, wovon das eine zu Lieffenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lilloo, gerade gegenüber, auf dem brabantischen Ufer 25 liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts 30 schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zustande, als der 35 Markgraf von Richebourg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe

*) Meteren I. 477 ff.

sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieffkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schan- 5 zen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden teils freiwillig von ihren Verteidigern verlassen, teils durch Überfall weggenommen, so daß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lilloo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto leb- 10 haftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wütende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, 15 und eine Überschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verlust von fast zweitausend Toten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek und begnügten sich, von 20 den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden und der eindringenden Osterschelde eine Brustwehr entgegensetzen *).

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lilloo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es 25 auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die 30 Breite des Stromes, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werk- 35 leuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der ant-

*) Meteren I. 477 fg. Strada 556. Thuanus II. 527.

werpischen und seeländischen Flotte, denen es ein leichtes sein mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Mut
5 konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stromes hatte ausmessen lassen und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieure, Barocci und Plato, darüber zu Rat gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Calloo in Flandern und Ordam
10 in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält und sie nötigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien
15 aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde *).

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte und die ganze
20 Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, tat der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte
25 Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzog freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die
30 Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Hauptbastei der Stadt vor dem Brüsseler Tore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine
35 große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung,

*) Strada Dec. II. 557.

welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wut. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen, mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urteil der Sachverständigen ebenso viele Wochen erforderlich geschienen *).

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die

*) Strada 557—559. Meteren I. 479. Thuanus II. 528.

Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demütigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl V. sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zustande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zustande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein *).

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete und mit den Maximen der österreichisch spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit geriet. Eben dieser mutige

*) Meteren I. 479 fg. Strada 562 fg. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 470.

Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrat von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräte, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde *).

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvoorde und Heerenthals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Sukkurses aus Brabant und Flandern und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte **).

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urteil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zugrunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo

---

*) Meteren.

**) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 470. Meteren I. 479. Thuanus II. 528.

er mit demselben wegen Verteidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rat ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lilloo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde,
5 sobald es not täte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat
10 und den größten Teil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem
15 jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mitsamt dem Weideland in Besitz genommen hatte *).
20 Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue
25 Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer
30 unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hilfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die
35 Feinde an beiden Ufern des Stromes festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiff-

*) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 469. Grotius 88.

fahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzig- 5 tausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreimalhundert- tausend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrat aufzuschütten, fehlte es beim Anfang der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; 10 denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die see- ländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräte aufkauften und dann bei eintretendem Mangel 15 sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Giani- belli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge ihrer Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, tat zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen und eine Gesell- 20 schaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die ein- gekauften Vorräte gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Anteil 25 erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Ein- wohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängnis Vorteil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nötigen Pro- 30 viant zu versehen, ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viel Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern ent- weder ganz aus der Stadt zu jagen oder von sich abhängig 35 zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Not ihr Eigentum nicht respektiert werden dürfte,

so fanden sie ratsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen *).

Der Magistrat der Stadt, um ein Übel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein andres, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um sie nachher desto teurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Teil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren **).

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an und meinte, daß der eine so wenig als die andre das spanische Joch auf sich leiden würde. Ein Strom, der zweitausendvierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechzig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresflut

*) A. Gesch. d. v. Niederlande III. 472 fg.

**) Grotius 92. Reidanus 69.

hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zustande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Notwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassieren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren*).

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um elfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estakaden ein Raum von mehr als sechs-

*) Strada 560.

hundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviant-flotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszu-füllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten herge-
5 schafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Ant-werpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger
10 gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estakaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß
15 sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vor-überzogen *).

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle
20 Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegen-heit. Er fand in dieser Stadt alles Nötige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme
25 bei Saftingen war ein großer Teil von dem Land Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahr-zeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde
30 und Rupelmonde passiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten
35 könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flotille, welche aus-

*) Strada 560 ff. Thuanus II. 529. Meteren I. 482.

geschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Calloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Verteidiger von Lilloo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit getan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen *).

Dadurch geriet der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke noch zur Verteidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoszierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Überschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier be-

*) Meteren I. 481. Strada 563 fg.

rühmten Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee seinem Urheber zu Ehren
5 den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang und hatte eine verhältnismäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen
10 Quartieren, weil sie nun nicht mehr nötig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Er-
15 zeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Überfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vorteil, den der
20 Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrat an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden*).

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke
25 einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werk höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger sein konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn
30 der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Ele-
35 ments machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen De-

*) Strada 565.

liberationen eine kostbare Zeit verschwendet und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzu viele Hände verteilt und der stürmischen Menge ein viel zu großer Anteil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz und dgl. oblag und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen sein wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die so oft es ihnen beliebte in die Ratsversammlung stürmten und, was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Beratschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolk und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging *).

Die wenige Übereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien geteilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek

---

*) Meteren I. 484. Thuanus II. 529. Grotius 88.

in feindliche Hände gefallen war und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme
5 nicht teilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rat eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so geriet es in eine wütende Be-
10 wegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zustande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte *).

15 Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständnisse unterhielt und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vorteil davon zu ziehen. Obgleich
20 er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu tun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriege-
25 rischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den Großen Rat von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die
30 Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als Verführte und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien,
35 von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht,

*) Meteren I. 486.

aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sei und den fröhlichsten Teil seiner Jugend zu- 5 gebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Gevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich beizeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Äußerste kommen ließen. 10

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Ton, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs 15 volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In *seine* Hände, erklärte sie, würde sie mit 20 Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sei der unveränderliche Ratschluß des Königs von Spanien und das Gelübde, das der- 25 selbe dem Papst getan habe; von dieser Seite sei alle ihre Hoffnung verloren. Sie verteidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtnis des Prinzen von Oranien, ihres Wohltäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen 30 von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigeren Herrn zu finden und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen ein- 35 gehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen *).

*) Thuanus II. 630 fg. Meteren I. 485—487.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmütig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz
5 und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Mut der Antwerper stärkte. Heinrich III., König von Frankreich, war für seine Person
10 auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu nutze zu machen, aber die Unruhen, welche ihm die Intrigen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nötigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die
15 Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen tätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlich-
20 sten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand *).

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen
25 lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lilloo einen Ausfall
30 wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Aus-
35 rüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich

*) Meteren I. 488. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 476—492. Grotius 89.

endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Verteidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rat, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte*).

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede sechsundsechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hinterteile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß voneinander abstanden und dem Strom einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stromes, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Flut stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche

*) Strada 564. Meteren I. 484. Reidanus 69.

von einem zum andern reichten und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit
5 diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausend-vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst verteidigen, auf das Kommandowort Flammen
10 speien und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit
15 Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunterschiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem siebenundneunzig Ka-
20 nonen, die sowohl über der Brücke als unter derselben verteilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die teils die Basteien, teils die Schiffe besetzten und, wenn es not tat, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

25 Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sichergestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Teil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er
30 längs der Schiffsbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den
35 Strom hingelagert und je drei und drei mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie elf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehn lange hölzerne

Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren und 5 davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffsbrücke und noch ein Teil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Verteidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegs- 10 schiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten*).

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein 15 Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt 20 hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen, unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Teil der Ehre zueignete, die 25 dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten 30 sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genötigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen oder doch dem Feind eine Diver- 35

---

*) Strada 566 fg. Meteren I. 482. Thuanus III. 46. A. Gesch. d. v. Niederlande III. 497.

sion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande*).

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen
5 Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoszieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt
10 und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten
15 zurück: „Gehe", rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen" **).

20 Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt
25 in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen
30 seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Not auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu
35 warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen

*) Strada 567—571. Meteren I. 492—494. Thuanus III. 44. 45.
**) Strada 568.

Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Lieffenshoek, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lilloo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zugrunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereitgehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrat von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln *).

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zustande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolg zu deren Verteidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste

---

*) Strada 573 fg. Meteren I. 495.

bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen
5 schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer *).

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei und das Werk der Voll-
10 endung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrat drei große Schiffe von hundertfünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Platten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken ver-
15 sehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen,
20 und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Platten bewilligt wurden.
25 Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine „das Glück", das andre „die Hoffnung" nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig
30 Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand empor-
35 ragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Mes-

---

*) Meteren. **Strada 574.**

sern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Öffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feind ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Atem erhalten, so daß sie endlich, vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Überfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu tun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tötenden Wirkung des Vulkans auszusetzen *).

Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernst-

*) Thuanus III. 46. Strada 574 fg. Meteren I. 496.

lichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln
5 und zog den besten Teil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andre
10 und gleich darauf ebenso viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, teils paarweise, teils zu dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang
15 noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jacob Jacobson, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel
20 zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles
25 Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten
30 im Widerschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüter
35 mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen

die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten*).

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher „das Glück“ hieß, geriet unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tötete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andre und größere Brander, „die Hoffnung“ genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Teil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei

*) Strada 575 fg.

im Wasser formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Richebourg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Verteidiger der 5 Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Gaetano und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks 10 beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähnrich und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, 15 in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rat anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Gae- 20 tano und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börste die Erde und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie tot fiel der Herzog nieder, die ganze Armee 25 mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit 30 mauerhoher Flut über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüst, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst 35 einem Teil der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine

bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, 5 welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wut, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten 10 Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele 15 von den Messern und Haken zerfleischt oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getötet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine 20 darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andre waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug 25 mit sich selbst zu tun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine 30 Zeitlang schwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder 35 aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zumut, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma

selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich tot, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlag noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Gaetano und Guasto sich aufrichtend — eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wiedergab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemütszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Teil seines Heers, ein andrer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Offiziere getötet, und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Richebourg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich wert hielt, nirgends aufzufinden sei. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lilloo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszuteilen und zu befolgen, da viele Korps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Korps vermißten und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräte vom Wasser zugrund gerichtet waren. Welch ein Moment

für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen *)!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. 5
Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassiert sein würden, und dann mit dieser Nachricht geraden- 10
wegs nach Lilloo weiter zu segeln, um die seeländische Hilfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den 15
auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt, und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sei. Auch noch 20
am folgenden Tage wurden keine bessere Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lilloo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermutung, daß die Brander nichts ausgerichtet 25
hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Untätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lilloo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der Tat verhielt. Einer so ungeheuren Inkonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles An- 30
sehen und alle Selbständigkeit Rat bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je untätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wut gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der 35

*) Strada 576 – 580. Meteren I. 497. Thuanus III. 47. A. Gesch. d. v Niederlande III. 497.

augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lilloo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete *).

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimnis zu sein, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, tat sein Äußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke verteilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Teil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Notfall weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet

---

*) Meteren I. 496.

werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähnrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde *).

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben ebenso leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Platten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmal auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmal die nötige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seine Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada **) nacherzählen darf. Er brachte ein Segel *unter* dem Schiffe an, welches ebenso von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde, angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben

*) Strada 581 fg.
**) 586.

könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte; denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, 5 daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Geratewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des 10 ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit vier tausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen *).

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die 15 Schiffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung 20 der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lilloo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große, etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser 25 der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst 30 seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Notfall die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angeraten und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber 35 ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungs-

*) Meteren I. 497 fg.

mittel kam man in der jetzigen Bedrängnis zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, 5 drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Über diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, solange ein solcher Damm im Wege stand, der die 10 seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von dem- 15 selben Besitz genommen und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Äußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größern Teil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier 20 und den spanischen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem 25 Damm selbst waren in gehöriger Entfernung voneinander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wut des Kriegs sich hieher ziehen würde, so 30 überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke und entschloß sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu verteidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz*).

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb 35 und unterhalb Lilloo, den Damm durchstochen, welcher dem

*) Strada 582. Thuanus III. 47.

brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zu-
vor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element,
da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine
seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt,
5 schiffte in die überschwemmten Felder und machte wieder-
holte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch
ohne ihn im Ernst anzugreifen, während daß eine andre in
der Schelde sich zeigte und bald dieses, bald jenes Ufer mit
einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme be-
10 drohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde,
der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch
anhaltende Wachsamkeit erschöpft und durch so oft getäuschte
Furcht allmählich sicher werden sollte. Die Antwerper hatten
dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den
15 Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen;
drei Feuerzeichen von dem Hauptturm sollten die Losung sein,
daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern
Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen
aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner
20 Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm er-
klettern, welche die spanischen Wachen teils schlafend über-
fielen, teils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In
kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt und war
schon im Begriff, die übrige Mannschaft, zweitausend an der
25 Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten
in Bewegung kamen und, von dem schmalen Terrain be-
günstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten
Angriff taten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing,
von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu
30 spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich
machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ,
so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht über-
wältigt und von dem schon eroberten Damm wieder herunter-
gestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch
35 das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von
diesen und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust
sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser
Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein

falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Übereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm *).

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu tun und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Teilen wurde das Äußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Zitadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen **).

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobsschanze aufgeführt und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsschanze und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Namen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek,

*) Strada 583 fg. Meteren I. 498.

**) Strada 584. Meteren I. 498.

lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken und noch überdies an beiden Seiten des
5 Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen *).

Früh morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feind-
10 liche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lilloo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden,
15 daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen und den Damm an der nicht ver-
20 teidigten Stelle, zwischen St. Georg und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und
25 dgl. beladen waren, um sogleich, wo es not tat, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon sein würde,
30 zu durchgraben **).

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Oosterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten
35 feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die

*) Strada 582. 584.

**) Strada 587 fg. Meteren 498. Thuanus III. 48.

Feinde voneinander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. 5
Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen mutigen Angriff zu tun, während daß das Geschütz von der Georgsschanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man 10
den Deich durchstach und die Brustwehr türmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Kordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, 15
zwischen Toten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten 20
abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Mut zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen 25
Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Mut durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten und mit den toten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben 30
hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere teils tot, teils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Mut, und sie hielten für ratsam, sich nach ihren Schanzen 35
zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Teil des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt.

Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oosterweeler Tore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, in Empfang zu nehmen *).

In der Tat war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich mutlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgsschanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustand befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandierte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgsschanze aufgetürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Untätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel

*) Strada 589. Meteren I. 498.

an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Lauf dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen *).

Während daß auf dem Damme von beiden Teilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenierern begleitet, flog er an den Ort des Angriffes und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Mut seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter;

*) Meteren I. 498.

auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Teile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide 5 Parteien fochten mit einem Mut, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener 10 und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit 15 alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgetürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Wall, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon 20 machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden und jetzt gleichfalls 25 gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seien. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastei zu erobern als sie zu verteidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um 30 nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehre von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; 35 nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten

fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mansfeldischen, mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in die Brustwehre zu machen und, indem sich der eine auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Bartolomeo Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte *).

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Mut, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Flut fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen

---

*) Strada 593 fg.

Truppen die fliehenden Schiffe und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hilfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen
5 sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst und stürzten haufenweise unter dem Schwert des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil
10 jeder dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr
15 Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mitsamt ihrer Mannschaft zugrund gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch
20 Schwimmen nachzukommen; aber die Wut und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den
25 Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Ant-
30 werpen bestimmt gewesen war, mit hundertundfünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräte in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so teuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten,
35 wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte und

gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden
sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand
zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Giani-
belli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vor-
schlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen 5
Namen „Ende des Krieges“ beigelegt, den es nachher mit
der weit passenderen Benennung „Verlorenes Geld“ ver-
tauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's,
wie jeder Vernünftige vorher gesagt hatte, daß es seiner
unbehilflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken 10
sei und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben
werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam
fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb
und den Feinden zur Beute wurde *).

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war 15
der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte.
Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Mut, und der
Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine
Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit ent-
fernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das 20
Brot noch in einem leidlichen Preis erhalten, obgleich die
Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber
schwand der Getreidevorrat so sehr, daß eine Hungersnot
nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens
noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen 25
der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen
Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu
kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt
eingenommen und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet.
Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte 30
Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr ver-
schwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten.
Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu
vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer
zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst 35
die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft

---

*) Thuanus III. 49. Meteren I. 485. Strada 597 fg.

werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen
5 wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genötigt, der stürmischen Ungeduld des Volkes nachzugeben und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt zu traktieren *).

*) Meteren I. 500. Strada 600 ff. Thuanus III. 50. A. Gesch. d. v.
10 Niederlande III. 499.

Anmerkungen.

37, 6. Die Bewohner von Seeland und Holland. Durch Dünen, Deichwälle und Kanäle wird dem Meere das Land abgerungen und vor den Fluten geschützt.

37, 11. Die Bewohner Brabants und Flanderns.

37, 15. Die neue Wahrheit = Protestantismus.

37, 27. Schiller identifiziert Naturrecht und Gesellschafts- oder Herrschaftsvertrag. Die moderne, auf den Ergebnissen der vergleichenden Forschung bauende Rechtswissenschaft sieht in den gesellschaftlichen Organisationen und wechselnden Staatsformen das notwendige Produkt der sozialen und politischen Verhältnisse. Nach der Theorie des „Gesellschaftsvertrages" haben die Einzelindividuen sich zu einem gesellschaftlichen Gebilde zusammengeschlossen, wobei sie wohl ihre ursprüngliche Ungebundenheit aufgeben mußten, aber die bürgerliche Freiheit zurückerhielten. Souverän war die Gesamtheit der Glieder. Das Souveränitätsrecht konnte aber an einen Fürsten übertragen werden, ohne daß jedoch das Gemeinwesen als solches seine Macht verlor; jederzeit konnte es die übertragene Gewalt zurückfordern. Das taten denn auch die Staaten der Utrechter Union, indem sie mit diesem Grundsatze am 26. Juni 1581 ihren Abfall von Philipp nach dem „Rechte der Natur" motivierten.

38, 13. Wilhelm von Nassau (geb 1533) war unter Philipp II. Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. „Strafbare Pflichten" oblagen ihm, da sie ihn in Konflikt mit den Pflichten gegen sein Vaterland brachten.

38, 24. Philipps Mittler ist Herzog Alba.

38, 30. Die sieben Provinzen sind Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Overyssel und Gröningen (1581).

39, 7. Von einem Teile des brabantischen Adels 1578 herbeigerufen, trat Erzherzog Matthias ohne Mitwissen seines Bruders, des Kaisers Rudolf II. die Regierung an, konnte sich aber dem Oranier gegenüber nicht halten; schon im Herbste kehrte er nach Wien zurück. Die katholische Partei rief, erbittert über die Gewährung der Kultusfreiheit an die Reformierten, Franz (nicht Karl) Herkules von Anjou, Bruder Heinrichs II. von Frankreich, herbei; als sein Versuch, sich der Stadt Antwerpen am 17. Januar 1583 zu bemächtigen, schmählich mißlang, mußte er die Niederlande wieder verlassen.

40, 15 Die Ligue in Frankreich ward von Herzog Heinrich von Guise wegen der Toleranz Heinrichs III. gestiftet zur Vernichtung des Protestantismus.

40, 16. Der Aufstand der Mauren in Granada war durch ihre maßlose Unterdrückung verursacht. — Portugals Eroberung endete mit dem Einzug Philipps II. in Lissabon am 29. Juni 1581. — Schloß und Kloster Escurial, 48 Kilom. nw. von Madrid, einer der herrlichsten Bauten der Welt, wurde von Philipp II. 1563—84 erbaut; er hatte den Bau in der Schlacht von St. Quentin gelobt.

46, 12. Kaiser Maximilian II., Neffe Karls V., und Vetter Philipps II., von 1564—76.

46, 23. Franz von Anjou war ein jüngerer Bruder Heinrichs III. von Frankreich.

46, 25. Elisabeth von England von 1558—1603.

47, 23. Die Bettler = Geusen. Über diese und anderes hier nur flüchtig Erwähntes bringen die folgenden Abschnitte Ergänzungen.

48, 14. Die Bataver, nach Tacitus ein Chattenstamm, bewohnten das Rheindelta, die Belgen den nördlichsten Teil Galliens unter Augustus. 13 v. Chr. hatten sie sich mit den Römern verbündet, aber in den Thronstreitigkeiten unter Vitellius und Vespasian (69—70 n. Chr.) empörten sie sich unter der Führung des Claudius Civilis gegen die Römer.

49, 10. Syrien = Kleinasien, Asien = der umfassendere Begriff, Aufgang = der Orient, Osten überhaupt.

49, 18. „Der Kompromiß" (= Übereinkunft) wurde die Vereinigung des niederländischen Adels vom 4. Nov. 1565 genannt. Sie hielt zwar am König fest, verpflichtete sich aber auch, die Freiheiten und Rechte des Vaterlandes zu wahren.

49, 23. Wie einst Civilis durch die Durchstechung eines Dammes das feindliche Heer dem Untergange nahe brachte und so den Frieden erzwang, so hatte der Oranier durch die Durchstechung des Rheindammes die Aufhebung der Blockade von Leiden durch die Spanier erwirkt. (Okt. 1574.)

I. Buch.

50, 18, Anm. Die während des Freiheitskrieges eroberten Landschaften, die Generalitätslande, hatten zwar kommunale Selbstverwaltung, waren aber staatsrechtlich vollkommen der Union unterworfen. „Erst die französische Revolution hat die Rechtsgleichheit aller Landesteile der Union begründet."

50, 19. Die Belgen (lat. Belgae) sind wahrscheinlich Kelten.

51, 5. Die Cimbern und Teutonen waren um 120 von ihrer Heimat an der Ostsee nach dem Süden gezogen; sie teilten sich; der eine Teil zog an die mittlere Donau, dann nach Bosnien und Serbien, der andere nahm durch das südöstliche Gallien seinen Weg nach Italien.

51, 13. Die Schweizer bildeten bis 1792 die Leibgarde der französischen Könige. Noch heute dienen sie im Vatikan als Leibgarde des Papstes.

51, 14. Die Dacier, zwischen Theiß und Donau, wurden von Kaiser Trajan vernichtet. (101—102, 105—107 n. Chr.)

51, 16. 58 n. Chr. zog Agricola zum ersten Male nach Britannien; 78 zum zweiten Male, mit weitgehender Vollmacht ausgestattet.

51, 27. Honorius, nach dem Tode des Kaisers Theodosius des Großen, der Erbe des abendländischen Reiches, regierte von 395—423.

52, 19. Die Trennung „beider Zeiten" vollzieht die Völkerwanderung (375—568).

52, 27. Pipin von Heristal siegte 689 über den Friesen Ratbod bei Dorstadt; Karl Martell vollendet die Eroberung. Bonifatius predigt, ohne großen Erfolg, das Christentum; ihm folgte unter Karl d. Großen 785 Liudger.

53, 1. „Die Geburt des Nordens" — im Gegensatz zu römischen Institutionen —, die Lehnsverfassung, entstand im Merovinger- und Frankenreich, wurde besonders von Karl Martell gefördert. Die Vasallen = Lehensträger verpflichten sich für das Lehen „zu Treu und Dienst". Die von diesen abhängigen Vasallen hießen Untersassen.

53, 21. Philipp der Gütige (1419—67) hatte seiner Cousine Jakobia von Holland Hennegau, Holland und Seeland abgenommen, Namur gekauft (1429). 1430 fielen ihm Brabant und Limburg, 1443 Luxemburg zu.

53, 30. So kühn waren Karls des Kühnen Pläne nicht. Er wählte nur den Angriffskrieg als beste Verteidigung gegen die Raubzüge der Schweizer, die von

53, 36. Ludwig XI. von Frankreich veranlaßt waren. In drei „schrecklichen Schlachten": bei Grason und Murten (1476) gegen die Schweizer, bei Nancy (1477) gegen Herzog René von Lothringen unterlag Karl.

54, 36, Anm. Ludwig XI. erließ diese Aufforderung, bevor er von der Auffindung des Leichnams Kunde erhalten hatte.

54, 4. Maria wird die „unselige Helena" genannt, weil sie gleich der Helena, der Gemahlin des Königs Menelaos von Sparta, derentwillen der Trojanische Krieg entstand, soviel Unheil über ihr Land brachte.

54, 23. Die „spanische Braut" war Johanna die Wahnsinnige, die Tochter Ferdinands II. von Aragonien und Isabellas von Castilien, die Mutter Karls V.

57, 17. Hugonet und d'Humbercourt, ehemals Räte Karls des Kühnen, hatten, von Ludwig XI. bestochen, Flandern an Frankreich bringen und Maria dem Dauphin vermählen wollen. Schon hatten sie Maria eingeschüchtert, daß diese sich, gegen ihren Wunsch und Willen, Frankreich geopfert hätte, als der Plan entdeckt und die Verräter gerichtet wurden

57, 30. Der bei Lebzeiten des deutschen Kaisers gewählte Nachfolger hieß römischer König.

58, 34. Die levantische See = östliches Mittelmeer.

58, 36. Die Holländer Olivier S. Bunnel und J. van de Walle legten um 1570 an der Dwinamündung den Grund zur Stadt Archangelsk.

58, 37. „Die wendischen Städte" = das spätere wendische Viertel der Hansa: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald.

62, 9. Das Treffen bei Gavre fand am 14. Juli 1451 statt. 20000 Mann kamen in der Schlacht und auf der Flucht um. Die Kriegsentschädigung betrug 200000 Goldgulden.

62, 25. Friedrichs Feldherr, Herzog Albrecht zu Sachsen, leitete die Unternehmung. Die Belagerung dauerte übrigens nur fünf Jahre.

63, 11. Negotianten = Geschäftsleute, Handelsherren.

63, 24. Vasco de Gama segelte 1498 um das Kap der guten Hoffnung nach Kalikut an der Küste von Malabar.

64, 5. Die englische Kompanie, die den Grund zu Englands indischen Besitzungen legte, wurde 1600 gestiftet.

64, 21. Die Aufschrift lautet zu deutsch: „Der Senat und die Bürgerschaft Antwerpens haben [dieses Gebäude] zum Nutzen der Kaufleute jedweder Nation und Sprache, sowie zur Zierde ihrer eigenen Stadt errichtet im Jahre 1531."

65, 19. Cosimo di Medici (1434 - 64) war der große Sohn Giovanni M., des Gründers des Hauses Medici, der erste jener glänzenden Fürstengestalten, die durch Pflege von Kunst und Wissenschaft den unsterblichen Ruhm ihres Hauses begründet haben.

65, 31. Francesco Guicciardini (1483—1540) ist ein berühmter italienischer Geschichtsschreiber.

65, 35. Nach dem Geschichtsschreiber Junius (geb. 1589) soll Lorenz Coster in Harlem um 1432 die Buchdruckerkunst erfunden haben. Diese Nachricht ist sicherlich legendär.

66, 27. Hugo Grotius, richtiger de Groot (1583—1645), ein ausgezeichneter Humanist, scharfsinniger Philosoph, Jurist und Staatsmann, ein mit kritischem Geist begabter Historiker.

69, 2. Das Tribunal, „der hohe Rat" in Mecheln war der oberste kaiserliche Gerichtshof; über ihn stand „der geheime Rat" in Brüssel.

69, 25. Die reiche und mächtige Stadt Gent verweigerte unter der Regentin Maria, Karls V. Schwester, eine allgemeine Steuer, die von den übrigen Städten anstandslos entrichtet worden war (1539). Als die Regierung Repressalien ergriff, verjagten die Genter Adel und Regierungsanhänger. Karl V. eilte (Frühjahr 1540) mit einem Heere herbei und hielt grausames Gericht: die Anstifter wurden hingerichtet, andere verbannt, Gents Privilegien, besonders seine Sonderverfassung aufgehoben. Die angesehensten Bürger mußten demütig Abbitte leisten. Außerdem waren 150000 Goldgulden als Buße zu zahlen.

69, 33. Markus Aurelius Antoninus Pius, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron (161—180), ist das Vorbild des gegen sich selbst strengen, gerechten und gütigen Monarchen. Dagegen gelten Kurfürst August III. von Sachsen und König von Polen (1733—1763) und Ludwig XIV. von Frankreich (1643—1715) als Vertreter des rücksichtslosen Absolutismus.

71, 30. Die Akademie in Löwen, 1426 von Herzog Johann IV. von Brabant gegründet, erreichte ihre Blüte erst Ende des 16. Jahrhunderts. Douay in Flandern stiftete Philipp II. 1562.

74, 23. Die Inquisition bestand schon seit 1522 in den Niederlanden, und zwar nicht wie in Spanien von Mönchen, sondern von einem Laien geleitet. 1546 erhob sie Karl V. erst zum „heiligen Offizium" in einer ausführlichen Instruktion, die er 1550 neuerdings verschärfte.

75, 33. Schiller denkt hier an den schon erwähnten Augsburger Vertrag von 1548, der den „burgundischen Kreis" schuf.

77, 6. 21 Jahre alt, reiste Philipp II. durch Deutschland nach den Niederlanden. (Herbst 1548.)

78, 9. Am 25. Oktober 1555 trat Karl V. die Niederlande an seinen Sohn ab; Neapel und Mailand hatte er bereits 1554 abgegeben.

79, 1. Diese harte Beurteilung des Vorganges als Gaukelspiel ist ungerechtfertigt.

80, 17. Eine flandrische Meile = 1 km. Die 17 Provinzen umfassen ca. 64000 qkm, Italien 287000 qkm.

81, 35. Graf Egmont ging im Januar 1554 nach England, um den Ehekontrakt mit Maria der Katholischen unterzeichnen zu lassen.

82, 1. Elisabeth, die Tochter Heinrichs II. von Frankreich und Katharinas von Medici, wurde 1559 Philipps dritte Frau.

83, 14. In Frankreich begannen 1562 die Bürgerkriege und Kämpfe mit den Spaniern, die bis 1590 dauerten. Karl IX. wurde mit 10 Jahren König (1560—74); sein Vormund war Katharina v. Medici. 1572 fand die „Pariser Bluthochzeit“ in der Bartholomäusnacht statt.

83, 22. Elisabeth gründete 1558, ein Jahr nach ihrem Regierungsantritt, die bischöfliche oder Episkopalkirche.

83, 30. Soliman II., der Große, rückte 1556 bis nach Sziget (Zriny) vor, wo er starb.

83, 33. Konklave: die Versammlung des Kardinalskollegiums bei der Papstwahl.

84, 10. Schiller denkt an die zölibatären Mönche, die Philipps Erzieher waren.

84, 30. 1527 erstürmte das kaiserliche Heer Rom und nahm Clemens VI. gefangen, der in den kaiserlich-französischen Kriegen stets eine schwankende Politik verfolgte.

87, 4. Der Friede von Chateau-Cambresis wurde 1559 geschlossen. Metz, Toul und Verdun fielen an Frankreich. Philipp II. heiratete Elisabeth.

87, 23. Innocenz III. (1198—1216), einer der größten Päpste, durch Verstand, Wissenschaft und Willenskraft gleich ausgezeichnet.

87, 35. Philipp IV., der Schöne, von Frankreich, bewog Papst Clemens V. zur gewaltsamen Aufhebung der Tempelherren (1312).

89, 16. Kardinal Ximenes, Beichtvater der Königin Isabella, Erzbischof von Toledo, ein bedeutender Staatsmann, darf nicht als Gründer der spanischen Inquisition angesehen werden (1436—1507).

91, 9. In Goa (Vorderindien) sollen 80000 Menschen den Flammen überantwortet worden sein.

91, 34. Hadrian VI., 1522—1523 aus Utrecht, bestätigte 1523 die Inquisition für Brabant. Clemens VII. 1523—34; Paul III. 1534—49.

94, 29. Don Karlos, der älteste Sohn Philipps II., geb. 1545, starb 1568 im Kerker.

95, 10. Der Reichstag zu Gent war August 1559.

98, 32. Die Familie Nassau läßt sich nur bis ins 11. Jahrhundert zurück verfolgen.

98, 34. Adolf von Nassau (1292—98).

98, 38. Das Fürstentum Oranien (Orange) an der unteren Rhone kam durch Heirat 1531 an Nassau-Dillenburg.

102, 2. „Der Fürst“ = il principe des italienischen Staatsmannes Macchiavelli (1469—1527) an Lorenzo di Medici, den

Neffen Leos X. gerichtet, zeigt, wie die absolute Fürstenmacht gegründet und erhalten werden kann.

103, 16. Besonders Karl von Egmont (1467—1538) suchte in jahrzehntelangen Kämpfen das von Karl dem Kühnen weggenommene Herzogtum Geldern wiederzugewinnen. Er unterlag in diesem Kampfe gegen Frankreich und Österreich. Geldern wurde Lehen.

103, 23. Der Orden vom Goldenen Vlies, von Herzog Philipp dem Gütigen von Burgund 1430 gestiftet, ist der höchste spanische Orden.

103, 25. Bei Gravelingen (Departm. Nord in Frankreich) siegte Egmont über die Franzosen (13. Juni 1558).

106, 23. Vander Geenst — so ist der richtige Name — war die Tochter eines niederländischen Handwerkers.

107, 4. Auf dem Kriegszug gegen Tunis hatte Karl V. 1535 die Festung Goletta zerstört und Tunis erobert.

107, 11. Sie war damals 17 Jahre alt.

107, 27. Ignatius Loyola ist der Stifter des Jesuitenordens (1491—1556).

111, 3. Nach dem Vorbilde des spanischen Hofes sollte die Statthalterin in besonders schwierigen Fragen nur mit den sichersten Mitgliedern des Staatsrates Beratung pflegen.

111, 14. Burgund wurde erst 1561 dem Oranier übergeben.

116, 5. Der König soll bei der Landung gesagt haben, er betrachte seine Rettung als Wink zur Vernichtung des Protestantismus. Er wohnte sofort einer Ketzerverbrennung bei, bei welcher Gelegenheit er gelobte, die Ketzer vollständig auszurotten.

II. Buch.

116, 12. Perrenot ist am 20. August 1517 geboren.

117, 6. Die Gesandtschaft an das allgemeine Konzil war 1545, Anton also 28 Jahre alt.

120, 3. Augustus 30—14 n. Chr., Tiberius 14—54 n. Chr. römische Kaiser.

122, 20. Auf Karl V. folgte 1556 sein Bruder Ferdinand I. in der deutschen Kaiserwürde.

123, 26. Franz I. regierte von 1515—47, Heinrich II. von 1547—59.

126, 24. Paul IV. (1555—59), der Stifter des Theatinerordens, suchte mit großer Energie die Ketzerei auszurotten. Sein Nachfolger ist Pius IV. (1559—65).

127, 7. Präbende = Stift, „Pfründe“.

127, 14. Granvella widerriet sogar die Ausführung des Planes, von dem er selbst spät Kenntnis erhielt. Mecheln war nicht seine Belohnung, sondern Entschädigung für den Verlust seines einflußreichen und einträglichen Postens am Hofe.

128, 17. Beim „fröhlichen Einzug" (joyeuse entrée) schwuren die Herzöge von Brabant, die Privilegien des Landes zu wahren.

129, 17. Die reichen Einkünfte der Abtei von Afflighem — 50000 Dukaten — sollten dem Erzbischof von Mecheln zufallen.

129, 30. Brabant unterstand ja politisch der Statthalterin, kirchlich Granvella.

130, 35. Schillers Angaben sind hier sehr ungenau: Gent erhielt erst 1565 einen Bischof, Haarlem, Namur, Roermond 1569, Deventer und Leeuwarden 1570.

131, 35. Die Türken nahmen die Besatzung der kleinen Insel Dscherbeh, an der Küste von Tripolis, gefangen. (Juli 1560.)

134, 25. Sbirren = Gendarmen und Polizisten (v. ital. sbirro).

135, 32. „Königinmutter" ist Katharina von Medici, Gemahlin Heinrichs II.

136, 2. Philipps II. Bild entspricht nicht ganz der Wirklichkeit; seine Interessen standen ihm über der Religion; aber er wußte diese letztere immer geschickt als Deckmantel zu benutzen.

137, 22. Subsidien, Hilfe, hier für Hilfstruppen.

139, 6. Schiller übertreibt hier die Kluft, welche die Verschiedenheit der Charaktere zwischen beiden Männern riß; sie waren trotzdem in edler Freundschaft einander zugetan.

139, 23. Graf von Hoorne, Admiral der niederländischen Flotte und Gouverneur von Zütphen (geb. 1518) war ein tapferer Soldat, aber von ungeduldigem, heißem Temperament; geistig weniger bedeutsam. Seine hohe Abkunft und Familienverbindung sicherte ihm großen Einfluß.

144, 36 Granvella soll die Adeligen einmal als Narren tituliert haben. Darum schlug Egmont in einer Zusammenkunft die Narrenkappe als Abzeichen vor. Das Bündel Pfeile symbolisiert die Einheit des Adels.

146, 8. Kardinal Mazarin, ein Italiener, wurde 1643 Richelieus Nachfolger in der Leitung der Geschicke Frankreichs. Bei aller Gewandtheit besaß er doch nicht die imponierende Kraft und Größe seines Vorgängers; dazu fehlten ihm als Ausländer wertvolle Beziehungen. In der Bevölkerung herrschte infolge der stetig wachsenden Abgaben und der zerrütteten Finanzlage große Erbitterung. Politische Flugschriften griffen den Kardinal in maßloser Weise persönlich an. Fronde heißen die Unruhen gegen Mazarin von 1648—53. Pantalon = Hanswurst.

149, 6. Armenteros Rückkehr erfolgte im Januar 1564. Am 22. Januar 1564 erhielt Granvella ein Schreiben des Königs, mit dem Rat, sich von der Regentin Urlaub zu einer Reise in die Freigrafschaft zu erbitten. Granvella verstand und ging. Im Herbst 1562 hatte er um Entlassung vergebens gebeten; diesmal ging er ohne Gesuch. Philipp II. ließ seinen erprobten Diener nur ungern scheiden, und läßt die Regentin

150, 13, und die Großen in banger Ungewißheit, ob Granvella für immer oder nur zeitweilig entlassen sei. Sein Scheiden aus Burgund motivierte

150, 27, Gr. durch die Reise zur Papstwahl; ob dies der richtige Grund war, ist zweifelhaft.

Schiller ist nicht gut orientiert. Sowohl in Neapel, wo er vier Jahre segensreich wirkte, wie in der achtjährigen Wirksamkeit in Spanien, dessen gesamte politische Leitung in seinen Händen lag, hat sich Granvella seiner Macht und Stellung würdig gezeigt. 48 Jahre stand er im Dienste seiner Könige; er starb am 21. Sept. 1586 in Madrid (nicht Mantua) und wurde zu Besançon beerdigt.

152, 27. Erasmus von Rotterdam ist der bedeutendste deutsche Humanist des 16. Jahrhunderts (1467—1536).

153, 31. Thomas Morus, berühmter englischer Staatsmann und Kanzler Heinrichs VIII., Humanist, wurde am 6. Juli 1535 in London enthauptet, weil er sich als überzeugter Katholik weigerte, den König als weltliches Oberhaupt der Kirche anzuerkennen.

Olden Barneveldt, wohl einer der bedeutendsten niederländischen Staatsmänner, Führer der republikanischen Partei, wurde am 16. Mai 1619 auf Betreiben des Statthalters Moritz von Oranien enthauptet, weil er Miliz zum Schutz der verfolgten Arminianer angeworben hatte.

154, 7. Graf Berlaymont war wohl ein fanatischer Katholik, ein treuer Monarchist; ob aber auch ehrenhaft und uneigennützig, muß ernsthaft bezweifelt werden.

157, 28. Die Regentin hatte, um ihren Finanzen aufzuhelfen, eine Lotterie ausgeschrieben.

157, 35. Armenteros, der sich zu allem gebrauchen ließ, was Geld einbrachte, der durch seinen Ämterschacher dem Ansehen der Regentin sehr großen Schaden zufügte, konnte wohl bis jetzt nicht ein unbescholtener und redlicher Mann gewesen sein.

159, 20. Gemeint ist der frühere Karmelitermönch Christoph Smedt, genannt Fabricius, der wegen Abfalls vom katholischen Glauben und Verkündigung der neuen Lehre zu Antwerpen in grausamer Weise hingerichtet worden war.

162, 15. Die Kirchenversammlung zu Trient (1545—63) wurde am 4. Dez. 1563 geschlossen; am 26. Jan. 1564 bestätigte

der Papst ihre Beschlüsse, die damit für die ganze katholische Welt verbindlich waren. Aber Philipp II. ließ die Dekrete erst 1565 in seinen Ländern publizieren; die staatsrechtlichen Bedenken waren ja auch nicht unerheblich.

163, 5. Profeß tun = das Gelübde bei Eintritt in einen kirchlichen Orden, nachdem die Zeit der Prüfung (Noviziat) vorüber.

163, 18. Spanien und Frankreich stritten über den Vorsitz auf dem Konzil.

163, 22. Ferdinand I. (1556—64) nahm die Beschlüsse nicht an; erst unter Maximilian II. (1564—76) erkannte der Reichstag zu Augsburg dieselben an.

166, 37. Die Liktoren waren die Diener der höheren römischen Beamten, denen sie zugleich als Ehrengeleite vorangingen; ihr Abzeichen war ein Rutenbündel.

167, 37. Joachim Hopper hat neben diesem Briefwechsel auch ein Geschichtswerk, die „Memoires des Staatsrates Hopper", hinterlassen, das Schiller ebenfalls benützte.

171, 20. Dies „Stillschweigen" kann sich bloß auf die königliche Antwort, die Egmont brachte, beziehen; denn der König hatte sich vor Egmonts Ankunft klar und energisch gegen die geplanten Änderungen ausgesprochen.

171, 32. Die „geschärfteren Mandate" = „Depeschen von Segovia" vom 17. und 20. Okt. 1565 bringen die entscheidende Wendung im Schicksal der Niederlande.

173, 9. Die Galeerensklaven wurden auf der Galeere, einem zweimastigen Ruderschiff, an die Ruderbrücke gekettet; die Arbeit war oft unmenschlich, die Behandlung grausam.

175, 7. Pasquille (ital. pasquillo), Schmähschrift.

179, 23. Nach dem schon erwähnten Privileg des „fröhlichen Einzugs" hatte der Bischof von Cambrai allein in Ehe- und Testamentsfragen, in Fragen bei geistlichen Stiftungsangelegenheiten zu richten.

181, 10. Im Passauer Vertrag (1552) wurde den Protestanten Augsb. Konfession volle Gewissensfreiheit gewahrt und bürgerliche Rechtsgleichheit in Aussicht gestellt, die dann auch im Augsburger Religionsfrieden (1555) gewährt wurde.

181, 22. Erich II., Herzog von Braunschweig, trat zur katholischen Kirche über und stand auf Seite des Kaisers im Schmalkaldischen Kriege. Starb 1584 ohne Nachkommen.

182, 21. Breda, befestigte Stadt in Nordbrabant.

— —

III. Buch.

186, 21. Admiral von Coligny war das Haupt der Hugenotten; er fiel in der Bartholomäusnacht 1572.

189, 14/15. „Ich bin ein Brederode, nicht die geringste Zierde des holländischen Volkes; von meiner Tapferkeit erzählt mehr denn ein einziges Blatt.“

189, 21. Philipp von Marnix, der Sohn eines savoyardischen Edelmannes, der unter Karl V. in die Niederlande gekommen war, und sich hier niedergelassen hatte, war ein geistreicher Gelehrter; er hatte in Genf unter Kalvin studiert. Wahrscheinlich war er auch der Verfasser des Schriftstückes, das in sieben Abschriften verbreitet, rasch eine bedeutende Anzahl von Unterschriften erhielt. Bei der ersten Unterzeichnung waren nicht nur die genannten, sondern wohl bis 20 Edelleute anwesend, deren Namen nicht bekannt sind.

189, 24. Zu „Herolden“ wurden jene ernannt, die eine genaue Kenntnis der heraldischen Wissenschaft besaßen. Der „Wappenkönig“ war der Vorsteher jenes Heroldsamtes, das der Heroldskunst, der Adelswissenschaft oblag.

189, 26. Die Rütliszene im „Tell“ II, 2: Schwyz, Uri und Unterwalden schließen 1291 den ewigen Bund zur Wahrung ihrer Reichsunmittelbarkeit.

192, 35. Schiller scheint an eine zufällige Anwesenheit Oraniens u. d. a. zu glauben. Oranien aber wußte nur geschickt die Fäden in der Hand zu halten, ohne allzusehr in den Vordergrund zu treten; darum trat er auch für eine nicht allzu heftige Sprache in der Bittschrift ein. Meghem war von vornherein Gegner des Bundes.

194, 2. Meghem und Egmont hatten die Gefahr übertrieben, Oranien sie objektiv geschildert. Am 13. März machten die beiden ersteren im Senate Mitteilung vom Bunde; am 26. März war auch Oranien zugegen. Meghem, Aremberg und Berlaymont waren für energisches Einschreiten gegen die Verschworenen; Oranien widerriet.

199, 22. Kaiser Julian Apostata (der Abtrünnige) sucht dem Heidentum neues Leben einzuhauchen (361—363 n. Chr.).

199, 28. Arius lehrte, daß Christus Gott nicht wesensgleich, sondern nur wesensähnlich und von ihm in der Zeit erschaffen sei. Auf der Kirchenversammlung von Nicäa (325) wurde seine Lehre verdammt. — Nun erst beginnen die arianischen Streitigkeiten. Die Arianer selbst spalteten sich. Aetius (350—70) ward Führer der strengen Arianer. — Nestorius, Patriarch von Konstantinopel (428 bis 432) unter dem Kaiser Theodosius dem Großen, griff vor allem die Bezeichnung Marias als „Gottesgebärerin“ an, da sie nur Mutter des Menschen Jesu sei. Zu Ephesus (431) wurde seine Anschauung als Irrlehre verdammt.

200, 38. Franz Baudouin (Balduinus), 1520—73, bedeutender Jurist, Theolog und Historiker, war innerlich keiner Konfession zugetan, und trat, den Verhältnissen sich anpassend, bald dieser, bald jener Konfession bei: immer aber bedacht, Toleranz zu üben, zu lehren und durchzuführen. Er scheint die Bittschrift der Geusen nicht verfaßt zu haben.

201, 11. Der neue Papst ist Pius V. (8. Jan. 1566 bis 1. Mai 1572).

205, 10 ff. Schiller scheint über den Adel zu schroff zu urteilen, zu sehr zu verallgemeinern. Wo und wann Berlaymont diese Worte sprach, ist nicht sicher festzustellen; auch der Wortlaut seiner Äußerung ist verschieden überliefert.

206, 5. Die drei Männer kamen, um Hochstraeten zur Sitzung abzuholen, sowie auch, um vor Ausschreitungen zu warnen.

223, 3. Drossard = Amtshauptmann.

223, 35. St. Trond liegt zwischen Lüttich und Löwen.

225, 24. Ludwig von Nassau und die zwölf (nicht drei) Deputierten, die „zwölf Apostel" überreichen die Schrift.

229, 24. „Im Busch zu Segovien": das Schloß zu Segovia in Kastilien ist von einem wunderbaren Park umgeben.

229, 27. Der Großkommendator hatte die Aufnahme in den Orden St. Johannes zu vollziehen; dieser Orden, der später mit dem Johanniterorden verschmolzen wurde, ward 1205 zu St. Jean-d'Arc in Syrien zum Schutze der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen gestiftet.

231, 18. Die Insel Walchern liegt in Seeland zwischen den Scheldemündungen; strategisch wichtig durch die Festungen Middelburgh und Vlissingen.

233, 6. Nur notgedrungen hatte Philipp die Inquisition geopfert. Sogleich reute es ihn, und in Gegenwart des Herzogs von Alba und zweier Juristen gab er zu Protokoll, daß er jenes Versprechen nicht mit freiem Willen gegeben und infolgedessen auch nicht an dasselbe gebunden sei.

IV. Buch.

236, 16. Das Marienbild wurde Maria Himmelfahrt (15. Aug.) eine Woche lang zur Verehrung in der Mitte der Kirche aufgestellt; sonst stand es im Chor, wo der Platz für den Hauptaltar und für die Geistlichkeit ist, hinter dem Gitter.

237, 10 f. Nach katholischer Lehre ist die geweihte (konsekrierte) Hostie (ungesäuertes Weizenbrot) in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt; als solcher wird sie auf dem Altar aufbewahrt.

„Nachtmahlwein“ wohl = Wein für die Feier der Messe. Das heilige Öl wird zur Spendung der Sakramente der Taufe, Firmung und Ölung verwendet.

238, 27. Diplomatik, ein Teil der Geschichtswissenschaft = Urkundenlehre.

240, 2. 1464 hatte Adolf seinen Vater ins Gefängnis geworfen; er selbst starb

240, 4. 1477, also ungefähr ein, nicht ein halbes Jahrhundert vorher.

240, 23. Gravenhaag = die heutige holländische Residenz Haag.

243, 20. Da die Regentin nur gezwungen in diese Bedingungen eingewilligt, so entschuldigte sie sich bei Philipp, daß er ja nicht durch diese Nachgiebigkeit gebunden sei.

247, 36. Auf dem Kaiserthron saß damals Maximilian II. (1564—76).

248, 9ff. So ganz zurückzuweisen ist die Anschauung, als ob der Adel seine Hand im Spiele gehabt habe, nicht. Andrerseits wird freilich auch behauptet, daß von katholischer Seite gehetzt worden sei, um durch revolutionäre Umtriebe das Eingreifen des Kaisers zu veranlassen. Volle Klarheit läßt sich nicht gewinnen.

259, 11. Die Echtheit dieses Briefes wird mit triftigen Gründen bestritten.

259, 29. Grandezza, eigentl. die Würde eines Großen, eines Adeligen hier die Großen, die Granden.

268, 27. Die Antwort der Regentin erfolgte erst am 16. Februar 1567.

270, 30. Statt Mäklern sollte Makler = Unterhändler stehen.

270, 33. Herzogenbusch, befestigte Hauptstadt von Nordbrabant.

274, 2. Ferdinand, nicht Philipp von Lannoy, erfocht den „Sieg“ am 12. März 1567; sein grausames Vorgehen geschah auf Befehl der Regentin.

277, 28. Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener sind die vier Nationen; möglich ist, daß auch die Vertreter der Stadtviertel gemeint sind, da die Stadt nach Nationen eingeteilt war

279, 27. Philipps Nachsicht ist auffallend, auch wenn man annimmt, sie habe hauptsächlich der schönen Stadt, nicht der Bewohner gegolten; später befiehlt er ausdrücklich Schonung des Lebens. Sollte ihm doch bange vor den Folgen gewesen sein?

293, 15. Der dreizehnjährige Prinz wurde später nach Madrid geführt, wo man ihm Haß gegen den Vater einpflanzte, und im katholischen Glauben erzog.

296, 28. Die „Fahne“ ist eine Abteilung von 100—150 Mann.

300, 6. Der Minister des Kurfürsten August von Sachsen, des Bruders Moritz' von Sachsen.

301, 12 Es entspricht ganz dem Charakter Brederodes, daß er vor seiner Flucht versucht, freilich vergeblich, mit der Regentin sich auszusöhnen.

301, 19. Vlie = ein Meeresarm in der Zuidersee zwischen der Insel Texel und Friesland.

309, 27. Tertianfieber nennt man das Wechselfieber, das einen um den andern oder jeden dritten Tag auftritt, während der Patient in der fieberfreien Zeit sich verhältnismäßig wohl befindet.

311, 31. Andreas Doria, der Großneffe des Genueser Helden († 1560), schon als Jüngling in Kriegsdiensten hervorragend, war Oberbefehlshaber der in spanischen Diensten stehenden genuesischen Flotte.

313, 6. Der berühmte atheniische Feldherr Iphikrates stellte durch strenge Manneszucht die Disziplin im athenischen Heere wieder her. In Organisation und Taktik, wie durch seine persönliche Tapferkeit bewährte er sich als ausgezeichneter Feldherr.

314, 14. Die Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547, in der Karl V. über den Kurfürsten Joh. Friedrich von Sachsen siegte.

319, 20. Albas Machtbefugnis war in drei zeitlich verschiedenen Bestallungen enorm erhöht worden. Während die erste vom 1. Dez. 1566 ihn als nebengeordnete Gewalt der Regentin an die Seite stellte, setzte ihn die vom 31. Jan. 1567 bereits über dieselbe, und die dritte vom 1. März 1567 übertrug ihm die alleinige Regentschaft.

322, 9. Nicht von Paciotto, sondern von dem Ingenieur Pietro di Urbino ließ sich Alba einen Festungsplan für Antwerpen vorlegen.

327, 7. Licentiat = der die venia legendi, das Recht, Vorlesungen zu halten hat, ein akademischer Grad zwischen Baccalaureus- und Doktorwürde.

327, 36. „Für den belgischen Krebsschaden das würdige Messer."

328, 33. Ad Patibulum = an den Galgen.

329, 34. „Wir kümmern uns nicht um eure Priviligien."

331, 2. Cinna und Marius 87/86 v. Chr. römische Konsule, die mit Sulla im Bürgerkriege lagen.

333, 3. Margareta erhielt von den Ständen Brabants als Geschenk 25000, von Flandern 30000 Gulden. Statt 8000 G. bisheriges Jahresgehalt bekam sie nun 14000 G.

336, 32. Margarete ging zunächst in ihr Herzogtum Parma; später lebte sie in Neapel. 1586 starb sie zu Ortona.

1. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.

339, 9. Der Generalprokurator, der Oberstaatsanwalt, der hier die Sache des Königs

340, 1. und Staates vertritt. Es ging eine mündliche Vernehmung voraus; das Protokoll über Egmonts Verhör ist noch vorhanden.

340, 4. Defensoren = Verteidiger, Prokuratoren = bevollmächtigte Stellvertreter; der „freie" Zutritt war nur gestattet unter Begleitung von Gerichtspersonen.

340, 14. In contumaciam (Abk.: i. c.) = wegen Trotzes: wegen Nichterscheinens vor Gericht; damit ist jeder Einspruch verwirkt.

340, 21. Fiskal = Vertreter des Fiskus, des Staates = der öffentliche Ankläger.

340, 32. Sabine, Tochter des Pfalzgrafen Johann von Simmern.

341, 6. Interzession bedeutet sowohl Einspruch wie Fürbitte zugunsten des Angeklagten.

341, 15. Alba besaß tatsächlich die Gewalt, und wurde gerade in diesem Prozesse zu ihrer Anwendung vom Könige gedrängt.

346, 34. Die Hinrichtungen wurden am 1. und 2. Juni 1568 vollzogen.

342, 17. In dem Treffen am 23. Mai 1568 fielen Oraniens Bruder, Adolf von Nassau, und Graf Aremberg.

342, 33. Hatte doch Maximilian II. ein eigene Gesandtschaft mit seinem Bruder Karl nach Madrid gesandt.

343, 6. Am 2. Juni, dem Tage nach der Verurteilung.

343, 8. Brothaus = Maison du Roi = der ehemalige königliche Palast.

343, 24. Am Abend des 4. Juni kam Alba zur Sitzung, das Urteil zu unterzeichnen.

343, 30. Ypern, Stadt in Westflandern.

344, 25. „Für" seine Gemahlin und Kinder schrieb E. an Alba.

345, 35. Maître de Camp = Infanterie-Oberst.

345, 37. Prévôt (vgl. Profoß) ist der Titel der höheren französischen Polizeibeamten. Der Grand Prévôt hatte für die Vollstreckung der Urteile zu sorgen.

346, 25. Die letzte Ölung, eines der sieben Sakramente der katholischen Kirche, wird den Todkranken zur Stärkung im Todeskampf gegen Leibes- und Seelennot gespendet.

346, 38. Da Hoorne gefaßter als E. war, sein Testament

noch in voller Ruhe schrieb, so ist hier wohl nur gemeint, daß H. sich nicht so demütig der Autorität, die er nicht anerkannte, gebeugt.

347, 3. Nicht der Bischof, sondern der Pfarrer der Kirche de la Chapelle in Brüssel, Gislus de Vrede war Hoornes letzter Beistand.

347, 22 Egmont wurde zunächst im Kloster St. Clara, Hoorne in der St. Gudula-Kirche beerdigt; später wurden beide Leichname den Angehörigen übergeben und in den Familienbegräbnissen beigesetzt.

---

2. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

348, 23. Der Gentische Bund = Genter Pazifikation vom 8. Nov. 1576 bezweckte gemeinschaftliche Abwehr der spanischen Tyrannei.

348, 29. Als Alexander Farnese von Parma 1578 Statthalter der Niederlande wurde und diesen zwar die alten Rechte wieder einräumte, aber die Rückkehr zur katholischen Kirche forderte, war Wilhelm von Oranien unermüdlich tätig, um die sieben nördlichen, reformierten Provinzen zu einen, und so vor Abfall zu bewahren.

349, 1. Die Bevölkerung der südlichen Provinzen, des heutigen Belgiens, bestand vorwiegend aus Wallonen.

349, 38. 1576 waren spanische Meuterer in Antwerpen eingedrungen und hatten in der Stadt ein entsetzliches Blutbad angerichtet, einen Teil der Stadt niedergebrannt und drei Tage lang geplündert.

354, 10. Das flandrische = linke, das brabantische = rechte Ufer der Schelde.

355, 5. Der Prinz von Oranien wurde am 10. Juli 1584 im Schlosse zu Delft, zwischen Haag und Rotterdam, von Balthasar Gérard erschossen. Der Mörder, der sich unter dem Vorwande, sich einen Paß ausstellen zu lassen, eingeschlichen hatte, wollte sich den Preis von 25000 Dukaten, der auf Oraniens Kopf gesetzt war, verdienen; er wurde ergriffen und grausam hingerichtet.

356, 9. Calloo liegt 8 km unterhalb Antwerpens.

363, 30. Estakade bezeichnet ein eingerammtes oder schwimmendes Pfahlwerk, das den Strom sperren soll.

366, 1. Drusus, der Sohn des Tiberius Claudius Nero und der Livia, ließ um das Jahr 12 v. Chr. eine Reihe von Kanälen anlegen, von denen einer Rhein und Zuidersee verband (Drususgraben). — Corbulo, unter Kaiser Claudius seit 46 n. Chr. Statt

halter in Untergermanien, legte einen Kanal zwischen Maas und Rhein an, dessen Lage aber nicht sicher zu bestimmen ist.

369, 25. Das Versprechen Philipps, die Niederlande in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen.

373, 35. Diversion = Ablenkung, in militärtechnischer Sprache ein Unternehmen, das den Gegner zwingt, von einem bedrohten Punkte abzulassen, um einen anderen zu schützen.

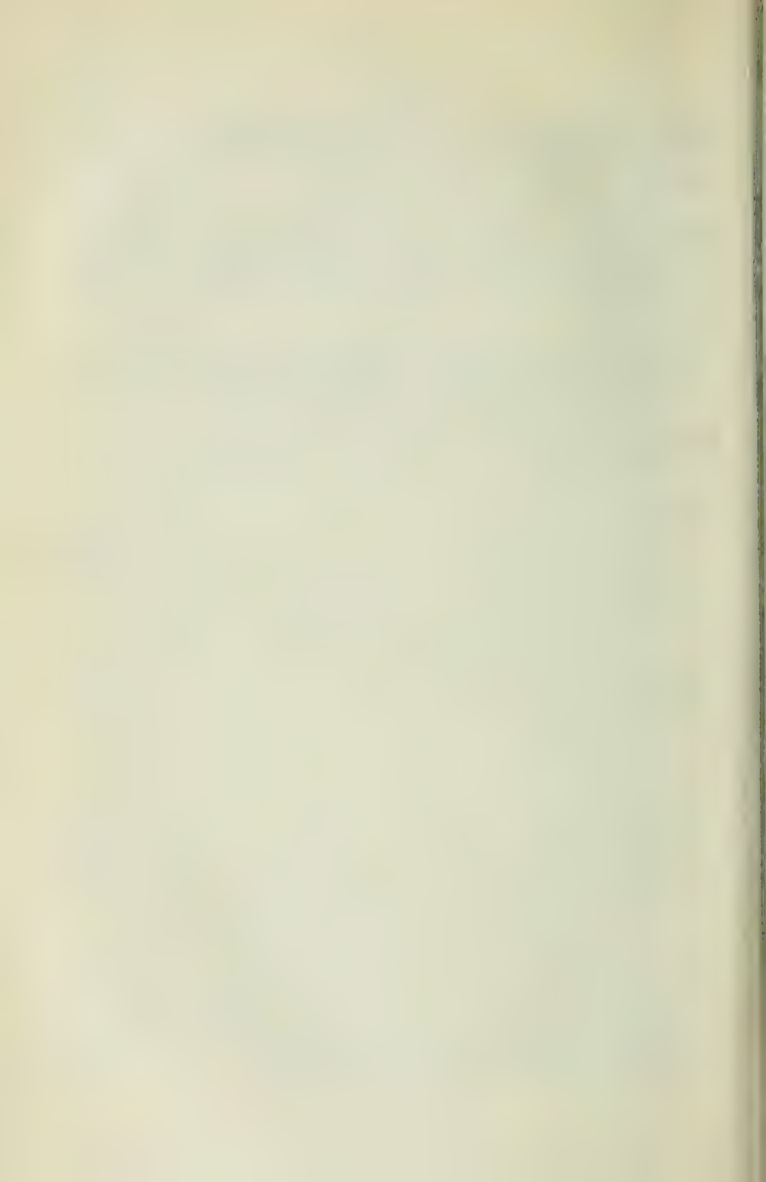
375, 28. Archimedes hat im Jahre 212 v. Chr. Syrakus durch sinnvoll erdachte Verteidigungsmaschinen vor Marcellus zu halten versucht.

384, 11. Admiral Jakob Jakobson, „Jakob der Ausreißer", verschuldete durch seine Untätigkeit und Energielosigkeit, daß der Moment eines sicheren Erfolges verpaßt wurde.

389, 1. Wahrscheinlich wird ein Mißverständnis das verhängnisvolle Signal veranlaßt haben.

389, 7. Der 26. Mai, nicht der 16. war bestimmt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Schillers
sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg, Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Leitzmann, Franz Muncker

herausgegeben von

Otto Güntter und Georg Witkowski.

Fünfzehnter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Inhalt.



Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Einleitung des Herausgebers.

Mit Freuden nahm Schiller das Anerbieten des Leipziger Verlegers Göschen an, für den „Damenkalender" einen Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg zu schreiben. Damals — es war gegen Ende des Jahres 1789 — quälte ja den Dichter die Sorge um die Mittel für den Hausstand, den er im folgenden Frühjahre zu gründen gedachte. Göschen bot Schiller vierhundert Taler. „Diese vierhundert Taler kommen mir gar gut um diese Zeit", schrieb der Dichter am Weihnachtsabend 1789 an Körner. Aber diese materielle Hilfe allein lockte den Dichter nicht; es waren die großen Gestalten dieses Krieges, die ihm die Arbeit anziehend machten, ein Gustav Adolf, ein Wallenstein. So ging er denn frohgestimmt ans Werk. Doch scheint diese frohe Stimmung bald getrübt worden zu sein. Schreibt er doch im Juni 1790 an Körner: „Ich wundere mich selbst über den Mut, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte." Die „allertrockensten" d. h. für einen Dichter wenig interessanten Studien für die Einleitung haben ihm die Arbeit „verdrüßlich und schwer" gemacht. Getragen von dem beseligenden Glücksgefühl seiner jungen Ehe überwand er auch diese Arbeitstage. Und am 12. September schreibt er erleichterten Herzens: „Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit des Dreißigjährigen Krieges (1. Teil) zu Ende, aber nicht weiter gekommen bis zur Breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen Jahr. Du kannst Dir denken, wie herzlich froh ich bin." Doch mit der Arbeit war dem Dichter auch die Freude an derselben gewachsen, und er war jetzt schon entschlossen, im folgenden Jahre dieselbe zu vollenden.

Der Erfolg, den Schiller mit seiner Studie erntete, war unerwartet groß. Der Verfasser wurde geradezu als Deutschlands

größter Historiker gefeiert. Dieser Beifall ermunterte ihn zur Fortsetzung seines Werkes, gab ihm neue Pläne ein, zeugte in ihm die Hoffnung, „der erste Geschichtsschreiber in Deutschland“ zu werden. Die ersten Bogen der neuen Arbeit versprach er schon Ende April des folgenden Jahres an den Verleger zu senden. Allein ein schweres Leiden, das ihn an den Rand des Grabes brachte, hinderte ihn an der Ausführung seiner Entwürfe. Am 3. Oktober schreibt er: „In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthaltes habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des Dreißigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit leicht von statten Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich des Tags vier oder fünf Stunden diktieren, und so brachte ich in vierzehn Tagen fünf Kalenderbogen zustande.“

Schiller war nun an die interessantesten Abschnitte des großen Krieges gekommen. Die Gestalten des Friedländers und des Schwedenkönigs hatten ihn vor allem gefesselt. Der Dichter wurde wieder in ihm lebendig, und da seine pekuniäre Lage sich gebessert, reiften auch seine poetischen Ideale wieder. Mehr als „fünf Stunden“ der Geschichtsschreibung täglich zu widmen, brachte er nunmehr nicht mehr über sich. Ostern nahte schon, und nun drängte die Ablieferung; denn er hatte versprochen, „mit dem ersten Frühlingswehen“ dem Verleger selbst die vollendete Arbeit zu überreichen. Die Beschäftigung mit den führenden Gestalten weckte in ihm ein fast unüberwindliches Verlangen nach poetischer Gestaltung dieses Stoffes: „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem ‚Wallenstein‘.“ Doch mußte er diesen Drang zurückdämmen; der letzte Teil machte ihm noch manche Schwierigkeiten. Endlich konnte er am 21. September an Körner frohlockend schreiben: „Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuskript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung! Sage mir nun, woran ich mich zuerst machen soll? Mir ist ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Vor einem größeren Ganzen fürchte ich mich noch, daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich daran kommen wird. Ich hätte Lust, mir durch ein Gedicht die Musen zu versöhnen, die ich durch den Kalender so gröblich beleidigt habe.“

Den letzten Abschnitt des Krieges, seit Wallensteins Tod, hat Schiller nur kurz, wenn auch übersichtlich behandelt, sein Interesse war eben erlahmt. Dies erkennt man auch daraus, daß in der ersten selbständigen Ausgabe des Werkes von 1793 noch alle Druckfehler des Kalenders stehen. Dagegen hat er in der letzten Auflage des Jahres 1802 eine Reihe wesentlicher Änderungen vorgenommen, den Einwänden der Kritik, soweit sie ihm berechtigt schienen, Rechnung getragen, Kürzungen, die er zur Geschlossenheit des Ganzen für nötig hielt, vorgenommen, besonders aber alles stilistisch Unebene und Unschöne mit scharfer Sonde entfernt.

So hat Schiller eine meisterhafte Darstellung geliefert, zunächst in formaler Hinsicht Wir erkennen ihn in der packenden Schilderung dramatischer Situationen, aber auch in der feinen Psychologie der Charakteristik, in dem Streben, die Ereignisse in ihren letzten Ursachen zu klären und zu verketten. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß der Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Krieges ein Dichter, und einer unserer größten Dichter ist. Ihn hat oft die Muse geführt, wo die Quellen der Überlieferung dürftig flossen. Und wenn ein Charakterbild aus der geschichtlichen Tradition nicht eindeutig schaute, hat der Dramatiker eine klare, einheitliche Gestalt geschaffen.

Der Vorwurf darf jedoch nicht allzu herb erhoben werden, wie es manche Kritiker, in religiösem Fanatismus befangen, getan haben. Man darf zunächst nicht übersehen, daß Schillers Darstellung nicht auf selbständigen Quellenstudien beruhte. Es ist hier nicht notwendig, die Vorarbeiten einzeln aufzuzählen, die Schiller für seine Arbeit benutzte. Oft ist es auch zweifelhaft, ob dieser oder jener Autor Schillers Darstellung zugrunde liegt, da ja auch diese Verfasser nicht unabhängig voneinander gearbeitet. Vor allem benutzte Schiller die „Geschichte der Teutschen" von Michael Ign. Schmidt (6.—10. T., Ulm 1785—91). Neben dieser Hauptquelle sind besonders Khevenhiller, Mauvillon, Murr, Pufendorf und Surasin zu nennen. Aus seinen Vorlagen suchte nun Schiller ein einheitliches Bild zu gewinnen; mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hielt er sich dabei an seine Quellen, die er nicht selten wörtlich wiedergibt. Aber ihm mangelt die kritische Schärfe, die methodische Schulung.

Der schwerste Vorwurf, den man gegen Schiller erhebt, er habe aus dem großen Kriege, der nur um die weltlichen Vorteile einzelner Fürsten geführt worden, einen Religionskrieg gemacht, ist nicht

richtig. Gewiß war der Dreißigjährige Krieg — in seinem letzten Abschnitt gar nicht — nicht allein Religionskrieg; aber den Anlaß gaben die religiösen Streitigkeiten, und diese selbst waren die notwendigen Folgen der kulturellen Entwicklung. Und wenn staatsrechtliche Fragen eine so bedeutsame Rolle in diesem Kriege spielten, so hängen ja auch diese als hochwichtige Faktoren der Kulturbewegung mit den religiösen Fragen aufs innigste zusammen. Schiller, der allem Dogmatischen abhold war, gab sich ernstlichst Mühe, ganz objektiv zu verfahren; er wollte über den Parteien, über den Konfessionen stehen. Wenn es ihm nicht vollständig gelang, so waren seine Vorlagen vielfach schuld daran.

Drei Hauptgestalten sind es vor allem, deren Motive, deren Charakteristik Schiller nicht ganz wirklichkeitsgetreu wiedergegeben — eine Tatsache, an der übelwollende Kritiker stets nörgeln. Tilly war nicht der finstere, grausame Kriegsheld; er war von schlichtem und wohlwollendem Charakter, Meister in seinem Fach, mit militärischem Gehorsam seinem Herrn ergeben, als Jesuitenzögling ein bis zum Fanatismus treuer Katholik. Seiner Soldateska gab er jene Freiheit, wie sie bei den spanischen und kaiserlich-ungarischen Truppen gewährt wurde: bald ließ man die niedrigsten Instinkte sich austoben, bald wußte man sie geschickt zu verwerten. Tilly selbst aber suchte durch eine strenge Askese ein Vorbild, gleichsam ein Gegengewicht zu sein.

Wallensteins komplizierten Charakter hat Schiller nicht vollständig durchschaut. Was den großen Gegner des großen Königs vor allem charakterisierte, war sein grenzenloses Selbstvertrauen und ein geradezu wahnwitziger Jähzorn. Alle seine Pläne und Entwürfe haben einen Stich ins Groteske; wehe dem, der sich gegen seine Ideen aufzulehnen wagte. Ganz anders zeigt sich der handelnde Wallenstein, ob es sich nun um die Ausführung politischer oder kriegerischer Entwürfe handelte. Mit einer an Ängstlichkeit streifenden Vorsicht schätzt er seine und des Gegners Kräfte ein, vermeidet, solange es möglich, den entscheidenden Kampf. Erst wenn er seines Zieles gewiß war, erst wenn eine brennende Not ihn drängte, dann eilte er mit einer rücksichtslosen Energie, mit dem ganzen Ungestüm seines jähen Charakters über alle Hindernisse hinweg und riß die Seinen mit sich fort. Religion, Kirche und Herrscherhaus sind ihm nicht, wie einem Tilly, verehrungswürdige und kampfes-

werte Institutionen; standen sie seinem ungezügelten Streben nach Macht und Einfluß im Wege, dann wußte er sich auch gegen sie zu wenden. Trotz alledem waren ihm Freundschaft und aufopfernde Familienliebe nicht fremd, während er gewöhnlich in den Menschen nur Werkzeuge oder Feinde sah.

Auch Gustav Adolfs Charakteristik ist etwas verzeichnet. Was bewog den großen Schwedenkönig zu seinem Eingreifen in die deutschen Wirren? War es der Glaubenseifer des überzeugten Protestanten? War es das Streben nach Macht und Besitz, nach der deutschen Krone? Zunächst war für den nordischen Feldherrn die Gefahr ausschlaggebend, die für sein Land in der dauernden Eroberung des deutschen Nordens durch die kaiserlich-ligistische Macht lag. Seine großen Pläne von Schwedens Herrschaft in der Ostsee mußten durchkreuzt werden. Dazu kam, daß endlich einmal die schwedisch-polnische Frage endgültig gelöst werden mußte. Es waren also viele Interessen, die ein schwedisches Eingreifen in den deutschen Krieg als notwendig erscheinen ließen. Auf welche Seite Gustav Adolf treten mußte, war selbstverständlich. Dabei sprachen aber sicher auch religiöse Gründe mit. Diese ganz auszuschalten, ist man nicht berechtigt; als „frommer protestantischer Glaubensheld" darf Gustav Adolf freilich nicht gefeiert werden.

So ließen sich noch viele Einzelheiten anführen, die der kritischen Geschichtsforschung nicht standhalten, besonders im letzten Teile. Seit die beiden Lieblingsgestalten des Dichters, der nordische König und der böhmische Rebell, von dem Kriegsschauplatze abtraten, ist das Interesse des Geschichtschreibers erlahmt; und doch wäre gerade hier die entsetzliche Schmach, die grauenvolle Erniedrigung Deutschlands mit markigen Strichen zu zeichnen gewesen.

Bei all diesen Einwänden darf man nicht vergessen, daß Schiller für den Damenkalender schrieb und daß er dieses seines Zweckes sich stets bewußt war. Mögen auch einzelne beträchtliche Irrtümer und irrtümliche Auffassungen in Schillers „Dreißigjährigem Kriege" sich finden, sie können nicht das Verdienst des Dichters schmälern, zum ersten Male eine wahrhaft großartige Gesamtauffassung der furchtbaren Zeit gegeben und in klassischer Form dargeboten zu haben. So abhängig der Jenenser Historiker auch von seinen Vorlagen ist, er weiß mit dem feinen Gefühl des Dichters die wesentlichen Ursachen und Triebkräfte herauszufühlen und so einen universellen

Überblick über den Verlauf der Dinge zu finden; er versteht aber auch, mit dem sicheren Takte des Dramatikers, das Gleichgültige, seinem Zweck nicht Entsprechende, zurückzudrängen oder auszuschalten, jene Momente aber von packender dramatischer Wirkung auch mit dichterischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit darzustellen. So wird Schillers Dreißigjähriger Krieg trotz aller Schwächen immer ein klassisches Denkmal deutscher Geschichtschreibung bleiben.

Th. Engert.

Erstes Buch.

Seit dem Anfang des Religionskrieges in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Anteil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraum ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herflossen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuren politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreiches zog und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Mut, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtenteils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches Philipp II. gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Untertanen gegen ihn in Schutz genommen und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm auftürmte. Die Reformation war es großenteils, was die nordischen Mächte,

Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für ein-
5 ander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten und sich in einer neuen politischen Sympathie aneinander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Untertanen durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten
10 durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegeneinander. Und so mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die *Kirchentrennung* sein, was die Staaten unter sich zu einer engeren *Vereinigung* führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche
15 diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein
20 Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte und die kaum auflebenden besseren Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus
25 diesem fürchterlichen Krieg, in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Teilnehmung der Staaten aneinander, welche sich in diesem Krieg eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu
30 versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Krieges wieder ausgelöscht; aber die wohltätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mitteilte, bewacht jetzt
35 den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Österreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu *entzünden*, so wird die

Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah, aber es fehlte viel, daß es für sie und ihretwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvorteil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volkes so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Anteil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Übertriebene in ihren Forderungen mußte notwendig ein Gemüt empören, das von der Ahnung eines besseren Lichts schon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen und das Gewicht der inneren Überzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsräson allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl V. im Übermut seines Glückes an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstverteidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen und öffnete ihnen die Schätze ihres Volkes. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vorteil seines Fürsten verspritzte.

Und Wohltat genug für die Völker, daß diesmal der Vorteil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreiung vom Papsttum

zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Untertan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen 5 seiner Untertanen hinweggesetzt zu sein, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsräson entlehnt sind, 10 lassen den Untertan kalt, der sie selten einsieht und den sie noch seltener interessieren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinetts an irgendein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vor-15 handen ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Teil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit 20 zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermutlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Übermacht des Hauses Österreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der tätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. 25 Das erste weckte die Regenten, das zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der 30 geistlichen Stifter waren Vorteile, die für jeden Souverän auf gleiche Art verführerisch sein mußten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht ebensogut auf die Prinzen des Hauses Österreich? Was hinderte dieses Haus und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Auf-35 forderungen so vieler seiner Untertanen Gehör zu geben und sich nach dem Beispiel anderer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Überzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen

Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen größeren Anteil gehabt haben sollte, als die Überzeugung vom Gegenteil an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papsttums zu machen. Spanien und Italien, 5 aus welchen Ländern die österreichische Macht einen großen Teil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gotischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verab- 10 scheuten Lehren Luthers und Kalvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Untertanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Papsttum konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz sein, oder er mußte von diesem Throne 15 steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und 20 den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papstes zernichtete — die ihn aufforderten, sich letzteren durch den tätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten. 25

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte sein mußten, wurden bei jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl V. hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem König von Frankreich, dem dieses Land sich 30 in eben dem Augenblick in die Arme warf, wo Karl sich ketzerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen sein. Als 35 Karl V. in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer güt-

lichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohn und Nachfolger Philipp II. vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen, finsteren Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch soviele fremde Staaten zerstreut, dem Einfluß fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in anderen Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvorteil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Karls V. und Philipps II. langen und tatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholizismus halten.

Freier schien die deutsche Linie des Hauses Österreich gewesen zu sein; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?), knüpfte die Nachfolger Ferdinands I. an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhl aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Überdem waren die deutsch österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte ihre Kaiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten und welches der protestantische Reichsteil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der

Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reiches, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkeren fühlten, so begreift man, wie soviele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papsttums erhalten, wie sich ihr eigener Vorteil mit dem Vorteile der katholischen Religion aufs genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Österreich ergriff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papsttums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Österreich und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Österreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken und auf ihre Selbstverteidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hilfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Untertanen verlangen und, da auch diese bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen und durch Bündnisse untereinander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Österreichs zu widersetzen, hatten ihre Untertanen nicht. Nur gegenwärtige Vorteile oder gegenwärtige Übel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nation in Leidenschaft setzte und einen Enthusiasmus in ihr entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen

Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Österreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüter versetzte, fühlte der Untertan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigeren Gemütslage erschöpft würde niedergesunken sein. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der britischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hilfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hilfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in ebenso viele verschiedene Ganze absonderte und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des anderen, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen

Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvorteil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. 5
Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten miteinander verbinden, und bei Untertanen des nämlichen Staats konnte dieses Band wegfallen. Der französische Kalvinist hatte also mit dem reformierten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, 10
den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu sein, seine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder 15
Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weissagen und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hilfe zu finden. 20
Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gerne reicht man dem Glaubensverwandten eine hilfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen 25
Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Untertan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um 30
an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, 35
was mit der Freiheit des Deutschen Reiches wohl geworden sein würde, wenn das gefürchtete Haus Österreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. Soviel aber scheint erwiesen, daß

sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universal-
monarchie durch nichts mehr gehindert haben als durch den
hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen
führten. In keinem anderen Falle als unter diesem war es
5 den schwächeren Fürsten möglich, die außerordentlichen An-
strengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie
der österreichischen Macht widerstanden; in keinem anderen
Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaft-
lichen Feind zu vereinigen.

10 Höher war die österreichische Macht nie gestanden als
nach dem Siege Karls V. bei Mühlberg, nachdem er die
Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen
Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig
danieder; aber sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen,
15 ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen
Sieges gehen auf dem Kongreß zu Passau und dem Reichs-
tag zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen
und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden
Frieden.

20 Deutschland zerriß auf diesem Reichstag zu Augsburg
in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt
erst zerriß es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war.
Bis hieher waren die Protestanten als Rebellen angesehen
worden; jetzt beschloß man, sie als Brüder zu behandeln,
25 nicht als ob man sie dafür anerkannt hätte, sondern weil
man dazu genötigt war. Die Augsburgische Konfession durfte
sich von jetzt an neben den katholischen Glauben stellen,
doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einstweiligen
schwesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward
30 das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich be-
kannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden und
einzigen zu machen und die entgegengesetzte der freien Aus-
übung zu berauben; jedem Untertan vergönnt, das Land zu
verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum
35 erstenmal erfreute sich also die Lehre Luthers einer positiven
Sanktion, und wenn sie auch in Bayern oder in Österreich
im Staube lag, so konnte sie sich damit trösten, daß sie in
Sachsen und in Thüringen t h r o n t e. Den R e g e n t e n

war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten und welche danieder liegen sollte; für den Untertan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Bloß allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Untertanen (welche es damals schon waren) die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zustande brachte — eine Versicherung, die, von dem katholischen Reichsteile widersprochen und mit diesem Widerspruch in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüter trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugesehen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichtümer, Würden und Rechte; ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hieher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Notwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder abzuteilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohltätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichtum der Kirche innerhalb eines Jahrtausends zusammengeflossen, und diese Voreltern gehörten dem Weggehenden ebensogut an als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erstgeborenen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Teils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuß dieser Güter ausgeschlossen sein, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, bloß allein deswegen ausgeschlossen sein, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen

Lutheranern und Katholischen stattfand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsache mit scheinbaren Gründen gegeneinander gerechtet und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Teile so schwer fallen als dem anderen, 5 sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige 10 Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so tut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Teil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere verteidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bis- 15 tümer und Abteien verblieben den Protestanten; aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalt, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reich unmittelbar unterworfen war, Kurfürst, Bischof oder Abt, hat seine Bene- 20 fizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, 25 der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnis abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch 30 von seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Teil mehr verbindlich sein, als jene Ver- 35 sicherung Ferdinands zum Vorteil der protestantischen Untertanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältnis mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentierte? Zu dem ganzen Deutschland gehört aber auch der protestantische Teil — und wie repräsentiert sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe katholischer Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zustatten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; daß kein Stand den anderen auf rechtlichem Weg unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionsteil im ausschließenden Besitz ist, den anderen zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerin davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; alles, was die katholische hingab, opferte sie der Not und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein

Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu sein und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vorteil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen preisgab, war nicht unbedingt aufgegeben: alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessenungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der *Not* und der *Gewalt*, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktiert, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und, wenn man aufrichtig sein will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalvinisten, welche freilich ebensowenig eine Duldung in jenem besseren Sinne ver-

dienten, da sie ebenso weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Teil von dem anderen fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnis, in welchem beide bei Gründung des Friedens zueinander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältnis mußte also auch fürs künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwert in der Hand wurden die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervor drohte!

In dem Reich erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wieder herzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Teile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdestoweniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zuviel verloren, die Evangelischen zuwenig errungen zu haben; beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in

ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstand der Katholischen, die hier das Übergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der anderen; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reiches, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Teil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zuwenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reiches die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Untertan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewalttätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Untertan drücken, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er dem Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüter verstricken kann, konnte der tote Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Untertan protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfahren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüter in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wut an dem gemeinschaftlichen Religionsfeind erschöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten und dadurch den

Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Kalvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, daß sie einander kaum mehr an etwas anderem als dem gemeinschaftlichen Hasse gegen das Papsttum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntnis zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgischen Bekenntnis zu suchen. Dieses Bekenntnis setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen ließ, und die Protestanten verscherzten unwissend einen Teil des Gewinnes, den ihnen der Abfall von dem Papsttum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen sein, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssystem, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Bloß als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten allein hatten teil an der Wohltat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg sein mochte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geist der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich beides, und die schlimmen Folgen von beidem stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnis; und wenn sich die Kalvinisten davon entferneten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen scheinbareren Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können als diese Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuenderes Schauspiel als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzig wahre Religionssystem zu verkündigen? Wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? Wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität *ihres* Glaubens festhielten, für welchen zum Teil doch ein ehrwürdiges Altertum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, *wen* diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformierten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erfechten. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformierten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papsttum, nicht in Augsburgischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem andern geteilt war, so begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne.

Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Losung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Teil tat, mußte zu Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechterhaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei schuld gegeben wird; vieles, was sie taten, machte ihnen die Selbstverteidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Teil zu sein. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmut, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten sei, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre *Ehre* verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Konvenienz abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trient vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur *einen* Schritt zu dieser Vereinigung getan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu sein. Feierlich waren diese nunmehr von

der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Konzilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluß des Konziliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr als der Respekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier notwendig machte! Deutschland war damals eine Vorratskammer des Krieges für fast alle europäischen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brot setzte. Sovielen voneinander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammen zu bringen, welche sie alsdann, sei's aus Gewinnsucht oder aus Parteigeist, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp II. die Niederlande, und mit deutschen Truppen verteidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandte, ein außerordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung mußte dem einen oder dem andern Teile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwert; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand I., König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian II., hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reiches. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt und

an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Konzilium zu Trient zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stich gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen und sein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges konnte von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beistand des Reiches — und der Religionsfriede allein hielt das geteilte Reich noch in einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfnis machte ihm die Protestanten nicht weniger nötig als die Katholischen und legte ihm also auf, beide Teile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Notwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Notwendigkeit und die Billigkeit diktierten sie seinem Sohne. Der Enkel büßte es teuer, daß er weder die Billigkeit hörte noch der Notwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolf, erbte seine Staaten und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steiermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch diese schon unter Ferdinand II., seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des

Hauses Österreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolf II. war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Los eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nötig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüt, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Ratschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines großen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Untertanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Marstalle zu verbergen, während daß die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste und die Flamme der Empörung schon anfing, an die Stufen seines Thrones zu schlagen. Der Zugang zu ihm war jedem ohne Ausnahme versperrt; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantin Isabella seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiel zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürch-

teten Karls V. schwebte in Gefahr, einen Teil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren und unter einem furchtbaren Fürstenbund, den ein großer Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands 5 geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Thron an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stich gelassen von dem Reichsoberhaupt, helfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. 10 Deutschland teilt sich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberstehen; Rudolf, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müßig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen und über die andere zu herrschen. Was 15 hätte auch das Deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine 20 mächtige Faktion wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren als der Kaiserthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen. 25

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reiches retten konnte, einen Rudolf zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutsche Staatskörper sich 30 selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte Rudolf, wie soviele andere seines Ranges, seine Blößen versteckt. Das dringende Bedürfnis der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit ans Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigene Hilfsmittel seinen 35 Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolfs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten und noch dazu Stützen des Papsttums, aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Mei-
5 nungen eingedrungen, und, begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte, hatten sie sich mit schnellem Glück in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im kleinen, was Deutschland im großen war. Der größere Teil des Herren- und Ritterstandes war
10 evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei weitem das Übergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern mit
15 Protestanten besetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der übrigen noch vollends von dem
20 Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation tat von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und
25 bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstand gestattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur
30 auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören,
35 und das Volk drängte sich scharenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben und der Haß beider einander

so nahe stehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Österreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntnis der Ohnmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Österreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten trotzig alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reiches und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Trotze; unzufrieden mit der österreichischen Regierung warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Übergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgeteilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomanischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu sein, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Österreich Zepter und Krone; ebenso bereitwillig bestätigte man in Österreich einem andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Báthory, Bocskay, Rakoczy,

Bethlen, standen auf diese Art nacheinander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer
5 zu sein.

Ferdinand, Maximilian und Rudolf, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Überschwemmungen der Türken und gegen innere Rebel-
10 lionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der mißhandelte Untertan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch
15 in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerei.
20 Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen Bocskay angeführt, die Fahne der Empörung. Die Aufrührer in Ungarn sind im Begriff, mit den mißvergnügten Protestanten in Österreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle diese Länder
25 in einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Hauses Österreich gewiß, der Untergang des Papsttums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Österreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem
30 Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolfs vermutlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren und von einer falschen
35 Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen

eigenen Anverwandten Philipp II. zu verteidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländischen Volkes zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach ebensowenig den Wünschen der Brabanter als seinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Preßburg und pflog Rat mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Ältesten, die Verteidigung ihres Erbteils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Ältesten und bekleiden ihn mit souveräner Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Überrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken und durch einen Vertrag mit den Rebellen Österreichs Ansprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolf, ebenso eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt als nachlässig, sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde und verräterischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Die Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert und in Österreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten und, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Österreich und Mähren, lange schon zum

Aufstand bereit und jetzt von dem Erzherzog durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kömmt wirklich zustande.
5 Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Österreich und Mähren haben dem
10 Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Österreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschied,
15 daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des Dreißigjährigen Krieges.
20 Die Sekte, welcher Johann Huß die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Zeremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beiden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Baselische Kirchen-
25 versammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmischen Kompaktaten) Hussens Anhängern zugestanden, und wiewohl es nachher von den Päpsten widersprochen ward, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutz der Gesetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige er-
30 hebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beiderlei Gestalt Kommunizierenden), und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so teures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich
35 auch die weit strengere Sekte der Böhmischen und Mährischen Brüder, welche in weit bedeutenderen Punkten von der herrschenden Kirche abwichen und mit den deutschen Protestanten sehr viel Ähnliches hatten. Bei beiden machten

die deutschen sowohl als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grund war es nichts mehr als der Name, was 5 sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten, nach dem Beispiel 10 der Deutschen, eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformierte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen, 15 und sie mußten sich mit einem bloßen Wort der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

Solange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Szene. Ein kaiserliches 20 Edikt erschien, welches den sogenannten Böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die Böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urteil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten 25 sich deswegen dem kaiserlichen Mandat auf dem Landtag entgegen, aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompaktate und auf das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vorteil einer Religion noch nichts fand, die damals die 30 Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wieviel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge be- 35 stimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem

Stücke nachgesetzt sein wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Österreich und Mähren, bei Kolin
5 erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des letzteren Verlegenheit stieg aufs höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen voraus- zusehen war, daß sie seine Not zur Durchsetzung ihrer For-
10 derungen mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtag, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterläden auf dem Hofgang geöffnet werden, den er passierte — Beweis genug, wie weit es mit ihm ge-
15 kommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die
20 alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Notwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

25 Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Verteidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolf, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sklavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern
30 eilte, sich mit dem Erzherzog, seinem Bruder, auf einem friedlichen Weg abzufinden. In einer förmlichen Entsagungsakte überließ er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Österreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

35 Teuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängnis gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden, dieser Landtag

erschien 1609. Sie forderten dieselbe freie Religionsübung wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie und die Erlaubnis, Defensoren oder Freiheitsbeschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten Antwort; denn der katholische Teil hatte alle Entschließungen des furchtsamen Kaisers gefesselt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, Rudolf beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In großer Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet, gingen die Beratschlagungen vor sich, und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernstlich den Entschluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben sich selbst die Defensoren, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloß, auf das schleunigste eine militärische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Spanier ihm rieten. Aus Furcht, daß die aufs äußerste gebrachten Stände sich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbrief vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den

Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortfuhren sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eigenes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle
5 Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits innehaben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herrn- und Ritterstande und allen Städten unverboten sein. Diese letzte Stelle im
10 Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Har-
15 monie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht viel mehr als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbeschützer wurde dem Geist des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer
20 Wink für die übrigen Erbstaaten Österreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der anderen; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten
25 so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem König von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig sein. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolf fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß
30 gegen Matthias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Zepter in eine so verhaßte Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Fer-
35 dinand, Erzherzog von Graz, das Haupt der Familie, den er ebensowenig liebte. Diesen sowohl als den Matthias von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzog Leopold, Bischof

von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopolds Person schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem Rudolf 5 mehr seine Parteilichkeit und Rachgier als das Beste seines Hauses zu Rat gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolf auch wirklich im Bistum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Korps wußte niemand; aber ein unversehener 10 Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen tat, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände seiner Unschuld — sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte 15 er den eigenmächtigen Gewalttätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu tun — sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sei, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Ver- 20 jagung seiner passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblößt von aller Hilfe, zu Prag, wo man ihn gleich einem Gefangenen in seinem eigenen Schlosse bewachte und alle seine Räte von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolf 25 kurz nachher kleinmütig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, daß er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demütigung zu vollenden, nötigte man ihn, 30 seine Untertanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er tat dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, 35 warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolf eins seiner Erbländer nach dem andern

verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland verteilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der anderen zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe
5 zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Zepter des Reiches hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit aufeinander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß
10 der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Ratschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft
15 machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritt der Katholischen gefährliche Zwecke vermuten. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen
20 Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Untertanen Österreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Anteil an ihrem Trotz und an dem schnellen Glück des Matthias. Man glaubte in
25 dem Reiche, daß man den längeren Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten; und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

30 Fast alle Angelegenheiten des Reichstages blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reiches etwas beizutragen, bis ihre Be-
35 schwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens und über die neuen Anmaßungen des Reichshofrats geführt, welcher unter dieser Regie-

rung angefangen hatte, zum Nachteil des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses oberrichterliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunal, dem Kammergericht zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reiches, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten die Beisitzer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgericht stattfand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrat in Wien — anfänglich zu nichts anderem bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rat an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vorteil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrat wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte und vor Entstehung desselben dem Fürstenrate gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofes ihren Ursprung verrieten, wenn von

katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert ward. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen
5 Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch bloß allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Verteidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte.
10 In der Tat würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letzteren noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit stattfinden durfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen
15 jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte saßen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine notwendige Instanz zu sein. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft
20 die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnis des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichtsdestoweniger von den Juristen in Schutz
25 genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besonderen Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten
30 Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List
35 gelungen war, einige ihres Glaubens in den Stadtrat zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregiment auf einem

gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß 5 des Reichshofrats die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Kurfürst Gebhard zu Köln, geborener Truchseß von Waldburg, 10 empfand für die junge Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verständnis gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Kalvinisten, Genugtuung für die beleidigte Ehre 15 ihres Hauses, die, solange der Kurfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirat gerettet werden konnte. Sie drohten dem Kurfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blut diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgang mit der Gräfin entsagte oder ihre Ehre vor dem Altar wieder- 20 herstellte. Der Kurfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts als die Stimme der Liebe. Sei es, daß er der reformierten Religion überhaupt schon geneigt war, oder daß die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab 25 und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Kurfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgendeiner Gelegenheit 30 wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Kurfürstentümern wichtig. Auf der anderen Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Wert seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk 35 eines Fürstentums so gerne zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen

Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu sein, dem katholischen Teile diese vierte Kur zu entreißen. Das Beispiel selbst war schon in mehreren geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren bereits Protestanten und auf des Kurfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Kurfürsten zu dem Entschluß, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte und aller seiner sowohl geistlichen als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Kapitel. Der Kurfürst sammelte eine militärische Macht; die Kapitularen taten ein gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Kurfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayerischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der bei dem großen Anteil, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle notwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldnen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wieviel mehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Teile gänzlich gestürzt war und bei dem anderen auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; Heinrich IV.

von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Kurfürstenrate 5 mußten das Übergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Kurfürst Gebhard hatte die reformierte und nicht die lutherische Religion ergriffen; dieser einzige Umstand 10 machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegeneinander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Kurfürsten als den Ihrigen ansahen und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Mut zugesprochen und Hilfe zugesagt; aber nur ein apana- 15 gierter Prinz des pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Kasimir, ein kalvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Kurfürst, selbst von dem Notwendigsten 20 entblößt, ganz und gar ohne Hilfe ließ. Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulierte Kurfürst, den seine bayerischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem 25 Feind einen Platz nach dem anderen aus; andere wurden zur Übergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westfälischen Landen, bis er auch hier der Übermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in England und Holland mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederher- 30 stellung getan, zog er sich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nach- 35 her eine neue in Straßburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Kurfürsten getroffen hatte, hatten sich in

dieses Bistum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig
5 und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutz ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten
10 und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unecht erklärten. Unterdessen hatten sich diese letzteren durch Aufnahme mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von
15 Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postulieren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulierten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet
20 von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hilfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem
25 langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien geteilt, bis endlich der
30 protestantische Prinz für ein mäßiges Äquivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen
35 Streits, mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr

die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen und dem Ärgernis der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu 5 trotzen und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Prozession wiederholte, schritt 10 man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Tor, schlug ihre Fahnen zu Boden und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Zitation war die Folge dieser Gewalttätigkeit; und als das aufgebrachte Volk 15 sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzog Maximilian von Bayern 20 übertragen wurde. Kleinmut ergriff die sonst so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heeres, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien 25 und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam 30 bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrat, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urteil gefällt, und dem Herzog von Bayern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben über- 35 tragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewalttätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen

Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird
5 immer der schwächste Teil der geschäftigste sein, sich in Verteidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich viel-
10 mehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen, ununterbrochenen Länderstrecke miteinander zusammenhingen und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt und um und um von
15 katholischen Staaten umlagert, jedem Einfall bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuten war, die Katholiken die inneren Trennungen der Protestanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Kalvinisten, als die Schwächeren und welche
20 ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer näheren Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den kurpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzog von Bayern einen sehr bedenklichen
25 Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangelischen Ständen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren als die Pfalz in damaligen Zeiten. In
30 dem kurzen Zeitraum von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre schwören und diese Lehre zweimal für den Kalvinismus verlassen. Kurfürst Friedrich III. war der Augsburgischen Konfession zuerst ungetreu geworden,
35 welche sein erstgeborener Sohn und Nachfolger, Ludwig, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus

den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Kasimir, sein Bruder, und nahm, 5 nach den Vorschriften der goldenen Bulle, Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Kurfürsten (Friedrich IV.) gab man kalvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Ketzerglauben, selbst, wenn es sein müßte, mit Schlägen, 10 aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Untertans schließen.

Unter diesem Friedrich IV. war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestan- 15 tischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Österreich zu vermögen und womöglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zustande zu bringen. Neben dem, daß dieser Hof durch französische Ratschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Österreich die 20 Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen beizeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Re- 25 formierten kaum geringer war als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Teil nur 30 desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren und dadurch die Notwendigkeit einer solchen Vereinigung herbeizuführen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Er- 35 eignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Übereinstimmung

und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die solang gesuchte Vereinigung zustande. Zu Auhausen in Franken traten (1608) der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Württemberg — also Lutheraner mit Kalvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündnis, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unierten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rat und Tat unterstützen und alle für einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigesprungen, jedem im Notfall für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlösser der mitunierten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältnis des Beitrags, den ein jedes dazu gegeben, unter sämtliche Glieder verteilt werden sollte. Die Direktion des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Kurpfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Kalvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Kurbrandenburg ließ sich bereitwillig finden; Kursachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschließung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes

sehr bedürftig war und ihr Beispiel von mehreren anderen Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unierten Stände, einzeln mutlos und wenig gefürchtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten Christian von Anhalt ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eigenen Regiments und seiner Ratgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Atem kommen konnte; wo er Österreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren und seine böhmische Krone bloß durch Bewilligung des Majestätsbriefes gerettet hatte; wo endlich durch die jülichische Sukzession schon von fern ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschließungen übereilte und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete ebenso mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbfolge in den jülich-klevischen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Kurfürst von Sachsen,

albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich III. auf diese Erbschaft erteilt und Maximilian I. beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte.
5 Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde wenig geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Teile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe ließen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den
10 Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder
15 in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogtum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ihren neuen Herrn die Huldi-
20 gung zu verweigern — umsonst, daß er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, ins Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte sich den protestan-
25 tischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage,
30 wer das jülichische Herzogtum besitzen und wer es nicht besitzen sollte? — Die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich ge-
35 wonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war, ob Österreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner

Macht gegen die Anmaßungen Österreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Österreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England und vorzüglich Heinrich IV. von Frankreich wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Österreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hieher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich IV. hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von *österreichischer Herrschbegierde* und *österreichischem Länderdurst* vor Augen, den weder Widerwärtigkeit noch selbst Geistesarmut, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Aragoniers floß. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Äcker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Notwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Untertanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeit ihrer Bewohner verloren, in einer notgedrungenen Verteidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, solange es diesem gefährlichen Ge-

schlecht überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Weltteils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwölkten Heinrichs Gemüt am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte
5 es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkrieges, von eben diesem Österreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem König für die
10 Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, solange Österreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um sich schnell wieder in einen Körper zusammenzuziehen und in ihrer ganzen
15 Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volk einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich IV. dem
20 Hause Österreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus' Volk, aber durch einen edleren Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle
25 Politik, nicht alle den uneigennützigen Mut, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. Solange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder
30 sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als schimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen
35 Plänen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte Heinrichs bekanntes Pro-

jekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu verteilen, den Namen einer Schimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortreff- 5 lichen König war es wohl nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen Sully bei dieser Unternehmung beseelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nötig war, wurden durch 10 die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Österreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österrei- 15 chischen Joches; von den Niederländern nichts als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papst und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger 20 sein als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Teilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigentum oder Sicherheit für das alte; und weil alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. 25 Frankreich konnte großmütig jeden Anteil an der Beute verschmähen, weil es durch Österreichs Untergang sich selbst wenigstens zweifach gewann und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nach- 30 kömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. Ravaillacs Messerstiche retteten Österreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, mußte 35 Heinrich die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich notwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, tätigem Anteil ergreifen. Seine

Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das Wenige, was sie von dem großen politischen Geheimnis ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüter zu gewinnen, die ein so feuriger Haß gegen Österreich beseelte und die Vergrößerungsbegierde so mächtig beherrschte. Heinrichs staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beistand, wozu er sich anheischig machte, erhob den Mut der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem König in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen und zuerst die Eroberung der jülich-klevischen Lande vollenden helfen; alsdann in Vereinigung mit den Deutschen nach Italien rücken (wo Savoyen, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Beistand bereit hielten), um dort alle spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann, von der Lombardei aus, in das habsburgische Erbteil eindringen und dort, von einem allgemeinen Aufstand der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Zepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Jülichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich IV. hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten und die Sache Österreichs zu der

seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs soviel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darinnen aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sei. So wenig hatten sich Heinrich IV. und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewalttätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewalttätigen darf aufgetragen werden, daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmeren Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr als eine müßige Entrüstung. Das tief gefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unierten so gefürchtet und trutzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden ward. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ohngefähr dieselben, welche die Union zum Grund legte, Bischöfe ihre mehresten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Bayern, aber, als das einzige weltliche Bundesglied von

Bedeutung, mit einer ungleich größeren Gewalt, als die Unierten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen ligistischen Kriegsmacht war, wodurch die Opera-
5 tionen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vorteil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen als bei der Union von den armen evangelischen Ständen.
10 Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstand, einen Teil an ihrem Bund anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei
15 Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Österreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Österreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unierten im Jülichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war
20 eng eingeschlossen und das ganze Bistum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich IV. war
25 nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen, weigerten sich ihre Landstände, und die mitunierten Reichsstädte hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld und nie ihren Rat verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der jüli-
30 chischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unierten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder
35 keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den

Unierten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem älteren Feinde, dem Erzherzog Leopold, und beide Teile kamen 5 überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, 10 im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußtapfen ihres Zugs und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter 15 von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schiffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder frei- 20 gegeben, alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu ihrem Bunde zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unierten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohl ge- 25 rüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimnis ihrer Stärke verraten. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Teil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte 30 die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit. 35

Endlich starb der Kaiser (1612), ebensowenig vermißt im Sarge als wahrgenommen auf dem Thron. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend

der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Tränen sich zurück wünschte.

5 Nie hatte man von Rudolf erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen,
10 weil sie von der frischen Tätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urteilten nach dem, was
15 er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache,
20 und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit teilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen König beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Österreich dem Matthias bei seinem Aufruhr geleistet, lebten bei den protestantischen Reichs-
25 ständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Österreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines
30 Bruders Thronen gesucht und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines
35 Glückes. Kaum zeigte er sich triumphierend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Untertanen wieder, so wartete schon ein gehorsamstes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu

verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten und einen völlig gleichen Zutritt der letzteren zu allen Bedienungen. An 5 mehreren Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen 10 den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen sein, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land und wollte von keinen Bedingungen vor der 15 Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steiermark, dem Erzherzog Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiel gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um 20 nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf und fingen an, Truppen zu werben. Sie taten Schritte, ihr altes Bündnis mit den Ungarn zu erneuern; sie zogen die protestantischen 25 Reichsfürsten in ihr Interesse und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Ver- 30 fassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Österreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souveränitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katho- 35 lischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Untertanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren

konnte. Seine streng katholischen Räte, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Klesl, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicherweise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolf noch lebte und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Untertanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputierten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londoner Parlament überrascht haben würde. Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet sein als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterland. Durch seinen *protestantischen* Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolfs solle dem Matthias eine Warnung sein. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen. Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vorteil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich aufs nachdrücklichste für diese ins Mittel schlug und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vorteil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten

Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag notwendig machte, überraschten sie ihn mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreicheren im Fürstenrat; und weil alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vorteils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt sein, die Stimmen der anderen durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentiert werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstages selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofrats und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Beratschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag und drohte auf immer alle Einheit der Beratschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hilfe der anderen zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu geraten.

Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes erlaubten ihm ebensowenig, die Protestanten zum Nachteil 5 der katholischen Religion zu begünstigen. Eine so mißliche Situation mußte einen größeren Geist als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vorteil der Katholiken war aber aufs engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und 10 ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr.

Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die höchste Zeit vorhanden sei, seinen 15 sinkenden Mut zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimnis der Ligue tun und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hilfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser sein mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz 20 etwas mehr Mut gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streites. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhilfe und ließen es ihn entgelten, daß die Katho- 25 lischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch 30 im Innern desselben herrschte, bei allen noch so gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogtum von dem Kurhause Brandenburg und dem Pfalz- 35 grafen von Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirat zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte

eine — Ohrfeige, welche der Kurfürst von Brandenburg das Unglück hatte seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papsttum über. Eine Prinzessin von Bayern belohnte ihn 5 für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von beiden. Um dem Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden aus in das Herzogtum gezogen. Um sich dieser 10 Gäste zu entladen, rief der Kurfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformierten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, bloß um für sich selbst zu erobern. 15

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein unerschöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen — mit noch größerem das 20 katholische die Holländer über die Reichsgrenzen hereinbrechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen 25 setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolfs II. Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias' Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person Ferdinands von Graz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich er- 30 nannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand II. näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für 35 das Papsttum angekündigt und wurde deswegen von dem katholischen Teile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit

des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Untertanen katholischer 5 Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber 10 nie würde dieses Mißtrauen in Tätlichkeiten ausgebrochen sein, wenn man nur im allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volkes unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias Graf von Thurn, kein geborener 15 Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. 20 Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten, unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, 25 die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagt; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbande zu führen. Schon an den 30 Unruhen unter Rudolfs Regierung hatte er den tätigsten Anteil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Karlstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur 35 Bewahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die

Aufsicht über das Tote, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der anderen zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine *Eitelkeit*, die doch seinen *Ehrgeiz* unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolf II. erpreßt hatten, war ebenso wie in dem Religionsfrieden der Deutschen ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den *Ständen*, nicht den Untertanen zugute; bloß für die Untertanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Untertanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinands dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein *bestrittener* Punkt war, war ein *unbestimmter* im Majestätsbriefe: dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Untertanen *geistlicher Landstände* in Böhmen glaubten daher, eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Untertanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Untertanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und

die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch und fanden an dem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche
5 Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Exekution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn
10 die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewalttätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfnis der Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthilfe
15 war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewalttaten ausgesöhnt werden zu können. Da die Tat selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden
20 ernannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die
25 Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nötig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Auf-
30 rechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei weitem
35 nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schoße seines Volkes aufsuchen und von drei Thronen herunterstürzen

konnte. Der zuversichtliche Mut, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Verteidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen 5 einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen — die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle miteinander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegenzusetzen, wenn der 10 protestantische Teil seiner Untertanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Teile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Untertanen hatte er zugrunde gerichtet, wenn er siegte? 15

Überlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räte zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten andere die Ursache des Übels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Graz wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, 20 die jede Gewalttat gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit und der Aufruhr seien immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen 25 bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seien alle Schritte der Ketzer gerichtet; stufenweise seien sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriff hinaufgestiegen; in kurzem würden sie auch an die noch 30 einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sei Hilfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sei 35 der Ausgang des Krieges, aber g e w i ß das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten und der

Schrecken der Hinrichtungen die übrigen Landstände künftig einen schnellern Gehorsam lehren. — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? —
5 Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts getan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschließen, ergriff man die Waffen schon unter Matthias,
10 aber solange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoß Geld zur Rüstung her und ver-
15 sprach, Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen von Buquoy, einen Niederländer, weil keinem Eingeborenen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandierte unter seinen Befehlen. Ehe sich diese
20 Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen: daß der Majestätsbrief ihm heilig sei, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschlossen, daß selbst seine jetzige Rüstung ihm
25 durch die ihrige sei abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch er sein Heer verabschieden. Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für ratsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt des-
30 selben verbreiteten sie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigsten Gerüchte und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existierten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweis, Krumau und Pilsen, nahm teil an
35 dem Aufruhr. Diese drei Städte, größtenteils katholisch, hatten allein den Mut, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hilfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen,

wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweis und Krumau und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krumau ergab sich ihm, aber von Budweis wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Tätigkeit zu zeigen. Buquoy und Dampierre fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfall und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleich die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen auftaten, erhoben den Mut der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen von Mansfeld ein ebenso unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugesehen. Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen ließen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volkes wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatz getreu, stärkten sie den Mut der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mansfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernst von Mansfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang

mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demütigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds in
5 Jülich und im Elsaß gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete
10 der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliierter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag, ein Heer von
15 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereitzuhalten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser
20 willkommener sein, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

25 Dieser Mansfeld zeigte sich jetzt in Böhmen und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Mut der Rebellen wurde noch durch einen anderen Sukkurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hilfe schickten. Zwischen
30 diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlicheren Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser und ließ sich sogar die an-
35 gebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Szene.

Was hatte Matthias nun getan, um die Erwartungen

der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe wert, den Thron Rudolfs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? Solange Matthias König war, büßte er für die 5 Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbsttätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos, 10 sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksal vorgriff und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen 15 Hauses Österreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine näheren Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte 20 sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vorteil des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben und die ehemalige Größe Österreichs wieder auf- 25 leben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians II., Erzherzog Karl von Krain, Kärnten und Steiermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab 30 ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgang eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Re- 35 gierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre

mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demütigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds in
5 Jülich und im Elsaß gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete
10 der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliierter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag, ein Heer von
15 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereitzuhalten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser
20 willkommener sein, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

25 Dieser Mansfeld zeigte sich jetzt in Böhmen und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Mut der Rebellen wurde noch durch einen anderen Sukkurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hilfe schickten. Zwischen
30 diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlicheren Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser und ließ sich sogar die an-
35 gebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Szene.

Was hatte Matthias nun getan, um die Erwartungen

der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe wert, den Thron Rudolfs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? Solange Matthias König war, büßte er für die 5 Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbsttätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos, 10 sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksal vorgriff und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen 15 Hauses Österreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine näheren Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte 20 sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vorteil des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben und die ehemalige Größe Österreichs wieder auf- 25 leben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians II., Erzherzog Karl von Krain, Kärnten und Steiermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab 30 ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgang eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Re- 35 gierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre

und die Verwirrung in ihren Landen; auf der anderen den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern ließ man ihn wählen.

5 In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnten und Steiermark, welche vor Ablegung 10 ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu tun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu 15 in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loreto die Gnade der Jungfrau Maria und zu den Füßen Clemens VIII. in Rom den apostolischen Segen.

20 Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, ge- 25 setzmäßig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen Reichsstände, welche das Refor- 30 mationsrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die steierischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieser Gewalttätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutz eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das 35 Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Mut, eine lobenswerte Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne

Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der anderen, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn als ihren gefährlichsten Feind zu rüsten. Nichtsdestoweniger fand das Gesuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Österreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen König. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Ratschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verrieten, trieben ihre Furcht aufs höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steiermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, taten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steiermärkische Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältnis zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wieviel mehr aber jetzt im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war; jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Mut durch die glück-

lichsten Erfolge, durch fremde Beistandsversprechungen und schwindlige Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war! Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl
5 für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Ferdinand im Besitz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswert macht, oder mit dem Schwert in der Hand
10 zu erobern.

Aber mit welchen Hilfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriff, diesem
15 Beispiel zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolf, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Überfall; eine geheimnisvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen
20 Provinzen; damit das Bedrängnis vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiel geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend, in den meisten hatten sie die Einkünfte im
25 Besitz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an, zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Mut; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hilfe stand noch
30 in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm alles brachte, drohte ihm alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesetz der Not unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Übermut verschmäht. An der
35 Spitze eines Heeres zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzig noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird

erobert, das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifall empfängt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr sein, gleiche Rechte für alle christlichen Kirchen.“ — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen. — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu verteidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Graz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tirol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war alles, was er dem wütenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brot fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten geteilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wams. „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an, „wirst du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu sein als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener rieten

Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feindes Hände; mit Wien war Österreich, mit Österreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht und wollte ebensowenig von 5 Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputierten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg 10 — ein Deputierter nach dem anderen verschwindet. Viele von Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblick in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu 15 verteidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Mut belebt, und die Studierenden selbst ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die soeben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Buquoy hatte den Grafen Mans- 20 feld bei Budweis aufs Haupt geschlagen und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt 25 zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem König von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugnis für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtig- 30 keit seiner Sache ablegte und ihm zugleich zu einem Beistande des Reiches Hoffnung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr be- 35 steigen, am wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzog von Bayern und, nach der Weigerung

desselben, dem Herzog von Savoyen die deutsche Krone angetragen. Da man mit dem letzteren über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Österreich alle Hoffnungen Ferdinands zugrunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unierten ließen nichts unversucht, Kursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen Ferdinand einzunehmen und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privatangelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen und seine Kurstimme, mit vergeblichem Widerspruch der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Kurstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen, furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Ratschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrag an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche

auf ihre Krone verlustig und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch taten, so konnte die Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformierten untereinander selbst entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Tätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davontrug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatinteresse einzelner Stände und die Zuneigung des Volkes durch so viele Staatsvorteile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich V. war von einem freien und aufgeweckten Geist, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformierten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, vor dessen gefährlichen Nachbarschaft er das Königreich vielleicht sicher stellte, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der kalvinistischen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich V. unter Gebet und Freudentränen zum König.

Alles, was auf dem Prager Reichstag geschah, war ein zu vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bei der ganzen Verhandlung zu tätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glückes brachte seinen Kleinmut zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen wollte er sich erst durch fremdes Urteil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel.

Sachsen und Bayern, wo er Rat verlangt hatte, alle seine Mitkurfürsten, alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrund, in den er sich stürze. Selbst König Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine Krone entrissen sehen, als die *geheiligte Majestät* der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblick ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Mut vertrauend, wählt sie *ihn* zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von *ihm*, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmütig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freiheit verraten? Eben diese Nation zeigt ihm die Überlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Dritteile der österreichischen Macht gegen Österreich bewaffnet und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus, bereit, den schwachen Überrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu teilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? Diese Hoffnungen seinen Mut nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Wert des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden kalvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räte widerstehen, die seine Hilfsmittel und Kräfte ebenso unmäßig übertrieben, als sie die

Macht des Feindes heruntersetzten? Den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Träumereien erfüllten seinen Kopf mit schimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. „Konntest du dich vermessen," sagte die Kurfürstin zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen."

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pomp geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichtümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreiches, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Österreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstentum, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Báthory, mit Hilfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Österreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung und versprach voller Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hilfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als

Feind in Oberungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; alles unterwarf sich; zu Preßburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Buquoy zu Hilfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweitenmal vor Wien. Durch 12 000 Siebenbürgen verstärkt und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie aufs neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurück geführt hatte, sah sich zum zweitenmal am Rand des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause, ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gaborn zurück; zum zweitenmal hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun alles, und durch seine staatskluge Tätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht und die wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverrats schuldig erklärt. So faßte der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hilfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Kurfürsten, und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Anteil, den die Union und Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu sein, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen

in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der ligistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hilfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Anteil an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliierten der Union das nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle, unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe ohnehin

auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während daß Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhiller, glücklich. Außer einem Geldvorschuß von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündnis zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnis der protestantischen auf das nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sei, ihnen die säkularisierten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegenteils beruhigte den Kurfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Österreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswohl übergangen worden zu sein, ohnehin schon auf Österreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformierten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen und der *römische* Antichrist nur dem *helvetischen* Platz machen sollte.

Indem Ferdinand alles tat, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstößiges enges Bündnis mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliierten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüter, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein

unbesonnener Eifer für die reformierte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreiches gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volkes. Die fehl-
5 geschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit
10 seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunk und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinn bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die
15 dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich selbst in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistand verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem
20 Zweck ihres Bundes, andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Kursachsen und Hessen-Darmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, Bethlen Gabor einen
25 Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren. Venedig und Savoyen blieben untätig; König Jakob von
30 England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand — so schnell hatte sich alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine
35 Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue taten ein gleiches. Die Macht der letztern stand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unierten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Ansbach. Der entschei-

dende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu sein, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältnis beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Ängstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr aber erstaunte man, 5 als auf einmal die Botschaft des Friedens kam und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Teile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich 10 den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachstum des österreichischen Hauses viel weniger als die Machtvergrößerung der Kalvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böh- 15 mischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Kalvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frank- 20 reich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und Ligue als Mittelsperson dar und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes 25 Anteils an den böhmischen Händeln begeben und den Beistand, welchen sie Friedrich V. leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte". Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den ligistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, 30 welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu geraten, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksal überließ. Schneller, als 35 das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers

mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Buquoy an sich, und diese kaiserlich-bayrische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu tun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Tore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandierte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30 000 Mann hatte Friedrich beisammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, 10 000 Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Kurfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hilfe abgeschnitten, welche er von diesem Land und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Österreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verraten. Nichts blieb ihm übrig als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Mut. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf Mansfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Notwendigste fehlte, entfiel aller freudige Mut, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmann Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Mut der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem Weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-bayrischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vorteile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt er- 5 fochten; aber die Übermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiel, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die 10 Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser ent- 15 scheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermutlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein 20 Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Szene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner 25 Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Diese Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine ge- heimsten Papiere und Friedrich seine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin", sagte dieser unglückliche Fürst zu 30 denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind."

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Fried- richs Kleinmut es aufgab. Mansfeld fliegendes Kommando 35 stand noch in Pilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig er- klären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen

Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht.

5 Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen. Thurn, und die in gleicher Verdammnis mit ihm waren, fanden es ebensowenig ratsam, in den Mauern von Prag 10 ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

15 Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Schicksal der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das nämliche taten die Schlesier und Mährer. Drei Monate 20 ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an *einem* Tage und zu *derselben* Stunde brach das 25 Ungewitter aus. Achtundvierzig der tätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kommission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Österreichern niedergesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste, von dem 30 gemeinen Volk eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und, da keiner sich meldete, als Hochverräter und Beleidiger der kaiserlichen Majestät zum Tode verurteilt, ihre Güter konfisziert, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon 35 verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf und der Raub des einen den anderen bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied

über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen; die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war 5 alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreich aufgehoben. Die Gewalttätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen 10 großmütig noch das Recht, sich selbst zu taxieren.

Der Sieg auf dem Weißen Berge setzte Ferdinanden in den Besitz aller seiner Staaten; ja er gab sie ihm sogar mit einer größeren Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet 15 ward und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er 20 auch nichts als gerecht war; wenn er großmütig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschluß, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand; 25 nie stiftete eines Menschen Verblendung soviel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Krieg eine ganz andere Richtung, einen anderen Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen 30 und einem Exekutionszug gegen Rebellen wurde ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des Deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten verteilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigentümlichen Vorteile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei hinlänglich gewachsen zu bleiben. Wenn die *katholische* die überlegene Zahl für sich hatte und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besaß die *protestantische* eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meeres und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistand bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hilfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Kurfürstenrate drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Kurfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Österreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur *mittelmäßige* Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb das entscheidende Moment, weil es den Mutigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Mut und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moritz, der Umfang seiner Länder und das Gewicht seiner Stimme stellten den Kurfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht un-

empfindlich gegen die Vorteile, welche ihm dieses wichtige Verhältnis verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden ganz zu verschenken und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen oder die Vorteile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverän nach dem anderen dahinriß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Krieges zu wagen, strebte Johann Georg dem solideren Ruhme nach, das Seinige zu Rat zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlandes nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformierte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe als ihre erklärtesten Feinde, so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Greuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundesgenossen täuschte und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte: desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Österreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Kurfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Österreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflicheren Fesseln. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Kurfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer

Ratschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestück hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zerteilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Krieges noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugetan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformierten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn wert, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren Karl zu verteidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partei der Gefahr und der Ehre. Über den Kleinmut erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der erste, der seinen Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachte und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Mut sein Entschluß verriet, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Taten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es wert, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. D e i n e Z e i t e n kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterb-

liche Taten das Urteil zu beschämen, das den Kurhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Totenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Mut, der, ein Jahrhundert später, den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur anderen erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohltat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen verteidigt, für welche sie kaum einen Wert besaß. Der Besitz von Ländern und Würden ertötete den Mut; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u. a. m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Württemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampf mit dem Kaiser und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Österreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzog Maximilian von Bayern einen ebenso mächtigen als staatsklugen und tapferen Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvorteil und seiner Religion, nie Sklave Österreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer besseren Hand als der Willkür zu empfangen. Die

übrigen katholischen Stände, größtenteils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nacheinander Opfer des Krieges und begnügten sich, im Kabinett und auf ihren 5 Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Österreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

10 Die furchtbare Monarchie, welche Karl V. und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sizilien, aus den weitläuftigen ost- und westindischen Ländern unnatürlich zusammen zwangen, neigte sich schon unter Philipp III. und IV. zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem 15 Golde zu einer schnellen Größe gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau entzogen wurde. Die westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armut gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler 20 zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das schimärische Projekt, die französische Thronfolge umzustoßen, 25 an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Mißtrauen der Protestanten lieh 30 dem Ministerium Philipps III. die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hilfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Äußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich ver-35 blutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Thron, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten

Gesetze; und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beistand, den sie leisteten, die schimpfliche Abhängigkeit wert war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatssystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale besaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolch der Banditen griff und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüßte, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lang vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem Adriatischen Meere mit den Erblanden Österreichs zusammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souveräns für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vizekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tirol und dem spanischen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit Karls V. Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Verteidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaates in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem ersteren keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen, so hatte der letztere Ursache, die Waffen

der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außer stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das eine oder das andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert
5 waren; im ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringenderen Gefahr -- und es ist bekannt, wieviel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüt zu bestimmen pflegt als die Begierde, ein längst verlorenes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich
10 der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergang der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergang des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte
15 wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutschen Fürsten geworden sein, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine
20 ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohltaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrige, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche
25 Sullys Ökonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten sie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen Deutschland bewaffnete,
30 brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig XIII. tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigne Mutter und seine protestantischen Untertanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Fesseln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt und von einigen
35 unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eignen Staat zusammen und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reiches. Zu wenig Staatsmann, um durch eine

weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staates, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig XIII. bald zu dem erniedrigenden Schritt gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So 5 sehr ihm auch die Staatsklugheit raten mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Österreich zu unterstützen, so untätig mußte Heinrichs IV. Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit 10 erinnerten. Ein großer Geist am Ruder des Staates würde die Protstanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben; aber Heinrich IV. war nicht mehr, und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen. 15

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder heruntersank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner Größe. Noch war der begeisterte Mut nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der Oranier entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt und sie 20 fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wieviel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig waren, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksal 25 zu verhelfen, und dies um so mehr, da beide gegen den nämlichen Feind stritten und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Dasein kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen 30 Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der notwendigen Selbstverteidigung nicht entziehen, um sie mit großmütiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland ver- 35 größert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Überzeugt, daß die

Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sei, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatz entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich IV. gegen die Wut der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Liebling Buckingham spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zugrunde richtete und das Erbteil seiner Enkel an andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Österreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spaßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiel aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Kurhut seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Mut nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohn und nötigten diesen bald nach einigen unerheblichen Ver-

suchen, jedem Anteil an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wut der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswertes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhm einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und tätigen Regierung Christians IV. wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von innen und Ansehen von außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet und den neugeschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen größeren Enkel Gustav Adolf vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam voneinander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwiesen, so notwendig war den *getrennten* Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide stützte sich die evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen; *ein* Interesse hätte sie gegen *denselben* Feind vereinigen sollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen dänischen Tyrannei nicht verbannen. Die zusammenfließenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den nordischen Meeren ließen die Quelle des Streites nie versiegen.

Unter den Hilfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reiches, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eins der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Papsttums von allen Staatsämtern aus und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des Reiches abzuändern. Aber schon Gustavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papsttum zurück, und dessen Sohn Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergang der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karln, Herzog von Södermanland, Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze taten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem König und der Nation sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reiches, benutzte Sigismunds lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs engste zu verbinden und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vorteil des Reichsverwesers von dem Recht der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Södermanland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls IX. regierte, war Gustav Adolf, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohn eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine tote Ware von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen, einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen.

Gustav Adolf hatte das siebzehnte Jahr noch nicht voll-

endet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vorteil zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den 5 Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Untertans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu teilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf 10 sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian IV. von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen 15 angefallen und über den Vater dieses Helden wichtige Vorteile errungen. Gustav Adolf eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Zar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das 20 Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen 25 den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Untertanen Gustav Adolfs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die ge- 30 häuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten König gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der törichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Übermut verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser fried- 35 liebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Livland und Polnisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden.

Immer Sieger, war Gustav Adolf immer der erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des Dreißigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der tätigsten Freundschaft Spaniens und Österreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Krieges aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachteil erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Mute zu erhalten. Indem Sigismund in Livland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem anderen verlor, sah er seinen Bundesgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegen eilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnis mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine schimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundesgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des Deutschen Reiches umzustürzen und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Heldengröße zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Gustav Adolfs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die schwedischen Heere zu stählen und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder tun sollten.

Nach dieser notwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sei mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht

den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen sein, ihm und seinen Alliierten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruch des Krieges mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eigenem Verlust zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten, um jede Gewalttätigkeit durch das Ansehen der Gesetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zugrunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses ersteren zu verstärken. Bis hieher hatte Ferdinand bloß für seine Existenz gefochten und keine andere Pflichten als die der Selbstverteidigung erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höheren Pflichten und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loreto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, getan, mit Gefahr seiner Kronen und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach

Endigung des böhmischen Krieges beisammen fanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht noch an einem Schein des Rechts, und unübersehlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung
5 für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigennutz ein schmerzhaftes Opfer,
10 indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinett des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern.
15 Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle notwendig machen, erklärte den Kurfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Land-
20 friedens in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerin des burgundischen Kreises, dem Herzog von
25 Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens wert gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie verteidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der
30 Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urteil der Reichsacht, welche über den Kurfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnis hinweg, und die Fürsten folgten bald
35 ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigene Länder zu retten, überließen sie den Kurfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichtum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Kurfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hilfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen stand, bis seine Truppen, von der Geldnot getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bistümer, deren Reichtum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzog von Bayern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mansfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayrischen General Tilly entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz und übte dort an den rheinischen Bistümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkischen zugedacht hatte. Während daß die kaiserlich-bayrische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heer in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu verteidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem anderen in spanische Hände fiel und endlich als die Union auseinander gegangen war, der größte Teil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzug des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankentals auf, als Mansfeld in die Unterpfalz eintrat.

Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuber-
5 schwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mansfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

Solange ein solcher Arm für ihn stritt, war Kurfürst
10 Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner
15 Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Kurlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch verteidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mans-
20 feld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu tätiger Hilfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Beistandes, den er von den Niederlanden aus
25 zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hilfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Gabors mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Österreichs Ungarn aufs neue überschwemmte und sich in Preßburg zum
30 König krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Buquoy Böhmen verlassen mußte, um Ungarn und Österreich gegen Gaborn zu verteidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der ebenso tapfere Dampierre vor Preßburg ge-
35 blieben. Unaufgehalten drang Gabor an die österreichische Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit diesem Feind ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von

deutscher Seite, während daß Gabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wieder herstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte sich dieser letztere erschöpft, wenn jene anfingen, sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer Mansfeld in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mansfeld und der bayerische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehends ins Feld rückte und sich mit dem Grafen Mansfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Württemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Mut, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Corduba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mansfeld und der Markgraf von Baden, und der letztere wurde von dem bayerischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Verteidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zugrunde richtete und der Vater seiner Gemahlin im Stich ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen anderen, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen

Ahnen, übernimmt nach ihm die Verteidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimnis abgelernt zu haben, 5 eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Übermut getrieben und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein be- 10 trächtliches Heer, welchem die Verteidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte und dem er durch seine Taten keine 15 Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westfälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bistümer am Oberrhein zu plün- 20 dern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bei der mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Übergang streitig machen wollte, passierte. Mit Verlust seines halben Heeres erreichte er das jenseitige 25 Ufer, wo er den Überrest seiner Truppen schnell wieder sammelte und mit demselben zu dem Grafen von Mansfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweitenmal über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfall unterblieben waren. Wäh- 30 rend daß der Kurfürst Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung be- 35 nehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Äußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das

Spiel der österreichischen Arglist wie immer, trug durch seine törichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die *Gnade* des Kaisers appelliere, und Jakob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß erteilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mansfeld und dem Administrator, den Abschied und erwartete in Holland sein Schicksal — von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mansfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuch des Grafen Mansfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Mansfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Taten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hut und die Devise: *Alles für Gott und sie!* auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden,

Graf Mansfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexekution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankental den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubnis, durch einen Fußfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen; und ein sogenannter Kurfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Kurfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewalttätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Kurhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Österreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog von Bayern um dasselbe erworben. So viel das Haus Österreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaß des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayerischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Übertragung der pfälzischen Kurwürde an Bayern, der katholischen Religion das entschiedenste Übergewichte im Kurfürstenrate und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses letzte war genug, die drei geistlichen Kurfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Kursachsens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eigenes an den Kurhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger sein sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen

alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwei gleich gehaßten Religionen, der kalvinischen oder der päpstlichen, man den Sieg über die andere gönnen, 5
welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Kur zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwei entgegengesetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaß und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborene Beschützer der deutschen Freiheit und 10
der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Kur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen und sich im geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von seiten Kursachsens, der Form wegen, sich seinen Maßregeln entgegensetzen sollte. Wenn Johann Georg in 15
der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Kur hörte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu sein, sobald der Kaiser sich dazu 20
verstand, dem Kurfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Taler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichs- 25
grundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feierlich mit der pfälzischen Kur, doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt 30
unwiderruflich aus dem Besitz seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu sein — eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Untertan, auch dem schwärzesten Verbrecher vergönnen. 35

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem König von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirat

seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte ge-
5 macht, und dieses tiefgesunkene Königreich fing bald an, zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Österreichs zu finden, erweckten wie-
10 der die alte Furcht vor dieser Macht und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirat des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten.
15 Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins und Österreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das erste wurde einige Tätigkeit gezeigt. Jakob I. starb, und Karl I., im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten
20 Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte, die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu be-
25 schützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mansfeld, von aller Hilfe entblößt, stand untätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzug aufs neue vom deut-
30 schen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt ward, fruchtlos wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen,
35 und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der bayerische General Tilly mit einem sieggewohnten Heer — auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend und einmal

schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Notwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mansfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten kein Zügel für einen Fürsten sein, der seiner Religion alles schuldig zu sein glaubte und jede Gewalttätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu sein, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Teil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen sein, in dieser gefahrvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewalttätigkeiten, die das Tillysche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstverteidigung zu ermuntern. In mög-

lichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden gehoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen
5 Subsidien. Man beratschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten und an den Küsten der nor-
10 dischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian IV., König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses
15 Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolf von Schweden zu einem Anteil an diesem Bündnis bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu verteidigen und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine
20 wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze Küste des Belt war von dem Namen Gustav Adolfs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am
25 Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbeeren er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian IV. es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich
30 Christian IV. gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Gustav Adolf forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fuß breit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nötige Zuflucht zu gewähren. Christian IV. hatte Hol-
35 stein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten

des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in kurzem ein 60 000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Mut, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu verteidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Verteidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz und die Demütigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstroms und bemächtigte sich aller Pässe bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriff auf Nienburg und seinem Übergange über den Strom überschwemmte er das Fürstentum Calenberg und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agierte der König und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachements hatte er sein Hauptheer geschwächt, daß er mit dem Überrest nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Überlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er ebenso sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der ligistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hilfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsexekution, und Tilly, der sie befehligte,

war ein bayerischer Diener. Alle seine Überlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der
5 Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfang am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Verteidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene
10 Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungspläne erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß teilen
15 würde, um für sich allein alle Vorteile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben und ihm seine bisherige Überlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande
20 viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener sein als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Offizier, der
25 reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venezianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger auf das rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt und nachher als
30 Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Teil der nach dem böhmischen Aufruhr konfiszierten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen er-
35 hitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst

die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50 000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Teil des Versprechens erfüllt würde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen und fügte die Erlaubnis hinzu, Offiziersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20 000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 30 000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Österreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmal in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen und in Gemeinschaft mit dem bayerischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tillys Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbeeren dieses Feldzuges mit ihm zu teilen und im Schimmer von Tillys Taten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des letzteren, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seines Heeres bestritt, so mußte er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem ligistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das halberstädtische und magdeburgische Gebiet und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stromes lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den

Rücken fallen, ja, wenn es nötig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian IV. fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den
5 Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen Mansfeld, den er bisher verleugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mansfeld diesen Dienst. Er ganz allein be-
10 schäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieser mutige General näherte sich sogar, der feindlichen Überlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu ver-
15 schanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen und mit einem Verlust von 3000 Toten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mansfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen
20 Truppen verstärkte und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unverteidigt waren, so erhielt
25 Wallenstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um Mansfelden, womöglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mansfeld gemacht wurde, erlaubte dem König, einen
30 Teil seines Heeres in das Westfälische zu schicken, um dort die Bistümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christians, welcher Miene machte, durch Hessen in die ligistischen Länder einzudringen und dahin
35 den Krieg zu versetzen, riefen ihn aufs schnellste wieder aus Westfalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich

Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulda und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim dasselbe 5 Schicksal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nötigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die ligistischen Länder zu eröffnen. Schon 10 war er Duderstadt vorbei; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des letzten, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine 15 Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmützel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter am Barenberg dem Feinde stehen. Die Dänen taten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der mutvolle 20 König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Teil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem ligistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; 25 viele edle Offiziere blieben tot auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amtshaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterei und sammelte 30 sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur verteidigungsweise verfahren, besonders aber 35 dem Feinde den Übergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbare Plätze Besatzungen warf, blieb er untätig mit einer geteilten Macht; die zerstreuten Korps

wurden nacheinander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die ligistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem anderen
5 verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der anderen Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

10 Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mansfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter
15 unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs neue den Waffenstillstand
20 mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mansfeld die ganze Wallensteinische Macht mit und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Übereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich,
25 sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahl von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mansfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem anderen Geld aufzubringen.

30 Von Deutschland abgeschnitten und ganz außerstande, den schwachen Überrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mansfeld Geschütz und Heergeräte und ließ seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig;
35 neue Entwürfe schwellten seinen Mut; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstet herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war

sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braun-
schweig, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit wert,
hätten sie sich ebenso über ihr Zeitalter als über ihr Schick-
sal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen 5
Macht dem einzigen Tilly nicht standhalten können; wieviel
weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer ge-
schwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an
der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins
ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und 10
Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu
übermütig, um mit einem anderen gemeinschaftlich zu agieren,
hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um
dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er
selbst den Krieg gegen den König endigen und die Früchte 15
der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten
möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glück-
stadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine
Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus
keine Hilfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen 20
in Niedersachsen der Wut des Siegers preisgegeben. Den
Landgrafen von Hessen-Kassel hatte Tilly gleich nach dem
Siege bei Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu ent-
sagen. Wallensteins furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte
den Kurfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung und 25
zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Kur-
fürsten anzuerkennen. Der größte Teil Mecklenburgs wurde
jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt, beide Her-
zoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichs-
acht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche 30
Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe verteidigt zu haben,
wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller
Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles
dies nur das Vorspiel schreienderer Gewalttätigkeiten, welche
bald darauf folgen sollten. 35

Jetzt kam das Geheimnis an den Tag, auf welche
Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu
erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt;

aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten,
5 die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen,
10 ängstlich auf die Gelegenheit lauern und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese verteidigte. Hatten Mansfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel getan, was mußte sich dann nicht ausrichten lassen,
15 wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war — wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewalttätigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter
20 der höchsten Autorität im Reiche und an der Spitze eines überlegenen Heeres denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser
25 sein kühnes Anerbieten tat, und jetzt wird es niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert sein, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewalttätigkeiten,
30 desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Notwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Verteilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die
35 Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten.

Allgemein war das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der Selbstrache der mißhandelten Fürsten sicher, solange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zerteilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Greueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt und offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten — alles dieses, ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewalttätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Kommando 60 Millionen Taler aus einer Hälfte Deutschlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrat für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser unrecht tun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen

wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutsche Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wieviel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah alles im Namen des letzteren; aber die Majestät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen und das Ansehen des letzteren über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Wesir, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto notwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte als — den einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfand für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzug getan, erstattet sein würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um *seinem* General einen Vorzug mehr vor dem *bayerischen* zu geben, zum Herzog von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines

Wallensteins nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst
in dem kaiserlichen Rat unwillige Stimmen gegen diese
neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten
geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier,
welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Er- 5
hebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein
unter den Ratgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt
die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es
auch sein möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten.
Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömm- 10
linge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem
Erbteil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem
Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenstein an, sich einen Genera-
lissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. 15
Die Stadt Wismar wurde erobert und fester Fuß an der
Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hansestädten wurden
Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des Baltischen
Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reiches
zu verfolgen und einen Frieden zu erzwingen, der zu 20
größeren Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zu-
sammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordi-
schen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang,
sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern und von dem
Adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen 25
liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland
mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn
dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein
seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen
an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, 30
womit sich schon längst seine Ehrsucht trug und welche
ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wich-
tigkeit, die Stadt Stralsund am Baltischen Meere in Besitz
zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Über- 35
fahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten
machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden
Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste

des Hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten An-
5 teil genommen. Aber weder diese Neutralität noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühm-
10 licher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen,
15 ohne welche die freie Schiffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften
20 aufrecht zu erhalten und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian IV. warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Mut der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche
25 König Sigismund von Polen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hilfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt
30 einzuschließen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu sein, als einen Seeplatz, der aufs vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur
35 überwinden und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen und mit neuen Truppen zu verstärken: nichtsdestoweniger umzingelte es Wallenstein zu Lande und

suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. „Ich will", sagte er, „diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden." Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Überrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war und der König sich außerstande befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christians Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verließ die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge verteidigte. Wallensteins Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum erstenmal erlebte sein Stolz die empfindliche Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verlust von 12 000 Toten, seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Notwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündnis zwischen Gustav Adolf und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hieher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian IV., in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen oder gar eine Landung in Schweden zu tun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten

zu trennen und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen
5 der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuren Kosten des bisher geführten Kriegs und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschland im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüt des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Grün-
10 den beeiferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern und durch diesen einseitigen
15 Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vorteile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.
20 Christian IV. hatte sich in dem Vertrag von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Demohngeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein tat, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongreß zu
25 Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu interzedieren kamen, mit ausstudierter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem König auf, sich in die Angelegen-
30 heiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksal zu überlassen. Christian selbst hatte diese beiden Fürsten
35 in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Krieg gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Kur-

fürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Silbe gedacht und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bayerischen Kurwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian IV. vom Schauplatz. 5

Zum zweitenmal hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern 10 der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Greuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherrn hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mansfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerscharen Tillys 15 und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet 20 und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicherweise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vorteil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht 25 schlimmer daraus gehen — der K a i s e r, anstatt beide Teile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, n a h m P a r t e i; und so stürzte Deutschland aufs neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte 30 Ferdinand die Gegenreformation in seinen Erbstaaten angefangen, wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Mut, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. 35 Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde diesem Entschluß gemäß angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl,

welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Österreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs V. der reformierte Gottesdienst aufgehoben und die Lehrer dieser Religion von der
5 hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größeren. Auf einem Kurfürstenkonvent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogenen Erzbistümer,
10 Bistümer, mittelbaren und unmittelbaren Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bedrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng katholischen
15 Fürsten, wie es Ferdinand war, konnte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter
20 nicht einen Teil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Teil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne
25 Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es ebensowenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier
30 bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Anteil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter
35 an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon sein mußten, war dies kein geringer Nachteil für sie, daß die wieder eingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei

auf dem Reichstage mit ebensoviel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare 5 Partei, welche an dem Kurfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im kleinen, um zu erfahren, wie man es im großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Württemberg erhielten Man- 10 date, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bistümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion auf- 15 zustellen. Beide Bistümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälligerweise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, 20 eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände, um das halberstädtische Stift einem katholischen Bischof, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause, zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magde- 25 burg, einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen zum Erzbischof zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemaßter Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit 30 Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiser von seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten 35 in Deutschland gänzlich danieder zu liegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück

berüchtigte Restitutionsedikt (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Kurfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen un-
5 gleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren und auf die ehemals
10 geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Kursachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Österreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religions-
15 friedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst und also selbst Partei war,
20 zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter sein, ohne die Freiheit des Deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.
25 Und nun in Kraft dieses angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede nach dem Datum dieses Friedens von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieses Friedens zuwiderlaufe
30 und als eine Verletzung desselben widerrufen sei". Er gab ferner die Entscheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholischen Landesherrn auflege, protestantischen Untertanen etwas mehr als freien Abzug aus seinen Landen zu bewilligen". Diesem Ausspruch gemäß wurde allen unrecht-
35 mäßigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbistümer und zwölf Bistümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; schrecklich schon an 5 sich selbst durch das, was es wirklich nahm, schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der 10 katholischen Ligue beschlossen sei und daß der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung ward geachtet, die Kommissarien wurden ernannt und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen 15 worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Ebenso mußte der Herzog von Württemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelische Reichsstände 20 auf, aber ohne sie zu einem tätigen Widerstand begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig: schon fing ein großer Teil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog 25 deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Kurfürstenversammlung zu Regensburg, 30 welcher Ferdinand in Person beiwohnte (1630), sollte nun mit allem Ernst an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von seiten der Katholischen nicht viel geringer als von seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand 35 sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt und den Anführer derselben durch Erteilung der Kurwürde und durch Einräumung des größten Teils

der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständnis zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen und selbst
5 über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Kurfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu
10 ernten und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermütige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen und der Autorität seines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu
15 bei, die Empfindlichkeit des Kurfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündnis mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungs-
20 plänen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Übel hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben
25 Millionen an, die übrigen nach Verhältnis. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hilfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, alles über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider
30 Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewalttätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland
35 verübte, doch unbekannt mit dem Übermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Als diese

Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der größte Teil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Kurfürsten von Bayern zu kühneren Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, solange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Übermute dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Kurfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Kurfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte und dem Haß seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Überlegenheit hatte er dem Herzog von Friedland zu danken; er fühlte, wieviel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Kurfürsten. Er ging damit um, seinem Sohn Ferdinand, erwähltem König von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Kurfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Kurfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem

Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vinzenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz ge-
5 nommen, ohne dem Kaiser als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstentümer die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venezianischen Beistand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zu Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien
10 zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hilfe des Kaisers Eroberungen in diesem Teile Italiens zu machen, griff zu den
15 Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst Urbans VIII. ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich
20 durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Österreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche
25 der Po durchströmt; die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gesetzloser Scharen empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschallten, gesellten sich nunmehr auch
30 die Flüche Italiens, und im Konklave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende
35 Anliegen der Kurfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegendienst wert. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine erwünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intrigen zu um- 5 spinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen und alle Verhandlungen dieses Kurfürstentages zum Nachteil des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Kapuzinerpaters Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger 10 Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Sieg geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Teil ihrer Stärke — ganze 15 Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und 20 an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Pater Joseph, mit dem Kurfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstenrate wie belagert war. „Es würde gut 25 getan sein," meinte er, „den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber sein, so fände sich Wallenstein alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz ein- 30 zunehmen." — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiß, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden", schreibt sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger als ein priesterliches Haupt. 35 Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu *einer* Zeit und an *einem* Ort ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der

Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." Wallensteins Absetzung ward beschlossen.

Zum Dank für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg
5 entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des eben geschlossenen Vertrages hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers
10 die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung getan hatte, und Pater
15 Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Kapuziner", hörte man ihn sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger
20 als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben."

Betrug und List triumphierten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm
25 den Verlust eines Heers ersetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joseph unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Ver-
30 sammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte ebenso fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich
35 gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urteil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte.

Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Überbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wut in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urteilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläuftigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben lonnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugtuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolf einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verraten," antwortete Wallenstein den Gesandten, „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominiert. Zwar tut mir's wehe, daß er mich mit so

wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demütigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen
5 Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen,
10 um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs
15 Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu be-
20 dienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel
25 war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräte und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreien,
30 der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und ebensoviel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein
35 immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster,

verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen be- 5 wegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Ver- schwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. 10 Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichts- farbe, rötlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten. 15

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallen- stein still, doch nicht müßig seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reißen- der Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Plänen ward kein einziger aufgegeben; der 20 Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verriet den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und ver- schwenderisch wie ein Monarch schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen. 25

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolfs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nötig zu sein, das bisher getrennte Kom- mando der kaiserlichen und ligistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern 30 trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte; aber eben dies bewog letzteren, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen und keinen Teil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man 35 das Kommando dem ligistischen General Tilly, der nunmehr den bayerischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen

hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40 000 Mann; nicht viel schwächer war die ligistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt und stolz auf eine
5 lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

10 Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolf der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufge-
15 fordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine
20 Heere zur Verteidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Übermut Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen
25 und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen König Sigismund zu Hilfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu verteidigen. Dem König, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: der Kaiser habe
30 der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen. Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotz abgewiesen und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Behandlung
35 bedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Flaggen insultieren und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren,

die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen und Gustav Adolfen den königlichen Titel zu weigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugtuung für 5 die alten zu leisten.

Soviele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüt eines Fürsten Eindruck machen, 10 der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt sein konnte, sie ihm streitig zu machen, der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber 15 ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große 20 Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wut der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der anderen darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die 25 anwachsende Macht Österreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen, denn auch den größten Geist möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seinerzeit 30 Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnis mit den Feinden seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch 35 den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine

politische Tätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolf, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschließung zu bringen und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnacé, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Polnisch-Preußen, wo Gustav Adolf gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zustande zu bringen. Gustav Adolf war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem König Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitz aller seiner Eroberungen blieb und die lang gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hilfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolf fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündnis mit einer katholischen Macht Mißtrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolf ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hilfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden anderen als Gustav würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl diszipliniert war seine Kriegsmacht, durch ein strenges

Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Sieg gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem König mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste 5 Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens ebensosehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich 10 öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen sein, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend sein, die noch zweifelnden 15 Fürsten zur Erklärung bringen, den Mut seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren und zu Fortsetzung des Krieges reichliche Hilfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehresten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die 20 wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur 25 allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt und durch einen ernstlichen Krieg in den 30 Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vorteilhaftesten Anerbietungen bei seiner 35 Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolf — in sich selbst.

Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hilfsmittel zu versichern und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurf der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Mut. Gustav Adolf
5 war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat in seinem Heer, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster
10 diente. Die unbehilflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm,
15 in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolkes
20 in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub,
25 Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten wie
30 über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Mut, der
35 sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren notwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinands, die sich vor der Gottheit zum

Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; 5 mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergessen, was er 10 dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Mutige zum Sieg, und seinem alles beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldentat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers 15 entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf d i e s e n König, gab der Bauer in Finnland und Gotland freudig seine Armut hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch 20 lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Notwendigkeit des Krieges im Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem mutvollen Kanzler Oxenstierna zu gewagt, die 25 Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hilfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigentum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die weiter sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir 30 den Feind in Schweden," sagte Gustav, „so ist alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist — alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläuftige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte 35 oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns alles liegen. Solange dieser

Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit
5 einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Verteidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vorteile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."
10 Beschlossen ward also der Übergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verrieten nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor allem war es nötig, in
15 einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden
20 die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn von seiten mehrerer pro-
25 testantischen Fürsten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Mut und Verleugnung genug hatte, ein förmliches Bündnis mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch
30 an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Österreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter voll-
35 zählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld soviel nur möglich herbei getrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig,

eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolf nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. 5
Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disziplin, kriegerischem Mut und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größeren Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt 10
haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu verteidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein 15
bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Überfall das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Verteidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolf bei Anordnung der inneren Regierung. Die Regentschaft wurde dem 20
Reichsrat, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen; seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte 25
er sein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen und alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König zu Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege 30
schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minder- 35
jährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Tränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu

seiner Abschiedsrede an die Stände die nötige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinnigerweise“, fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge 5 ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. 10 Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hilfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde 15 ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Verteidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutz des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit 20 wieder begegnen.

An euch, meine Reichsräte, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu raten. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutz. Fahret fort, euch als 25 würdige Nachkommen jener heldenmütigen Goten zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seid selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbrauchet nie eure Herrschaft über die Herzen 30 meines Volkes. Euch, Deputierte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiß eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen, Überfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche 35 zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfsnabben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks

war herbei geströmt, dieses ebenso prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Größe des Wagestücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bei diesem Heere kommandierten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissin, Banér, Teufel, Tott, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen und andere mehr einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehn und erreichte am 24. dieses Monats die Insel Ruden an der Küste von Pommern.

Gustav Adolf war der erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzesschnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogislaw XIV., Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu tun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Übermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Mut zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen, so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolf, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. Bogislaw erschien selbst in dem Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen," antwortete Gustav; „nicht mit Pom-

mern, nicht mit dem Deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogtum heilig aufgehoben sein, und sicherer als von jedem anderen werden Sie es nach geendigtem Feldzug von
5 mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußtapfen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freund haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen
10 sollte? Wird er gnädiger damit verfahren als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß und nötigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen."

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern.
15 Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Toren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elend herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen
20 Entschluß. Die Tore von Stettin wurden dem König geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem König in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder und einen
25 Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogislaw säumte nicht, den getanen Schritt bei dem Kaiser durch die Notwendigkeit zu entschuldigen und dem Vorwurfe der Verräterei im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine
30 enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Österreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

35 Gustav Adolf glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten recht-

fertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifest, in welchem alle schon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gefochten, stellten sich Offiziere sowohl als Soldaten scharenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächeren Feindes verdankte. Die herabsetzende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Ruten aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolfs in Pommern konnten dieses Vorurteil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zusehends schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Kurfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit und weigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem anderen an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet hatte sich der Kaiser bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren In-

struktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden
5 abzuwälzen und sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Kongreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Teile wurde durch einen heftigen Schriftwechsel aufs Höchste getrieben.
10 Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern kommandierte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platz nach dem anderen wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kammin, Wolgast fielen schnell
15 nacheinander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzog von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewalttätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon aufs grausamste gemißhandelt hatte. Unter
20 dem Vorwand, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten
25 nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen und dem menschenfreundlichen König alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte alles, was er brauchte, und von fremdem Eigentum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt.
30 In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften
35 Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Kontribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem König von Schweden den

Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Ort zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte 5 ihn dahin bringen, mit dem König von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzusehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agieren, 10 gedachte mit Hilfe dieses Operationsplanes dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Verteidigung Pommerns herbeizueilen und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen 15 unvermuteten Überfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu leugnen ist es, daß Gustav Adolf bei diesem 20 günstigen Anfang ebensoviel dem Glück als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung aufs tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst; ein ausgezehrtes, verödetes Land konnte ihnen 25 keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Um- 30 ständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu tun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch 35 die rauheste Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort:

die Schweden seien im Winter wie im Sommer Soldaten und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.
5 Torquato Conti legte bald darauf sein Kommando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit mußte sich der Vorteil notwendigerweise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich
10 wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu
15 deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

20 Durch Einnahme der Pässe bei Ribnitz und Damgarten hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogtum Mecklenburg eröffnet, dessen Untertanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren und alles, was Wallen-
25 steinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern teilen wollte, am ferneren Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg durch die zu
30 Regensburg versammelten Fürsten bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündnis mit Schweden und jeden Weg der Selbsthilfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweifelung gebracht, ergriffen
35 sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der

Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von letzterem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuch zu entfliehen, genötigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. 5 So verschwand denn aufs neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolfs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Scharen hatten sich in die 10 Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Greueltaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen 15 alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrat, den sie fanden, mißhandelten auf das entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Untertanen eines Fürsten, von welchem 20 der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem allen noch zumutete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnot geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der 25 kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamrot das Kommando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu verteidigen, und ohne Hilfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Kurfürst von Branden- 30 burg seinen Untertanen in einem Edikt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Greuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landes- 35 herrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark

Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Kurfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsch zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu verteidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Überwinder Mansfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem König von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edeln Familie in Lüttich und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolf II. in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur anderen emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Überlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der ligistischen Truppen und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Ebenso streng gegen seine Truppen, ebenso blutdürstig gegen den Feind, von ebenso finsterer Gemütsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Äußere entsprach dieser Gemütsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, starkem Knebelbart und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wams von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Ärmeln, auf dem Kopfe einen kleinen

hoch aufgestutzten Hut, einer roten Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Taten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden jetzt entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden“, erklärte er auf der Kurfürstenversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von ebenso großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Krieg, in der besten Blüte seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hilfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Livländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandierenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nötigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20 000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Überrest der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Verteidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Äußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzog Savelli äußerst schlecht verteidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnot nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs beste besetzt waren und das Lager des

Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plan und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem König frei, 5 unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer anderen Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese 10 Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achttausend Mann starke Besatzung verteidigt, größtenteils Überrest jener wütenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand er- 15 obert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, 20 in Neubrandenburg aufgehoben und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. Neubrandenburgisch Quartier! antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, 25 der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige tausend wurden erschlagen oder gefangen, viele ertranken in der Oder, der Überrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie geriet in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolf 30 eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum anderen forteilte, der Mut der protestantischen Stände dadurch wuchs und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes 35 und durch übertriebene Zumutungen an die Stände ihre Geduld aufs Äußerste zu treiben. Notgedrungen schritt er jetzt auf den gewalttätigen Wegen fort, die er anfangs aus Übermut betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein

willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch ebenso willkürliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisierten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthilfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustand der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter Wallensteins Kommando und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohltäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen und den Kurfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Gustav Adolf war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Kursachsens Beispiel konnte die Erklärung aller übrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar und erteilte ihm den Rat, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündnis mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sei. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschließen, um immer wichtig zu sein und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den stolzen Plan (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte), die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in

Deutschland aufzustellen und in der Mitte zwischen Schweden und Österreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu geraten und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloß also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vorteile für seine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Beistimmung ihm zu Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelische Stände des Reichs zu einem Generalkonvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessen-Kassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger, Dr. Hoë von Hoënegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthilfe zielte und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten Gustav Adolfs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schluß auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen —

einstweilen aber eine 40 000 Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13. Januar dieses 1631. Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zank über den Titel M a j e s t ä t, den der französische Hochmut dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolf in dem ersten Artikel nach, und zu Bärwalde in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu verteidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen und an den Grenzen wie in dem Innern Deutschlands alles ebenso wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruch des Krieges gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30 000 Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400 000 Taler jährlicher Hilfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig sein und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Teil ohne Wissen und Willen des anderen einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündnis selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem König von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen und einer un-

gebundenen Freiheit in Führung des Krieges zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die
5 deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Österreichs Demütigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Miß-
10 trauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündnis mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolfs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Übermacht Kaiser Ferdinands beschützte, ebenso konnte nunmehr
15 Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolf in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des
20 Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktat zu unterrichten und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuch und sparte keine Vorstellungen, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolf wollte
25 sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Luft bekommen sollten; Johann Georg, immer voll
30 Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Konvents und das Bündnis zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme
35 Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hilfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieses seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben er-

gingen an alle Teilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer geteilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Warthe gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuch, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbistum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulierte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbistum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff tätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von schimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich imstande, alle Hindernisse zu besiegen welche der Ausspruch des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner

Wiederherstellung entgegensetzten. Er tat eine Reise nach Schweden und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hilfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Ratsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichtum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt und in einem mutigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wut seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüter zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem König von Schweden kam ein Bündnis zustande, in welchem Magdeburg dem König ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Tore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Korps in der Nachbarschaft

aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nötigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte 5 ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rate beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, solange der Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen 10 sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vorteile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten. 15

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Kommunikation mit Sachsen und schickte sich 20 ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen 25 war lebhaft und kühn und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die 30 Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandierenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und 35 Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, diese weit-

läufige Festung mit den Vorstädten zu verteidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die 5 Elbe, um von der anderen Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolks und einige hundert Reiterei: eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige 10 Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größeren Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Ärmeren tat es 15 weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich tat. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, 20 Überdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüter, mit der steigenden Not verbunden, gab nach und nach einer kleinmütigen Überlegung Raum, daß mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu 25 werden und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streit begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden 30 Gedanken an Übergabe; und so sehr man in allem andern getrennt sein mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten 35 um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles

dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Übergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Mut der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe sowie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Türme. Ein Turm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardierens ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrat der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs höchste gestiegen und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an, zu schweigen; von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Tote Stille im kaiserlichen Lager. Alles über-

zeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Teil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh morgens seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein
5 teurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm
10 zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrat, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Maastricht, welche Stadt früh morgens, da Bürger und Sol-
15 daten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nötigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um
20 fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolges, noch einmal den Kriegsrat versammelte. Pappenheim ward beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu tun; ein abhängiger Wall und
25 ein trockener, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabei zu statten. Der größte Teil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen.

30 Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Tore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurück-
35 geschlagen, flog dieser tapfere General nach einer anderen Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand, schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln

ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. 5 Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getötet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Tore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblößt, um 10 der dringendern Not in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen 15 und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Tor zurückzutreiben, fällt tödlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. 20 Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Tore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Teil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und 25 das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel: zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde *solchen* Truppen vergeblich Scho- 30 nung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem 35 *deutschen* Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimm der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang ge-

nommen, als alle übrigen Tore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Eine Würgeszene fing jetzt an, für welche die Geschichte 5 keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wut des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter 10 mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wut zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche ent- 15 hauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige ligistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte 20 Einhalt tun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort, „ich werde dann sehen, was ich tun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wut dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. 25 Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürch- 30 terlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese 35 volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator Christian Wilhelm ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden ge-

fangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fech-
tend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reich-
sten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tod, um
ein teures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu
waren es meistens Offiziere der Ligue, welche diese Mensch- 5
lichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen
Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wut des Brandes gemindert, als
die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurück-
kehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. 10
Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da
die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am
13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem
die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren.
Schauderhaft gräßlich, empörend war die Szene, welche 15
sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter
den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit
herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge,
die an den toten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als
6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen 20
zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und
Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Ge-
töteten wird auf 30 000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte,
machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet 25
war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der
Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in
beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten.
Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie ver-
teilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche 30
Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das
Tedeum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die
Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu
können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein
solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben 35
war nichts Übertriebenes, wenn man die Größe, den Wohl-
stand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit
der Wut ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksal verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von 5 Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundesverwandte Stadt hilflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Untätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolf, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich 10 gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte 15 Stadt zu befreien, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterei und 10 Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu tun, 20 ohne den Rücken frei zu haben. Mit der mißtrauischsten Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Kurfürst von 25 Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgetan und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor sich und 30 hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufall bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu sein, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit 35 gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu sein als diese Forderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolf dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den

brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Übergabe seiner Festungen machte der Kurfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines 5 Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Kleinmut und Eigennutz schienen endlich die Oberhand 10 zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdessen näherten 15 sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg," sagte er, „nicht mir, sondern den Evangelischen zum 20 Besten. Will niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren und 25 ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird." Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, 30 brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den 35 Übergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passieren, und aus Sachsen

Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freien 5 Durchzug und um das Nötige für seine Truppen gegen bare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Kurfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von 10 Magdeburgs entsetzlichem Schicksal.

Tilly verkündigte sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merk- 15 lich heruntergebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch ver- 20 nichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und 25 Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die letzteren sogleich in die Hände des Tilly und unterzeichnete die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, ver- 30 fuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Württemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von 100 000 Talern erlegen. Ähnliche Lasten 35 wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Übermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar

als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg und verleitete ihn zu einem gewaltsamen, übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vorteil Gustav Adolfs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen 5 von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch sein mochten, so wohltätig waren die späteren. Die erste Überraschung machte bald einem tätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhub sich aus Magdeburgs Asche. 10

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, solange er diese beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly 15 seine Waffen zuerst und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche 20 gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme los- 25 kaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontributionen zu entrichten und sich entweder als 30 Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauder- 35 haftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Lob verdient die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Sol-

daten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sei er ganz und gar nicht gesonnen. — Seine Truppen brauche er selbst. — Gegen einen Angriff würde er sich zu verteidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und 5 an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrat an beidem sei." Der Einbruch zweier kaiserlichen Scharen in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet ward. Nach- 10 dem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land die Standhaftigkeit seines Fürsten teuer genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

15 Gustav Adolf hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert ward, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurückverlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der 20 Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Notwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgang für ihn übrig war. Nachdem 25 er Vorstellungen und Bitten bei dem Kurfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der 30 Kurfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt sein als die Generale des Kaisers", antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Kurfürst in sein Lager 35 schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem

Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme und Brot für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Kurfürst entschließe sich eilends, ob er mich zum Freunde haben oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Kurfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30 000 Talern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sei. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogtum und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogtume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Zar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft erneuern und sogar Hilfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegenging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine

Gemahlin, mit einer Verstärkung von achttausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechstausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft alles ist,
5 was die Geschichte von den Taten der Engländer in dem Dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während dem thüringischen Zug des Tilly das magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht hindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe pas-
10 sierten, einige kaiserliche Detachements niederhieben und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das dringendste zurück und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly
15 nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstedt; Gustav Adolf hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regi-
20 menter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postiert standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um
25 die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückzuge nach Wolmir-
30 stedt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager
35 stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolf Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach

Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Untertanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessen-Kassel in seinem Lager, um ein enges Bündnis auf Verteidigung und Angriff mit ihm zu schließen: der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Land aufzutun, Proviant und alles Notwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugtuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Teile hielten redlich Wort. Hessen-Kassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im Westfälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Untertanen durch aufrührerische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten ebensowenig als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft sein, ob sie den Beschützer ihres Eigentums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessen-Kassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in

kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Kursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit 25000 Mann alter
5 Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht glaubte er, den Kurfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstedt verließ, forderte er ihn
10 durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Kursachsen
15 bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sei, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrag den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner
20 Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz, alles kam zusammen, den Kurfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. Gustav Adolfs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Mut. Er ver-
25 bat sich die kaiserlichen Einquartierungen und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. So sehr es ihm auch auffallen müsse (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu tun hätte, den König von
30 Schweden zu verfolgen, so erwartete er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden. Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirtet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort
35 auf den Weg. „Meine Herren,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte sächsische Konfekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufzutragen, die hart

zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen."

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen und ließ von hier aus seinen Antrag an den Kurfürsten in noch bringen- 5 derem und drohenderem Tone erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestoche- nen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit 10 so geringem Aufwand von Kunst in Untätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen und durch ein gewalt- tätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs 15 Äußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu tun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um da- durch der Schonung überhoben zu sein, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses 20 Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Kurfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu sein und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So müßte man nicht weniger über den verwegenen 25 Übermut des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine 30 Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs eil- fertigste in Gustavs Lager gesendet, diesen lange vernach- 35 lässigten Monarchen um schleunige Hilfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwickelung gewährte. „Mir tut es

leid um den Kurfürsten", gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Not ihm keinen anderen Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sei, um des Kurfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt und seine Armee von den Grenzen zurückzieht? Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß."

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten getan sei, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hilfe kommen wolle, und verbürgte sich im voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange," erwiderte Gustav, „daß mir der Kurfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräter in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten."

„Nicht nur Wittenberg," rief der Kurfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben; und wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sei, ihm die Verräter, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen."

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen," sagte er, „welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hilfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Kurfürsten verdient, daß ich es erwidere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten."

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Kommandant, Hans von der Pforta, Anstalt, sich zu verteidigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Tore geöffnet. Im Hause eines Totengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen, im Beisein des Kurfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrat gehalten. Eine Entschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Los ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolfs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen," sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone

und zwei Kurhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Ratschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und
5 mich selbst auch verlöre, noch eine Schanze zum besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt und durch ein streitbares Volk verteidigt, würde sie wenigstens vor dem Ärgsten gesichert sein. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind
10 auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?"

Gustav Adolf zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtsein seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß.
15 Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeeren für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken und sich mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolf seiner
20 Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulde; der Kurfürst von Brandenburg reiste
25 wieder in sein Land.

Früh morgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hilfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung
30 mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vorteilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine
35 Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hinzuziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den

Hügeln verteilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tillyschen Front liegenden Dorfe, die Lober zu passieren. Um ihr den Übergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genötigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgeteilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellesten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunterschießen sollten. In der Mitte kommandierte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen, unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgeteilt, die Reiterei in ebenso große unbehilfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter

sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe
5 schließen, daß Tillys Absicht vielmehr gewesen sei, den Feind zu *erwarten*, als *anzugreifen*, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den
10 linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35 000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der anderen gegenüber
15 gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. *Dieser* Tag war es, um dessentwillen Gustav das Baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heer-
20 führer ihrer Zeit, beide bis hieher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe miteinander ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfeld zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen
25 sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, ebensowenig Standhaftigkeit,
30 es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirne. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht.
35 Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnellig-

keit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten und fiel in die Sachsen 5 mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde stand und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der 10 Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung geraten, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf 15 Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandierte der König selbst, und unter ihm der General Banér. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste und 20 überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Überrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem 25 sächsischen Heer entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Verteilung 30 des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolf erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anders- 35 wo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt

war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne
5 den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen,
10 grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Front gegen die Schweden machten und bis zu
15 einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Überrest des Tillyschen Heeres, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Toten warf Gustav Adolf sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß
20 sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem er-
25 grimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend teils gefangen, teils ver-
30 wundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle
35 und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammenbringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu töten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. 5 Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen 10 sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegestaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das aus- 15 drücklichste Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: daß er sein Geschütz hinter der Armee auf die Hügel pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte und daß er den Feind 20 ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! — Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzu- 25 warten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Kurfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht geraten hätte, 30 und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Kurfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder 35 zusammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden teils niedergehauen, teils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg

ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Kurfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu beratschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Krieges kaum erstanden war. Es ward also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unverteidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides ward erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen verteilt werden sollten. Gustav Adolf, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Österreich, Ungarn waren von Verteidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern, der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Überfalls hätte Wien seine Tore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolf, ebenso vorsichtig als kühn, und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Kurfürsten von Sachsen

überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammenzuziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, 5 den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arnheim entgegengestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugnis ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Österreich, wenn 10 Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Mut der Katholischen durch neue Siege belebte und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte 15 er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr getan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hilfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand? 20

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vorteile, welche er von einem persönlichen Einfall in die ligistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu 25 Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachteiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern und 30 die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolf konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier im Mittelpunkte Deutschlands zerschnitt er die Nerven der 35 kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und

wenn ihm zur Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Kurfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmütige Schonung sich einen
5 Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein und überließ dem Kurfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

Drittes Buch.

10 Die glorreiche Schlacht Gustav Adolfs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, sowie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner
15 Taktik und den Mut seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Taten. Man bemerkt fortan
20 in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühneren und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seinen Feind, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters.
25 Seinem natürlichen Mut kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hilfe; gern verwechselte er *seine* Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tillys Niederlage ein entscheidendes Urteil Gottes zum Nachteil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine
30 Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schoße gesehen hatte. Der kriegerische Mut seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen

Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläuftigen Staatskörpers gestürmt 5 hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu sein und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer 10 Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolf die Kräfte, womit er Deutschland sich 15 unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit als Mut benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinett wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. 20 Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben. 25

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer sein als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht 30 hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; 35 nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man anfangs vor der

Übermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs alles für die katholische
5 Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeitlang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolf durch seinen Mut und sein Glück ihr Vertrauen gerecht-
10 fertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Mut, seine tiefdringende Klugheit machte sich
15 durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigeren Alliierten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Mut der Schwächeren, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten und öffentlich
20 seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolfs Größe wetteifern noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmut dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in
25 Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und, unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichsstädten und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die
30 den König in das Innere von Deutschland führten und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige
35 glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze waren ebenso viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte; und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und

der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolf seinem eigenen Genie das meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede sein, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei große Vorteile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Übergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigentum schaltete, entzog er dem Feind alle Hilfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst geteilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war: so war hingegen in Gustav Adolf beides vereinigt, er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, er allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von solchen Vorteilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolf unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der anderen die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten

und Festungen die Schlüssel entgegengetragen. Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die schwedischen Fahnen
5 aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer über den Rhein und die Mosel gewichen. Über die kurmainzischen, würzburgischen und bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Flut ergossen, und drei flüchtige Bischöfe büßen, ferne von ihren
10 Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs,
15 der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Über den Leichnam des Tilly, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die bayerischen Lande. Gleich den Ufern
20 des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überläßt der geschlagene Kurfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube und die Religionswut des
25 bayerischen Landmanns zu gleichen Gewalttaten einladen. München selbst öffnet seine Tore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich V. tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

30 Indem Gustav Adolf in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht
35 sich dem kaiserlichen Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westfalen und am oberen Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen

die Herzoge von Weimar, in Kur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseit des Rheins beschäftigt; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantuas verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläuftigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voranliegenden ligistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unverteidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu verteidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen und durch ein langes Mißgeschick mutlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfnis ist ein Feldherr, und den einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg gerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Untertan beschämende Verträge errichten und dem hochmütigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb

erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verrät die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegen-
5 über, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolf erfochten, wird einem neuen und schwereren Kampf unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich, zwei Gewitter tragende
10 Wolken, beide kämpfende Armeen drohend gegeneinander: beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme miteinander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier
15 auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidenderen Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens
20 Ebenen desto schrecklicher zu entladen. Ohnweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorene Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im
25 Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht
30 die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Tränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall
35 ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frank

reich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihm hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen. 5

Man erlaube mir, in einer kurzen Übersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolfs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Äußerste gebracht und durch eine Reihe 10 von Unglücksfällen gebeugt, Österreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hilfsmitteln herabsteigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurückzuführen.

Nicht sobald war der Kriegsplan zwischen dem König 15 von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen zu Halle entworfen und für den letzteren der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolf der Einfall in die ligistischen Länder bestimmt, nicht sobald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen und zu Wieder- 20 eroberung des magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiser- 25 liche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwerte in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Übergang über diesen Strom 30 streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hilfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frank- 35 reich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolf übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in

Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vorteil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleineren Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er
5 von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdrückung tätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Land-
10 mann und Bürger nach einem Befreier, und manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits vorangeschickt worden, die wichtigeren Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an
15 dessen Besitze dem König gelegen war und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Tore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine
20 Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliierten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Kommando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt
25 wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen und vereinigte sich
30 am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav
35 Adolfs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle

katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs 5 und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem anderen zu leiden, was man 10 in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Untertanen das Beispiel. Mitten in dem Feuer- 15 brande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um womöglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolf unterdessen in 20 dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrat von 25 Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. 30 Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bistum; alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Untertanen des Bischofs die Huldigung leisten und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Re- 35 genten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolf unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er

der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde
5 das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Greueltaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wut des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige
10 Behandlung. Es war Gustav Adolfs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde wie der Seinigen zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden
15 anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hilfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammengezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt und sich
20 in Hessen mit seinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzendern Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem
25 Heere gerückt war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Erlaubnis von dem Herzog von Bayern, mit Gustav Adolf zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines
30 neuen Treffens zu setzen. Mit Tränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Untätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolf gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher
35 zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbeieilte. Stadt und Zitadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde,

vielleicht nicht ganz unverdienterweise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am ferneren Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenige Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die von den Kaiserlichen schwach besetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vorteil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolf in Franken auf seinem Wege fand und vor sich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bei Kaiser Ferdinand II. den Kurhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überschwemmte. Gerne gönnte man ihm in Österreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zugrunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehntausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Verteidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Mut und die furchtbare Disziplin der

Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange standhalten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Überrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Überwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demütigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbei geritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch zu, Herr," sagte der Bauer, „Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schwedenkönig ausreißt."

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hilfe herbeikäme, zu verzögern. Gustav Adolf, selbst viel zu redlich, um bei einem anderen Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abängstigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum

hatte ihm Gustav Adolf den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bistums durch 5 diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bistum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind 10 auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der fränkischen Stände bisher Zwang angetan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses 15 Kreises Mut, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschul- 20 digen. Der Wohlstand Frankens und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit den Eingeborenen zu beobachten pflegte, brachte den Überfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolf bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt 25 hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Taten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zustatten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Haupt- 30 heere notwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht 35 hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem acht

tausend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die
5 geistlichen Kurfürsten zu entwaffnen und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hilfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung
10 gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Zitadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Überfall zu
15 entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu sein, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelinderen Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzügliche Augenmerk Gustav Adolfs gerichtet, dessen Maxime es über-
20 haupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigeren Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch
25 neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gerne wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privi-
30 legien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Un-
35 wille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Toren stand und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch

ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolf stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sei, von ihren Jahrmärkten spreche und für zeitliche Vorteile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintansetze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seien allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtsein einer so gerechten Sache sei er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hindernis in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputierten der Stadt, welche diese Antwort zurückbrachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Rats.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolf ihre Erklärung jetzt forderte, konnten die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern und den Schritt, den sie gern taten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Tore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch diese Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der

übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolf längs dem Mainstrom Er-
5 oberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Örter im Herzogtum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von
10 dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Achatius Tott bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf Graf von Mansfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz
15 genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, Banér, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurückgeblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das engste eingeschlossen und hatte schon
20 mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbeigeschickt worden. Der Graf von Mansfeld verteidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu
25 können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbeikam und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen
30 Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr
35 Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern ver-

abredet wurde, mit deren Hilfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des schwedischen Königs, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolfs Partei und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vorteil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen siegreiche Waffen einen großen Teil von Westfalen und Niedersachsen, das Stift Fulda und selbst das Kurfürstentum Köln zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bündnis, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolf geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Mut hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, sowie seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen Tilly widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Scharen. Er benutzte ihre Entfernung mit ebensoviel Mut als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Vacha, Münden und Höxter und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolfs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den ferneren Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandte waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolfs zu huldigen, seine Gunst anzuflehen oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf Friedrich V., der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolf erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Teilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmut desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlorenen Ländern. Die Untätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolfs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn *hier* den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im Deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbeigelockt und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimnis, aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, ebenso unwissend als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn Gustav Adolf spottweise nur den *Friedensstifter* zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte und ihm Geld abgewann: er freue sich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es *kaiserliche Münze* sei. Landgraf Georg dankte es bloß seiner Verwandtschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen, den Gustav Adolf zu schonen Ursache hatte, daß sich dieser Monarch mit Übergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit

der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Westerwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erschienen, um ein Bündnis mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in 5 der Folge sehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursachen, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder 10 herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Gustav Adolf Königstein angreifen lassen, Kostheim und Flörsheim ergaben sich ihm 15 nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Kurfürsten von Mainz, Anselm Kasimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augen- 20 blick mehr, daß er der Nächste sei, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der tätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Los zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen 25 hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Notwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den 30 er vor sich hatte, schmeichelte sich der Kurfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit allem, was sie fähig machte, eine lange Be- 35 lagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von Silva, kommandierte. Um den

schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete
5 sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Mut als ohnmächtigen Trotz verrieten, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen
10 Mainz vorzurücken und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Teil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte und übermäßige Kontributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Örter des
15 Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bei Kastel, Mainz gegenüber, gelagert und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäuseturm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolf ernstlich
20 damit, den Rhein zu passieren und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen und dem Kurfürstentum eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

25 Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolfs am Rheinstrom Miene machte zu belagern und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von
30 Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweitenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber
35 schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger und den Abzug des Tilly und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kastel mißlungen war, unter den Kanonen

der Belagerten den Übergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes und erschien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins bei Stockstadt 5 zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu verteidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Teil verbrannt, zum Teil in die Tiefe ver- 10 senkt und standen jenseit des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Übergang wagen würde.

Der Mut des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu ge- 15 raten. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten 20 Schiffer sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden übersetzen ließ. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Kompanien spanischer Dragoner und Kürassierer über- 25 fallen wurde. So groß die Überlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schar, und sein heldenmütiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechs- 30 hundert Toten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andere, Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, 35 wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passierte.

Gleich nach dieser glücklichen Aktion setzte Gustav Adolf

von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Überlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolf auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinetts mit seinem Reichskanzler abzutun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Zitadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolf sich Meister vom Rhein machte und die drei angrenzenden Kurfürstentümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen und ihn womöglich mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu

erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Teil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Österreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und durch Überwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Teile verließ Gustav Adolf die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Kurrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolf fuhr fort, neue Eroberungspläne am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuhalten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolf beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Untätigkeit des englischen Hofes und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachteiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs XIII., Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen

von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

5 Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Überlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den 10 Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolf auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinetts mit seinem Reichskanzler abzutun, der Neu-15 tralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die 20 Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, 25 den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Zitadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolf sich Meister vom Rhein machte 30 und die drei angrenzenden Kurfürstentümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen und ihn womöglich mit dieser Macht in Krieg zu 35 verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu

erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Teil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Österreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, 5 den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und durch Überwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Teile verließ Gustav Adolf die von der allgemeinen Meinung ihm 10 vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Kurrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die 15 Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Arg- 20 wohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolf fuhr fort, neue Eroberungspläne am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuhalten. 25 Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolf beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Untätigkeit 30 des englischen Hofes und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst 35 geschäftig, die nachteiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs XIII., Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen

Grenzen mit Unruhe zugesehn, und das mißtrauische Gemüt seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Mutmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Teil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der Tat nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Mut neu beleben und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehen, auch wenn Gustav Adolf auf das weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen und an seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bayrischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständnis zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht bloß törichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken glaubten in vollem Ernst, der König werde mit nächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu leugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhuben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu tun

und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Überzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, sowie seine eigenen, nur auf die Demütigung des Hauses Österreich gerichtet seien, 5 trug er kein Bedenken, den ligistischen Fürsten von seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. 10 Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolf, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungeteilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Un- 15 vermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieus ohne Nachteil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehen und dem österreichischen Bündnis noch 20 fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge getan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des 25 Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten. 30

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Kurfürsten von Bayern um französische Hilfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die 35 Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündnis mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Kurwürde gegen eine künftige Sinnesänderung

Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von
5 Schweden aus und trug kein Bedenken, dieselbe Hilfeleistung, welche man ihm bloß gegen Österreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolf, den Alliierten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt,
10 wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und ebensowenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität
15 als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigner Bevollmächtigter, Marquis von Brézé, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen und für die alliierten Fürsten günstige Be-
20 dingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig XIII. hatte, diese Neutralität zustande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolf, das Gegenteil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der ligistischen Fürsten vor der protestantischen Re-
25 ligion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Österreich unvertilgbar sei, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da
30 er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genötigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolf wenig
35 Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vorteile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Kurfürsten von

Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Untätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die ligistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen sein und dem Hause Österreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Überwinder den Überwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Kurfürsten von Bayern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolf bewegen lassen, dem letzteren einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Kurfürsten an den General Pappenheim in Westfalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Verteidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tillys vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolf bereits dem Kurfürsten von Trier, Philipp von Sötern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die trierische Festung

Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Kurfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliierten an Deutschlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die trierischen Lande decken und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Kurfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolfs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Überreste der spanischen Garnisonen gereinigt und Gustav Adolf selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Teile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolf mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen

seinen Zorn gereizt hatte, und die Tätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Teil des Bistums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Kurfürsten von Bayern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tillys Untätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entrissen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banér und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen.

Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unverteidigt zu lassen, um Österreichs Grenzen
5 zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch
10 daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit seiner ganzen Macht zu verteidigen.

Mit triumphierender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der
15 Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Äußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte seine Fahnen auszubreiten. Der edle, schöne An-
20 stand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Taten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiderte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündnis, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet
25 hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Tateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau und stand vor der Grenzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermutete.
30 Eine zahlreiche bayrische Besatzung verteidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolf Maximilian Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte anfangs die mutigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolf die Be-
35 lagerung anfing, auf einen schnellen und sicheren Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das

jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Tätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, 5 ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Be- 10 satzungen verteidigt und sich diese Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayrischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Kurfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte 15 aufbringen können, in das Tillysche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolf am Ufer, den bayrischen 20 Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tirolischen Gebirge 25 zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghalsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrotzte er dennoch mitten durch 30 die Wut des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Übergang, so erwartete die ermatteten Truppen ein frischer und mutiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend finden sie — eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, 35 deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum

Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrat, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schar im Dienste grau gewordener Krieger errötete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehen. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die übrigen führte, „über die Ostsee, über so viele große Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesseitige Ufer über das jenseitige merklich hervorrage und die Wirkung des schwedischen Geschützes vorzugsweise vor dem des Feindes begünstige. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundsiebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wütende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Getöse der Zimmeräxte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigner Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vorteil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehre diente. Umsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten

die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilly tat an diesem schrecklichen Tage das Äußerste, den Mut der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonettkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmütigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war den Übergang zu wagen, beschleunigte seinen mutlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sah Gustav Adolf, der am folgenden Tage den Übergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Kurfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer gewesen," rief er erstaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem Feind meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lange verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayrischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Kurfürst mit einem großen

Teile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Lauf-
5 bahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolfs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner früheren Siege dahinwelken und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und
10 Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Verteidiger und Maximilian von Bayern den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte und die Pflichten des
15 Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtnis an den Kurfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege
20 zu sein pflegt, unternahm Gustav Adolf die Belagerung der Stadt und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu be-
25 kämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Taten wurden. Beim Rekognoszieren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von
30 Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem anderen Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Bayern von Regensburg, welche
35 Reichsstadt der Kurfürst, dem Rat des Tilly gemäß, durch List überraschte und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese

protestantisch gesinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen und seinem Gegner alle Hilfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Bayern, um den Kurfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbeizulocken und so die Ufer der Donau von ihren Verteidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Moosburg, Landshut, das ganze Stift Freisingen unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehen. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Bayern einen desto unversöhnlicheren Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach und zu den schrecklichsten Gewalttaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wut nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolf befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christentum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Verteidigern entblößt und

von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Großmut des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen und schickte schon bis Freisingen Deputierte voraus, ihm ihre Torschlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schöneren Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Palast, denn die Schätze des Kurfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des kurfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein anderer“, versetzte dieser, „als der Kurfürst selbst.“ — „Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ — „Dafür“, antwortete jener, „wird sich der Baumeister zu hüten wissen.“ — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letzteren hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verräterei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Toten“, rief der König, „und kommet zum Gericht.“ — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundertundvierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtenteils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtausend Dukaten in Golde, der in einem der größeren versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommenere Erscheinung würde die bayrische Armee selbst ihm gewesen sein, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Untertanen konnte den Kurfürsten vermögen, den letzten Überrest seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hilfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind außer Tätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsätzliche Zögerung Wallensteins ließ Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

Soweit war Gustav Adolf von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Teil von Bayern und Schwaben, Frankens Bistümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größtenteils auf ihre Kosten bestritten, die Hilfsquellen des Kaisers vermindert, den Mut der schwächeren Stände gestärkt und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliierten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, solange er die Überlegenheit im Felde behielt, alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren

die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ, teil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralitat vorge-
5 zogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen hatten sein Heer nicht vermindert, und noch ebenso frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Bayern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Österreich zu wälzen.
10 Während daß Gustav Adolf den Krieg im Reiche mit solcher Überlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, auf einem anderen Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bei der Beratschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht
15 zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Kurfürsten von Sachsen zum Anteil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den ligistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Kurfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wieder-
20 eroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein
25 kaiserlicher General, Rudolf von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Kurfürsten von Sachsen wegen seines Übertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht verteidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert
30 und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher, wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.
Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die
35 ihn verleitet hatte, den Kurfürsten von Sachsen aufs Äußerste zu bringen und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch

eine ebenso übel angebrachte Mäßigung wieder gutmachen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliierten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demütigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vorteile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliierten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Kurhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß günstiger Ereignisse ihr im voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tag neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt und seufzten unter dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine

noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hilfe, die Verirrten
5 in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimstals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwei kaiserliche Kommissarien, durch ebensoviel Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Tale,
10 das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der ersteren nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der letzteren in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte
15 Widerstand dieses kleinen Volks nötigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Übermut gegen die Protestanten
20 auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag.
25 Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schluckenau, Tetschen, Aussig, Leitmeritz fielen schnell nacheinander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Miß-
30 handlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatte, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heeres zu erwarten. Alles, was katholisch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt ebenso schnell wieder zu ver-
35 lassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach zu Verteidigung

dieser Hauptstadt herbeizurufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In 5 dieser schrecklichen Bedrängnis erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegserfahrenheit und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr 10 den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig sie auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr 15 dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, bezeigte wirklich Lust, ihre Verteidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, 20 unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rat bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom 25 Hof in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Mut- 30 losigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der 35 ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu

flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den übrigen und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Verteidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Bericht dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sei. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimnis und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser“, rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Verteidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigentum durch eine vorteilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Tore, und die Armee hielt am 11. November des Jahres 1631 ihren triumphierenden Einzug. Bald folgte

der Kurfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Schutzbefohlenen in Person zu empfangen: denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen sein. So übertrieben 5 groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mäßigung des Kurfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit 10 an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Palast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche 15 sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen und mußten das Königreich meiden. 20

Johann Georg verleugnete selbst als Sieger die Demut und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen 25 den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräte des letzteren zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des ersteren als gute Beute zueignete und nach Dres- 30 den bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Palast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht 35 zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der

Bescheidenheit ehren oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

5 Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande 10 ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurteilung sich als Sieger zu zeigen. Über dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn 15 selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt seinen triumphierenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigentümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen 20 die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirtschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Herden hatten unterdessen in der zweiten 25 Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrat waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern 30 Besitzungen wieder loszuschlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Mut aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Scharen zu den neu 35 eröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papsttum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungenes

Bekenntnis ab, um ihren früheren Überzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Sukkurs, den die kaiserlichen Generale von Götz und von Tiefenbach aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der oberen Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Teil der Armee aus Prag ihm entgegen und tat bei Nimburg an der Elbe einen mutigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte schlug er endlich, nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleineren Gefechten Abbruch taten und die Kroaten selbst bis an die Tore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und vielversprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav Adolfs Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vorteile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vorteil nicht immer auf ihrer Seite war und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vorteils über den Kaiser zu bedienen und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Teil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren und die Sachsen von dieser Seite her gegen Österreich im Anzug, während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Überlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Bayern, Österreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen waren aus ihren Ländern vertrieben oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolf sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst Rakoczy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und tätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hilfsquellen, welche sich die Frechheit eines Tilly und Wallenstein durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr;

der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute sieht sich der österreichische Monarch zum zweitenmal an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Kursachsen der Verführung und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Österreichs Größe zusammen, die alliierten Kronen teilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den bloß der täuschende Schimmer eines großen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine so furchtbare Überlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtenteils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen Punkte vereinigte und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte und von niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit Wallensteins Abdankung und Tillys Niederlage zeigte sich auf seiten des Kaisers und der Ligue von diesem allen gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bei den Truppen und an der so nötigen Freiheit, zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses und an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den

Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Übergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der sie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm
5 verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verleugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfnis war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besaß, eine
10 Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rat des Kaisers beschäftigte und die Mitglieder desselben untereinander entzweite. Einen König dem andern
15 gegenüberzustellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Mut der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustoßen, den nur Verzweiflung eingab und das erste
20 ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Mut, auf den die österreichischen Untertanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Ver-
25 teidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand III., König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zu
30 Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Untertan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu sein, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken und die er-
35 schlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nötigen Reife des Urteils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Übung er-

worben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Ratgebern und Gehilfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Teil der 5 Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Füh- 10 rung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegenzustellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der 15 mutlosen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Untertan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für 20 den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit getan, den Feld- 25 herrn für die Armee aufzusuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallensteins gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit ligistischer und bayerischer Hilfe als durch eigene Armeen verteidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war 30 es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Manns- 35 zucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Scharen des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der solch eine

Tat getan, und diesem einzigen hatte man eine tödliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugtuung ohnegleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Österreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständnis entrissen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sei. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorene Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Verteidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen *Feind*, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräters am wenigsten verteidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Untätigkeit verurteilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbeern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Müßiggang log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur was er für den Kaiser getan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtnis geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein *äußerer* Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner

Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; 5 nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regens- 10 burger Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt und den Abstand des Untertans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er 15 die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glückes noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände 20 danach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu sein; erst nachdem man ihn gewaltsam aus 25 seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolf durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen 30 Macht. Das Gerücht dieser Niederlagen drang bald auch zu Wallensteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; 35 nur für ihn arbeitete Gustav Adolf. Kaum hatte der letztere angefangen, sich durch seine Kriegstaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine

Freundschaft zu suchen und mit diesem glücklichen Feinde Österreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallen-
5 steins Glückwünsche zu überbringen und ihn zu einem engeren Bündnisse mit dem Herzog einzuladen. Fünfzehntausend Mann begehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hilfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien
10 zu überfallen und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Übertriebene der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolfs erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit
15 Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die schimärischen Entwürfe dieses ver-
20 wegenen Kopfes seinen Ruhm zu wagen und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräter ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde,
25 und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge, die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.
30 Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede
35 andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer notwendig macht. Wallenstein war nichts, wo er nicht alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Ebenso herzlich haßte Gustav Adolf jede Ab-

hängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vorteilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbsttätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich sein, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu teilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Untertans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmut belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verräterei mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Zepter die Hand ausstreckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallensteins zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräter für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliierten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das Deutsche Reich konnte nicht zwei solche Häupter brauchen."

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Österreich war fehlgeschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vorteil bei dem Kurfürsten von Sachsen zu erreichen, den er ebenso gewiß war nach seinem Willen zu lenken, als er bei Gustav Adolf daran

verzweifelte. In fortdauerndem Einverständnis mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte.
5 Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemütsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolfs gereizt und seine ohnehin
10 schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündnis zu trennen und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er
15 hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt und auf den Ruin von beiden den Bau seiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte,
20 so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee
25 durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Ruf eines Verräters gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werben und von dem
30 Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt sein. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs neue übertragen und die Führung des Krieges unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vorteil,
35 sich selbst zu diesem Posten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen,

unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rat, den ihm Arnheim erteilte, und dies das Ziel, wonach er mit tiefer Politik und rastloser Tätigkeit strebte. 5

Überzeugt, daß nur die äußerste Not die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern und die Bedrängnisse seines Herrn 10 zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten und dieses unverteidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben 15 waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmut, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand und überlieferte die Hauptstadt durch seinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm 20 den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Österreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der 25 Schweden am Rheinstrom aufs nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, ließ er seine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. 30 „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!" riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rate des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem 35 bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Übereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue

unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zeigen und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Kurfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Not mit jedem Tage stieg und die Schwäche des bayerischen Beistandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Überlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichtümer, die der letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtausend Streitern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Taten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Österreich zu retten und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständnis seiner ehemaligen Übereilung und seiner gegenwärtigen Not abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Kurfürst von Bayern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Not über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von allem, was im Kabinett des Kaisers zu seinem Vorteil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen inneren Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen

zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms 5 und der unsicheren Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seien ausgelöscht und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verraten, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um 10 die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken und durch diese Auskunft den Kurfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu 15 bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Questenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen sein und unter 20 Wallensteins Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. Nie und nimmermehr, erklärte der Herzog, würde er einen Gehilfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando 25 teilen sollte. Aber auch noch dann, als man von diesem verhaßten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallensteins standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit ver- 30 geblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen. Der Monarch, gestand der Minister, habe mit Wallenstein den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen genug bereuten Schritt getan, und seine Hochachtung für den Herzog sei un- 35 verändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweis davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze,

die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt sein, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlands zum Opfer zu bringen; groß und seiner
5 würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst, schloß der Fürst, würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen und ihn zum größten Mann seiner Zeiten erklären.

10 So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausge-
15 breitet und den Monarchen, der jetzt seine Hilfe brauchte, aufs tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit stolzer Großmut, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte
20 den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Teil seiner Forderung, um einen desto größeren Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm
25 das Kommando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee *auszurüsten*, nicht sie selbst *anzuführen*. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund tun und dem Kaiser die Größe der Hilfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins
30 Händen stände. Überzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch
35 nur soviel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als schimärisch verlachte und Gustav Adolf selbst übertrieben fand. Aber lange schon war

der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Scharen von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten hatten, seine Größe als Augenzeugen bewundert und seine Großmut erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweitenmal Ruhm und Beute mit ihm zu teilen. Die Größe des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zuteil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichische Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweimalhunderttausend Taler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmeren Offiziere unterstützte er aus seiner eigenen Kasse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichtum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Untertan beruhigt und zu gleicher Teilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen

Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweitenmal für den Kaiser zu ziehen; Polen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, 5 welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtausend Köpfe, größtenteils aus dem Überrest Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Österreich gezogen. Was jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von 10 ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zusammenzubringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Überfluß ausge- 15 rüstet, von kriegsverständigen Offizieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Taten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die 20 Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde ebenso leicht gewesen sein, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen anderen Chef außer Wallenstein für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte 25 Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Dasein rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Offiziere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet oder als seine 30 Gläubiger aufs engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in 35 seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Ge-

meingeist zusammenhielt. Geschehen war es um das Glück jedes einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hilfe war so nahe; von einem einzigen hing es ab, der allgemeinen Not ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten- und letztenmal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zu Übernehmung des Kommando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Untertan den Abgesandten seines Gebieters. Nimmermehr, gab er zur Antwort, könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Not aufs höchste gestiegen und von s e i n e m Arme allein noch Rettung zu hoffen sei; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schoße des Privatlebens, und bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeitlang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen.

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaftern Ton an und bedrohte den Halsstarrigen

mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. Tief genug, erklärte er, habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt und, anstatt durch ihre Herablassung seine Großmut zu rühren, nur seinen
5 Stolz gekitzelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Untertan räche. Wie sehr auch Ferdi-
10 nand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urteil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst
15 geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büßung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Be-
20 fehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser fordere er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehn. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde dem widerspenstigen Diener zermalmen.
25 Wallenstein, dessen weitläuftige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloßgestellt waren, fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sei; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser
30 gebieterische Ton verriet ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sei. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit Eggenbergs überwunden
35 und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein

auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei weitem seine bängsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutsche Armeen des österreichischen und spanischen Hauses 5 und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt sein, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung 10 zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig sein. Über alles, was im Reiche konfiszieret und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung 15 müsse ihm ein kaiserliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet sein. Außerdem verlangte er die Versicherung des 20 Herzogtums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nötig finden sollte, ihn zum zweitenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen 25 zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verraten, um jetzt noch des Preises Meister zu sein, womit sie erkauft werden 30 sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nötigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vor- 35 teile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland ent-

rissen und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unend-
5 lich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward — erlaubte keine geteilte Gewalt und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu sein, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen;
10 um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben und auf seine eigene Person die Souveränitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung,
15 keinen Prinzen des Hauses Österreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reich eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen und mehr, als je ein Kaiser in Friedens-
20 zeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Notfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser
25 Länder auszusaugen und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Los nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpreßte, gleich gut für seinen Vorteil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so
30 machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerrieten die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn aufs glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen ge-
35 gründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste

Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augen- 5 blick auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers 10 zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen 15 Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größeren Erwartungen glaubt man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die ge- 20 schwächte Macht der Sachsen zu überwältigen und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Teil dieses Reichs zum Raube und ging 25 mit abgemessenem, stillem Schritt seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu b e z w i n g e n — sich mit ihnen zu v e r e i n i g e n, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vorderhand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung 30 zu siegen. Nichts ließ er unversucht, den Kurfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem An- 35 denken bei den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweideutige Charakter Wallensteins und

der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten öffnete die Verräterei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Päße zwischen Aussig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leitmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vorteile seines Herrn als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Kurfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nötigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Notwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav

Adolf die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs schleunigste von Böhmen aus zu Hilfe zu schicken und durch Bayerns Verteidigung von Österreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst und forderte ihn aufs angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wieviel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen und überließ den Kurfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüt des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Kurfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimnis geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Kurfürst, daß er den rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unverteidigt bleiben, und Österreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bayerischen Festungen schwächte. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Kurfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig ließ und die Eroberungen

Gustav Adolfs in Bayern Österreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Kurfürsten und des Kaisers nach und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem erstern, welche, nach der allgemeinen 5 Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolf selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, 10 und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Tätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter sich entzweite und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu ver- 15 bessern, als der Erfolg seine Mutmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Kurfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen und die Vereinigung bei Eger geschehen.

20 Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn einem Flehenden gleich zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hilflos hinter sich zu 25 lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständnis seiner Not und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demütigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekostet, demjenigen 30 seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschluß unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu 35 verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die

Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie stattfinden und Bestand haben sollte. Einem einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höheren Autorität des anderen zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Kurfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des ersteren empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmut des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Übereinkunft zu Wallensteins Vorteil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden und dem Kurfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agierten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt und die äußeren Formalitäten des Versöhnungsaktes aufs genauste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beide Prinzen im Angesicht ihrer Truppen und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indes die Herzen von Haß überflossen. Maximilian zwar, in der Verstellungskunst ausgelernt, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verraten; aber in Wallensteins Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich-bayerischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend größtenteils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte sich im Felde zu zeigen. Eilfertig
5 nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, seinen Rückzug nach Franken und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschließungen zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bayerischen
10 Grenze ließ eine Zeitlang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beiden Länder verpflanzen oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Er-
15 oberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von vielen schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Kurfürstentum zu erleichtern und dem unentschlossenen Geiste Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav
20 Adolf selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seien, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hilflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber
25 bald entdeckten ihm die Bewegungen der Friedländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sei, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte dies außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz
30 in Deutschland zu fechten und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen und die alliierten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An
35 Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen und Gefahr zu laufen, von der Wallensteinischen Macht in dieser Stadt eingeschlossen

und durch Hunger besiegt zu werden — oder diese Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläuftigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigentum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, teilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Notfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt und ein neues Regiment von vierund-

zwanzig Fahnen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Beistand aufgeboten und seine
5 Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht
10 einmal den dritten Teil des feindlichen Heeres.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen
15 Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen soll sich ausweisen," rief er, „wer von uns beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird." Dennoch tat er, seiner großen Überlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar
20 die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegenzustellen. „Schlachten hat man genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es ist Zeit, einmal einer anderen Methode zu folgen."
25 Hier schon entdeckte sich, wieviel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benötigt war, wodurch andere eilen müssen, sich einen Namen zu machen. Überzeugt, daß der verzweifelte Mut des Feindes den Sieg auf das teuerste
30 verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zugrunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren und, indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt,
35 sich dem Ungestüm seines Muts zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vorteil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber,

ein stark befestigtes Lager und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl als dem Lager jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert und schmeichelte sich, den Mut seines Gegners, den er nicht lüstern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer zu ermüden. 5

Aber zu wenig mit den Hilfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksale zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräten weggeflüchtet, und um den wenigen Überrest mußten sich die Friedländischen Fouragierer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, solange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr aufs Fouragieren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorratshäuser, aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Gustav Adolf, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerieregiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweggetrieben und tausend mit Brot bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem 10 15 20 25 30 35

Könige, der ein gleiches getan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt und mit Hinterlassung von vierhundert Toten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele
5 Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs be-
10 waffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß,
15 welcher von beiden Teilen den anderen zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und un-
20 bedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tag stieg diese Not. Endlich er-
25 schien der längst erwartete Sukkurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Mut zu gehorchen und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von
30 Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der
35 Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hilfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von

Weimar und dem schwedischen General Banér vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Bruck und Eltersdorf, wo er die Regnitz passierte und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Sukkurs zählte beinahe fünfzigtausend Mann und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn Gustav Adolf an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Notfalle dreißigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer anderen nicht minder furchtbaren gegenüberstand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das geteilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Sukkurses mit Brotmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Übel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundertundzwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberstanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallensteinischen Lager fünfzehntausend Weiber und ebensoviel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutieren konnten. Kein Wunder, wenn diese wan-

delnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu
5 mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brot, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerte Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Teil der Pferde aus
10 Mangel an Fütterung umfiel und die zunehmende Wut der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Not ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolf, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf-
15 undfünfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen und begnügte sich, diese Ausforderung durch das
20 Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Untätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und keine Vorstellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes konnte diesen
25 Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht und von der wachsenden Not gedrungen, wagte sich Gustav Adolf nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

30 Nachdem er das seinige dem Schutz der nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem achtundfünfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und passierte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit
35 leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Bibert und Rednitz, die Alte Feste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar

durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Palisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, 5
durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff, und 10
fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wütend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen 15
Wut des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter 20
speit. Zugleich dringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach 25
hundert zurückgelassenen Toten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteilichkeit die tödliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Mut die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finn- 30
länder, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, daß während des zehnstündigen Gefechtes 35
alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt

Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Feste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an
5 der Rednitz postiert war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Taten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde
10 unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wut erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die
15 Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Offizier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Oberste Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß sein natür-
20 licher Mut aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu teilen. Über den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngeren Obersten vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde getan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich
25 jetzt Gustav Adolf, und seinen Heldenmut lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandieren. „Sire," erwidert der tapfere Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen" — und sogleich sprengt er
30 davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Feste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht
35 einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an

diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum erstenmal überwunden, weil er nicht Überwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Tote, die er auf dem Walplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien. 5

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruch zu nötigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrat an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner tierischen Raubsucht. Die steigende Not löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewalttätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines einzigen vermochte nicht, einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der unteren Befehlshaber eine scheinbare Billigung und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutschen Offizieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen," rief er aus, „ihr, ihr selbst seid es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wütet. Gott sei mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seid Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Tränen der schuldlosen Armut verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: Der König, unser Freund, tut uns mehr Übels an als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes 10 15 20 25 30 35

aufgewendet, von eurem Deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich alles, was Gott mir zuteilte; und hättet ihr meine Gesetze geachtet, alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgeteilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiete zusammengepreßt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Teil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolf gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wüteten unter Menschen und Tieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am 8. September sein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb und nicht das geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu sein, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den ein-

geäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit 5 vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Teile derselben Franken zu behaupten und mit dem anderen seine Eroberungen in Bayern in eigener Person fortzusetzen. 10

Unterdessen war die kaiserlich-bayerische Armee in das Bistum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtausend Mann vermindert, 15 von denen der vierte Teil aus bayerischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Teile mehr als zwei verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen 20 einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesteckt und Österreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch 25 die völlige Freiheit zurück, Bayern aufs neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Kurfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem 30 lästigen Gefährten zu trennen und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Kurfürsten 35 um so eher zu einem besonderen Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger sein. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie,

in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hilfsvölkern, einen Vorteil nach dem anderen über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Kurfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete
5 man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Verteidigern entblößt und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Notwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Kurfürsten von Bayern danieder,
10 und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden,
15 und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufs neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Kurfürst zu Bamberg von Wallen-
20 stein, um mit dem kleinen Überrest seiner Truppen sein hilfloses Land zu verteidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Bayreuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechs-
25 tausend Mann in das Voigtland vorausgeschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf
30 Pappenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, beraubte Familien, ermordete Untertanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere;
35 das ganze Thüringen, Voigtland und Meißen erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen be-

drohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wut hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Übergabe. Seine Absicht war, bis nach 5 Dresden vorzudringen und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Kurfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulde, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegengerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von 10 Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplänen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem 15 Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben.

Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolf den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Österreich verschwendeten, um seinen Alliierten von ihm abtrünnig zu machen. 20 So wichtig ihm das Bündnis mit Sachsen war, soviel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüte Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Kurfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältnis stattgefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtig- 25 keit stolz und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend sein, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die 30 äußerste Not seiner Staaten auf eine Zeitlang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsam- 35 keit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Kurfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten.

Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Kurfürsten Anlaß zu bitteren Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den
5 Generalen beider Teile zeigten sich, so oft sie vereinigt agieren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Österreich begünstigte Arnheims
10 Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne
15 Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolf, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt
20 zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Kurfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten
25 endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hilflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürsten überwinden und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliierten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darniederschlagen. Diese Betrachtung
30 bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Kurfürst an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und
35 die Schwäche des Kurfürsten von Bayern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land,

und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen sein, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hilfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliierten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers wert machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vorteil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolf jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Taten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen und folgte dem Wallensteinischen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wiedersehen sollte; der bange, gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am 1. November des Jahres 1632, ehe die dahin detachierten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Scharenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem törichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“

Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Tränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegengezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Untätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweitenmal entwischen ließ. Seine Überlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Überdies waren zwischen Kamburg und Weißenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hilfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch diese Defileen zu winden oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Notdurft gebrach, den größten Teil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolf von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegenzurücken, alle

Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Naumburg entgegengehen, oder in seinem Lager untätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrat, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es ratsam, den König in seiner vorteilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht willens sei, es so bald zu verlassen. Aber ebensowenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampierung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war und die Fortschritte des Feindes in Westfalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hilfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sei, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Teile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hilfe zu eilen und auf dem Wege dahin die hallische Festung Moritzburg in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Überrest unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war seinen Marsch über Leipzig zu nehmen und die Sachsen von dem schwedischen Heer abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolf Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naum-

burg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und
5 den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegenzusetzen hatte, so konnte man
10 doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurück zu rufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene, zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger
15 Schlachtordnung den König erwartete und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich
20 die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb
25 Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal
30 lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Teile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwe-
35 dischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Front zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der anderen absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor

der Schlacht zum großen Nachteil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Teil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehilfliche Brigaden verteilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäck ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsternis der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolf auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere verteilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Front das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, ward die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen ge-

ordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröte, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub
5 als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren,
10 so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen
15 ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Fried-
20 lands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig teilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der
25 Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für
30 seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Front kniend hält der König seine Andacht;
35 die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet

(eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Mut der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!" war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!" Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zerteilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapferen Bataillone mit unerschrockenem Mut ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Front gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wut des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Überwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht teilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert Herzog von Sachsen-Lauenburg genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geradenwegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet — Der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir", ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der

letztere auf einem weiten Umweg, um der mutlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem König umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder," ruft 5 er mit sterbender Stimme, „suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, 10 in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben. 15

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Mut dieser tapferen Scharen zu ertöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und 20 der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgotischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von 25 Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolfs führt von neuem seine siegreichen Scharen. 30 Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. 35 Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniphausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt

und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillone des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wut der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und
5 der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich
10 von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Mut entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schick-
15 sal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vorteile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zu-
20 rückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Order und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ
25 er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht teilzunehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst
30 darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Mut und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber
35 zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Mut des kaiserlichen Fuß-

volks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formieren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben 5 und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuts gaben, lag tot dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Walplatz, den es 10 lebend mit so standhaftem Mute behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein anderes, blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wütendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben 15 Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen 20 durchreiten, dem Notleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapferen mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon 25 ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Österreich 30 und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wütenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von An 35 gesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims

narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem
5 Walplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide,
10 da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder her-
15 gestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit mutloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini,
20 nötigte, stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal
25 setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen aufeinandertreffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklich-
30 keit und Wut tun ihr äußerstes, in den letzten teuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in
35 Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wut keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden

mit stillschweigender Übereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Teile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Walplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Walstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Anteil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem voraus eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Walplatz; aber die Arbeit war getan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vorteil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Order war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am anderen Morgen der zerstreute Überrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann tot auf dem Walplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Toten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen

schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wut der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muts mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder und lag viele Stunden lang, mit anderen Toten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Walstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Muts, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten *Arm* des Feldherrn, aber untüchtig zum *Oberhaupt* des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch *er* tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen, jugendlichen Fleiß und vielseitige Reisen zur schönsten Blüte entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwei rote Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in späteren Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sei. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das Goldene Vlies von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Tedeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht tat, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar tat er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Flug wegzuhaschen, und schickte am anderen Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Walstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein teurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wut des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Überwinder erstirbt in einer stummen, finsteren Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Toten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des *Schwedensteines* führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Toten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen seiner Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die *Rache* geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die *Liebe* in ihre Rechte ein, und milde Tränen fließen — um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Er-

starrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht 5 abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern", rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!" Aber 10 wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnötigt, und dessen Gegenteil nur in der rohesten Seele mög- 15 lich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet und gar dem Edelmut Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Wert seines Helden oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. 20 Aber auch ein solches Lob ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genötigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe 25 der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolfs geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, 30 von ihm veranlaßt worden sei. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen Tat eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts Herzogs von Sachsen-Lauenburg gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt 35 zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinwegzusetzen. Es braucht nur gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig

und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen Franz II., Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Wasaischen Fürstengeschlechte, hatte in jüngeren 5 Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königinmutter gegen Gustav Adolf erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch 10 die vollständigste Genugtuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüt des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat und 15 sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermutet die österreichischen Fahnen und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär 20 anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur 25 Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er 30 ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und bei der Ermordung Wallensteins als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung 35 seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen

Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf wie diesen gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerten Tat
5 auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolf, wie der gemeinste Soldat in seinem Heer, sich der Gefahr bloßstellte, und wo Tausende fielen,
10 konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Be-
15 schuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen sein, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine Tat der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige
20 Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge ver-
25 weisen. So ergreift uns Gustav Adolfs schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einemmal hemmt und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute
30 in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt
35 sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bei Lützen

sank. Die wohltätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des Deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des einzigen zerfällt, und viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichern Selbsthilfe der Stände Platz, und vorher nur die Werkzeuge zu *seiner* Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Mute suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außer stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliierten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron, und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Tätigkeit, war in *seiner* Hand einem weit größeren Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligtum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Huldigung, welche außer mehrern anderen Städten die Reichsstadt Augsburg der *schwedischen Krone* zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt als auf den rühmlicheren Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Kurprinzen von Brandenburg als Mitgift seiner Tochter Christina und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legten deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit

ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders als auf Unkosten ihrer Mitstände und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon
5 gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen wie einen gemeinschaftlichen Raub zu verteilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verleugnete er ganz
10 die Großmut des Helden und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigentümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber
15 durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist und den ehrwürdigen Namen eines Verteidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sei, und glaubte
20 daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Wert derselben um die Hälfte verringerten und diesen Fürsten zu einem
25 verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt, „nach geendigtem Kriege einen Teil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen", läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal
30 tun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem Deutschen Reiche die Freiheit und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen
35 und alle Früchte seiner Siege in einem nachteiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruhe und Neid; und selbst Frankreich, sein wichtigster Alliierter, auf-

geschreckt durch das furchtbare Wachstum seiner Macht und durch den stolzeren Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passierte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Goten zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen. 5

Viertes Buch.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Gustav Adolf die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriß mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mußten sich in einem 10 neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vorteile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es 15 weder Schweden noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen sein, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich notwendige Bedingung, sowohl 20 um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders als zum Nachteil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode Gustav Adolfs schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachteilig auch seine Lage 25 nach dem Treffen bei Lützen sein mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachteilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung 30 unter den Alliierten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben sein; und wieviel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So große Vorteile, als ihm die jetzige

Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem er nicht das meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges, sowie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüter erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand alles, was nur *durch* ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen werfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie ungern genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Lebzeiten streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andere, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmütig nach einem, wenn auch verderblichen Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Teil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem anderen Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinett und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter Christina war die natürliche Erbin seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht

gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolfs hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten und von dem 5 er doch ohne das schimpflichste Geständnis der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg größtenteils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuß, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu 10 gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeitlang zwar söhnte 15 der Nationalruhm den geschmeichelten Untertan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolfs herrliche Zinsen trug und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit 20 Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolfs ruhte noch auf den 25 Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Mut nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal beseelt diese edle Versammlung. Je teurer der Preis war, womit man 30 die errungenen Vorteile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrat, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften, erschöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber 35 schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift mutig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen

Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamen Feinden umgeben und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen alle mit soviel Klugheit als Heldenmut und arbeitet an Erweite-
5 rung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus,
10 Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin auszurufen und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle
15 Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Zar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert,
20 um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolfs gebrochen und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der
25 Feinde, Christian IV. gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer besseren Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen Eng-
30 land, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrat mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen und ermuntern ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frank-
35 reich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Notwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen, durfte man

diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nötigte sie entweder zu einem schnellen und nachteiligen Frieden mit Österreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Not und Verzweiflung 5 lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräter an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolfs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit 10 dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten notwendiger und für Frankreich um vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte 15 es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höheren Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten verteidigt, 20 blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren und, wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sei es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern, wagte 25 es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war ebenso rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenossen, desto mehr Ach- 30 tung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Äußerste zu tun und keinem anderen Hindernis als der Not- 35 wendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Anteil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen,

welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das Deutsche Reich, das 5 den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtenteils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und 10 Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform notwendig macht. Einem einzigen vielum- 15 fassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nötigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit 20 dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentiert, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet sein, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Übereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben und so den Monarchen, dem er folgte, 25 in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften und aller europäischen Staats- 30 verhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolfs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Oberdeutschland angetreten, um die vier oberen Kreise zu versammeln, als 35 ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; alles war ihm genommen, woran seine Seele

hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Oxenstierna den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war er auch der erste, der sich aus eigener Kraft darüber er- 5 hob, sowie er der einzige war, der es wieder gutmachen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Mutlosigkeit der Stände, die Intrigen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der 10 Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Übels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Mut der schwächeren Reichsstände 15 aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegenzuwirken, die Eifersucht der mächtigeren Alliierten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu tätiger Hilfeleistung zu ermuntern, vor allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln und die getrennten 20 Kräfte der Partei durch ein enges und dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie ebensogut zu einem festeren Bündnisse mit Schweden als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur 25 von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war alles, sobald man Mutlosigkeit blicken ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflammen. Alle Versuche des öster- 30 reichischen Hofs, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vorteil eröffnete und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, ehe diese Maßregeln genommen und die 35 nötigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aufs beste

benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zugrunde zu richten, wenn die weisen Ratschläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenstein riet ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkünden und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolfs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung getan und die geschmeidigeren Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber durch den unerwarteten Glücksfall verblendet und von spanischen Eingebungen betört, erwartete er von den Waffen einen glänzenderen Ausschlag, und anstatt den Mediationsvorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehnten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Kurfürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte Oxenstierna nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Kurfürst von Sachsen aufs neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schwe-

den, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Ähnliche Gesinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, 5 indem er den Schweden die Werbungen in seinem Land untersagte und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündnis unter ihnen zu stiften. Der Kurfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Kursachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen 10 Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohns zu erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs; aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren alles, was er, der persönlichen Verwendung 15 Kurbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Befugnis hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. 20 Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestantenverbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für 25 immer, und er mußte sich mit einzelnen unsicheren Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächeren Hilfe des oberen Deutschlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier oberen Kreise, die 30 zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte Frankreich, England und Holland beschickten diesen Konvent, und Oxenstierna erschien auf demselben mit dem 35 ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Beratschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen

versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die Tat selbst spreche, unnütz und überflüssig sei, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Beratschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zu Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Oxenstiernas Maxime, von den allgemeinen Lasten soviel als möglich war, auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreißig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichste sei, von den Deutschen Geld zu erheben. Anstatt ihm die nötigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertig zum Handeln, sobald ihm die Notwendigkeit einleuchtete, und eisern in seinem Entschluß, so-

bald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inkonsequenz der mehresten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam alles darauf an, durch eine feste, zuversichtliche Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftliche Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgetan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Notwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Direktor zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu und ersuchte ihn untertänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehilfen eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimnis fordernden Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzligen Punkt der

Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliierten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen ebenso unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Oxenstiernas zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Direktion des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier oberen Kreise enger und fester zusammengezogen und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Talern errungen.

Soviel Nachgiebigkeit von seiten der Stände war von seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit wert. Wenige Wochen nach Gustav Adolfs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieser beklagenswerte Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Überrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft tat sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. Gustav Adolf durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu zögern und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu beschweren; Oxenstierna, dem die Freundschaft Englands,

Hollands und Brandenburgs und die gute Meinung der reformierten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden pfälzischen Lande den 5 Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschehener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälzische Haus ein; auch die anderen alliierten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, 10 Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone ebensowenig von ihrem Eigenen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständnis, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur 15 Ehre gereicht. Wieviel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtenteils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde, zu rauben, hatte wenigstens ebensoviel Anteil an 20 den angefangenen Feindseligkeiten als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolf, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm ver- 25 bundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgendeiner dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit riet, gebot die Notwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran 30 gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten teilen und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vorteile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bern- 35 hard von Weimar die fränkischen Bistümer, dem Herzog von Württemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, alles unter dem

Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder", sagte er einesmals,
5 „zum ewigen Gedächtnis, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zuteilte."

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit
10 Ehren im Feld erscheinen und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr
15 trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Österreicher zu agieren; einen Teil der schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach
20 Westfalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolf den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem schwedischen General Banér gegen die Bayern verteidigt.
25 Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der letzteren, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu tun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hilfe rufen. Nachdem dieser kriegs-
30 erfahrene Feldherr die Städte Benfeld, Schlettstadt, Colmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Verteidigung derselben und eilte über den Rhein, um das Banérische Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechzehn-
35 tausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der

Donau zu behaupten, entblößte man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu verteidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Sukkurs nicht hinreichte, so 5 forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schicksal zuge- 10 dacht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayerisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte 15 Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bistum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräter den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Tätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gefesselt, und von 20 Böhmen aus ohne Hilfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heeres nicht entgegensetzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Tätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt 25 wird.

Den Waffen dankte man alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolfs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disziplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muts in unendlichen Gefahren und 30 Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinett seine Pläne anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich 35 barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolfs Maxime, nie

an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Anteil an einem Gewinn, der mit seinem Blute er-
5 rungen war. Aber mehrenteils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter oder das Bedürfnis des Staats verschlang gewöhnlich den besten Teil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er über-
10 nahm, blieb ihm nichts als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung, und in beiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, solange Gustav Adolf lebte; aber nach seinem Hintritt
15 wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Offiziere, Pfuhl und Mitschefal, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen
20 Tagen unter den Offizieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich untereinander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet und noch außerdem jedem einzelnen eine verhältnis-
25 mäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sei. Ungeheure Summen, hörte man sie sagen, würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends kein Dank für diese unendliche
30 Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Mutwillen der Soldaten, aber niemand denke an ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Viktorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten. Das Heer der Mißvergnügten mehrt
35 sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bernhards von Weimar noch die harten Verweise seines strenge-

ren Gehilfen waren vermögend, diese Gärung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des letzteren vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regiment gewisse Städte zur Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rat zu schaffen; im Weigerungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit getan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchste Bedrängnis stürzen; und schnell mußte die Hilfe sein, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur *einer*, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besaß, diesen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwierige Armee zu besänftigen; aber seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen und der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon Gustav Adolf hatte ihm mit einem Herzogtum Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Mißbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entrüstete Oxenstierna so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines besseren, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloß er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sei, an das schwedische Interesse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bistümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt

der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die
5 ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwand verweigert. Nicht lange säumte Herzog Bernhard, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erzeigen: durch sein Ansehen und seine Tätigkeit stillte er in kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baren Geldes wurden
10 unter die Offiziere verteilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Wert gegen fünf Millionen Taler betrug und an die man kein anderes Recht hatte als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten
15 sich, um dem Feind in anderen Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumarkt erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten und
20 Württemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besitzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit
25 für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu sein, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblößt von Geschütz, das er erst von Württemberg mußte bringen lassen, konnte er diese Unter-
30 nehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatze dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer
35 dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal-Infant, Bruder Philipps IV. von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet,

welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rhein zu agieren und das Elsaß zu verteidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, so- 5 gleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißig- 10 tausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile voneinander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die 15 Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breisach zu entsetzen und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vor- her die Waldstädte erobert und, unterstützt von dem Pfalz- 20 grafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwe- dischen Waffen in diesen Gegenden aufs neue das Übergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Überlegenheit des Feindes weichen; aber bald rückten Horn und Birkenfeld zu seinem 25 Beistand herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rück- zuge überfällt, richtet den größten Teil der Italiener zu- grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, 30 tötet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundertundvierzig Kor- netten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken als die Bewegungen der 35 kaiserlich-bayerischen Armee an diesem Strome zu beob- achten. Nicht sobald hatte Altringer diese Grenzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu

stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Österreich entscheidend; er
5 verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, sowie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rat, den der sterbende Tilly dem Kurfürsten von
10 Bayern erteilte, und Gustav Adolf beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte und sich ernstlich anschickte, sie zu
15 belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Kompanien größtenteils neugeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gut gesinnten und
20 kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurden. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayerische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das
25 bayerische Joch gebeugt und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen inneren Tumult unterstützen
30 würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Kurfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nacheinander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schleunigste Hilfe
35 zusagt und auch wirklich schon dem Kurfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Gallas berichten läßt, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der bayerische

Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Verteidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die bayerischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers. 5 10

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Mut ist Bayern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Österreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen und ihm seine Religionsfreiheit wiedergeben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms und setzt im Angesicht des bayerischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs schleunigste zu Hilfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt und der gefrorene Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu verteidigen und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Taten an 15 20 25 30 35

der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen, seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen 5 Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein und Herzog Bernhard an der 10 Donau den Krieg mit solcher Überlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westfalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfer- 15 sten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandierte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolfs, zeigte sich 20 in dieser Schlacht seines Ursprungs wert. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäck der Kaiserlichen und vierundsiebzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast ebenso viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der 25 schwedische Oberste Kniphausen, und Paderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Übergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das 30 nächste Jahr nach Gustav Adolfs Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633. Jahres auszeichneten, muß die Untätig- 35 keit eines Mannes, der bei weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Taten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent

und Kriegsruhm mit Wallenstein messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unseren Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerksamkeit Europas ist auf die Taten gespannt, die 5 das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Überlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indes die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Ge- 10 heimnis für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Offiziere in dieser Schlacht die strengsten 15 Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurteilt; die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmut belohnt und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die 20 kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohlgepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 25 den Feldzug vor allen anderen zu eröffnen und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Österreichs war Schlesien der 30 größten Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine sächsische unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg und eine brandenburgische unter Burgsdorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die 35 wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst Breslau hatte die Partei der Alliierten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land;

denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Haß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen 5 die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen und, wo es nur immer tunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulicheren Fuß, und oft geschah es, daß die Offiziere beider feindlichen Armeen einander Besuche ab- 10 statteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweideutig gesinnten Alliierten sahen sich die Schweden verkauft und verraten, und an große Unternehmungen war 15 bei einem so schlechten Verständnis nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Teil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

20 Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtausend hatten ihm die Alliierten entgegenzusetzen. Nichtsdestoweniger wollten sie eine Schlacht versuchen und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie 25 acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen und zog mit ruhigem, stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war und die mutiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegen- 30 heit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliierten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb und daß er ihnen 35 die Niederlage großmütig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß er der Herr sei und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Untätigkeit erhalte, ließ er den

Kommandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Terzky aus 5 dem Wallensteinischen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliierten erschien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Teil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. 10 Er sei gekommen, sagte er, mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und jedem Genugtuung zu verschaffen. Alles dies stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle er sich mit den Alliierten 15 vereinigen und (was er Arnheimen zwar nur ins Ohr flüsterte) den Kaiser zum Teufel jagen. Bei einer zweiten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. Alle Privilegien, erklärte er, sollten aufs neue bestätigt, alle böhmischen Exulanten zurückberufen 20 und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der erste sein, seinen Anteil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles über- 25 flüssige Kriegsvolk von beiden Teilen gegen die Türken geführt werden. Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Rätsels. Wenn er die böhmische Krone davontrüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmut zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann 30 in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliierten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats 35 mit gewaffneter Hand abzunötigen.

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er schon jahrelang in geheimnisvoller Stille ge-

brütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sei. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die
5 Festigkeit eingeflößt, allen Vorstellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallensteins war durch seine lange Untätigkeit
10 längst erschüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Aufs neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei
15 diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Untertanen über seine grenzen-
20 losen Bedrückungen zu Hilfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüt tiefe Wurzeln zu schlagen;
25 aber der Schritt war einmal geschehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man sie
30 zu teilen, vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Versuch, ihm einen anderen General an die Seite zu setzen oder einen unmittel-
35 baren Einfluß auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachteiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so mußte man sich durch einen Kunstgriff heraushelfen. Wallen-

stein war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine spanische Armee errichten und unter einem spanischen General in Deutschland fechten. 5
Wallenstein ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu sein, und im Notfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam und wohin er zielte. Umsonst protestierte er 10
bei dem Kardinal-Infanten gegen diese vertragswidrige Neuerung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltungsbefehle die Hände so sehr zu binden, daß die italienische Armee in dem 15
Elsaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweitenmal sein Kommando und mit demselben die Frucht aller seiner 20
Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere und durch seine Freigebigkeit gegen die anderen hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andere Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit 25
und Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweisen 30
sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht 35
länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausließ, hatte er noch für ratsam gefunden, sich bei seiner kühnen Unter-

nehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bei dem französischen Bevollmächtigten Feuquières zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Vorsicht, 5 angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Feuquières erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von seiten Frankreichs zu versprechen und dem Herzog, wenn er deren benötigt wäre, eine beträchtliche Geldhilfe anzubieten.

10 Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgeteilt worden 15 sei. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzu weit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquières fand es daher unbegreiflich, wie der 20 Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der ersteren und auf die Verschwiegenheit der letzteren hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallensteins ein gleich großes Mißtrauen setzte und noch weit weniger 25 Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimnis war, daß der Herzog schon ehedem mit Gustav Adolf in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen und seine übermäßigen Versprechungen würde 30 wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und mißtrauischen Gemütsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als 35 an seiner Klugheit zu zweifeln. Oxenstiernas Bedenklichkeiten steckten endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallensteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er

dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch über-
lassen möchte. Man fing an, zu argwohnen, daß der ganze
Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sei, die Alliierten
zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser
in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter 5
widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Wider-
sprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, daß man
endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die
Schweden in sein Bündnis zu ziehen suchte und ihnen sogar
ihre besten Truppen abforderte, äußerte er sich gegen Arn- 10
heim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus
dem Reiche zu verjagen; und während daß sich die sächsischen
Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstill-
standes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen
verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. 15
Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate
darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an
seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man
in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von
Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliierten 20
zu schwächen und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses
erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem
Tage vermehrte, die Alliierten aber durch Desertion und
schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten.
Aber er machte von seiner Überlegenheit den Gebrauch nicht, 25
den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheiden-
den Vorfall entgegensah, erneuerte er plötzlich die Unter-
handlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliierten
in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feind-
seligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus 30
dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser
und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachsen
einen besonderen Frieden zu schließen.

Über den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen
ungeduldig, beschloß er endlich, seine Macht zu zeigen, da 35
ohnehin die dringende Not in dem Reiche und die steigende
Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längeren Auf-
schub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war

der General von Holk von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Kurfürsten in seine Festungen gejagt und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber
5 der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte Wallenstein aufs neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen fallen wolle, und ließ aussprengen,
10 daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sei. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufolgen und dem Kurfürstentum zu Hilfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Kommando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bei Steinau
15 an der Oder gelagert standen; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Meißnische eilen und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte.
20 Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schaffgotsch geschlagen und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen
25 mehr als zwanzigtausend zu wehren oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl stattfinden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers
30 Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn
35 in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers und genießt schon in voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu

schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog 5 in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmut zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter 10 Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste tun als im Gefängnis.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frank- 15 furt an der Oder. Schaffgotsch, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blockierte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilégien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte 20 Wallenstein nach der Warthe, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst 25 mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Übergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu tun, den Kurfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vorteile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Branden- 30 burg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem besseren Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich 35 noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genötigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donaustrom, welche Österreich

selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen und den
5 Kurfürsten von Bayern hilflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Obersachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

Solange es nur möglich war, hatte er Bayerns Ret-
10 tung verschoben und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaisers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hilfe, jedoch
15 mit der ausdrücklichen Bedingung, sich bloß verteidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Kurfürsten wies er, so oft sie ihn um Hilfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in geheim aber band er demselben durch
20 die strengsten Instruktionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war und der Kaiser sowohl als der Kurfürst ihre Aufforderungen um Hilfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den
25 General Gallas mit einem ansehnlichen Heer an die Donau schicken würde; aber auch dies unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bistum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernst-
30 lichen Befehlen des Hofs zu gehorsamen, rückte er so langsam, als er konnte, an die bayerische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht so bald, daß man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen
35 zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs schleunigste und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles andere, gab er vor, müsse der Verteidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nach-

stehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigentum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderem Tone seine Mahnung, daß er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von 5 Weimar an Österreichs Grenzen zu hindern — er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr und ließ seine Truppen aufs neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreich nehmen.

Ein so fortgeführter Trotz, eine so beispiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsätzliche Ver- 10 nachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußte endlich den nachteiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unter- 15 handlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sei, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch 20 glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten 25 Kundschafter in das Wallensteinische Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu geben, bloße Mutmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gedrückt hatte, 30 sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Kurfürst von Bayern die Drohung fallen ließ, sich, bei längerer Beibehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestand und im Weigerungsfall die Subsidiengelder 35 seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum zweitenmal in die Notwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet und seine Abdankung unvermeidlich sei. Einer seiner Unterfeldherren 5 in Österreich, dem Wallenstein bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Kurfürsten von Bayern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinalinfanten, der mit einer Armee aus 10 Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sei, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf einmal zugrunde zu richten.

15 Zu seiner Selbstverteidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger, als die Klugheit riet, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhn- 20 lich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Not verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern und 25 alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimnis gezogen und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche 30 Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie aufs engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obersten Illo hatte er einstmals überredet, in Wien 35 den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten und auf gleiche

Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Das also hätten 5 wir mit unseren treuen Diensten verdient," rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet und Euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an 10 der abgesagte Feind des Hauses Österreich." Illo stimmte bei, und so wurde zwischen beiden ein enges Bündnis gestiftet.

Aber was diese drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimnis für die 15 übrigen, und die Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Offiziere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohltaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermutung mußte sich in Gewißheit verwandeln, ehe er seine 20 Maske abwarf und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf Piccolomini, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Mut ausgezeichnet hatte, war der erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch große 25 Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen anderen, weil Piccolomini unter einerlei Konstellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entschlossen sei, die österreichische Partei zu ver- 30 lassen, sich mit dem besten Teile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen und das Haus Österreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sei. Auf Piccolomini habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm schon in voraus die glänzendsten 35 Belohnungen zugedacht. Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so ge-

wagten Unternehmen entgegensetzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht. Bei solchen Wagestücken, rief er aus, sei nur der Anfang schwer; die Sterne seien ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne,
5 auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen. Piccolomini hütete sich sehr, durch einen längeren Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen,
10 und ergab sich mit anscheinender Überzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte
15 merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu tun, berief er im Januar 1634 alle Kommandeure der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neuesten
20 Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zu Verstärkung des Kardinalinfanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen ver-
25 sammelten Kriegsrat in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktieren; mit den
30 Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeuren erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Colloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladungen an sie dringend wiederholen, einstweilen aber,
35 in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen stolzen, tapferen, auf seine

Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Ver- 5 führer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungs- kraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines recht- 10 mäßigen Throns, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Untertans für den geborenen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund 15 nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er — das ge- wöhnliche Los starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallen- stein sah nichts als eine gegen den Hof teils gleichgültige, 20 teils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm als ihrem Gesetzgeber und Richter zu beben, seine Be- fehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, 25 womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmä- hungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Solda- teska sich erlaubte und die wilde Lizenz des Lagers ent- schuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die 30 Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr ver- achteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl 35 seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Be- rauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen

Größe, ohne zu unterscheiden, wieviel er sich selbst, und wieviel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an
5 die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vorteils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.
10 Der Feldmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen; und
15 durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn und über den Undank, womit der Kaiser
20 sie zu belohnen pflege. Spanischer Einfluß, behauptete er, leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden und deswegen den tödlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. „Ihn vom Kommando zu
25 entfernen oder ganz und gar wegzuräumen," fuhr er fort, „war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von beiden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando
30 in die Hände zu spielen, bloß damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den Kar-
35 dinalinfanten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regenburgs in der feindlichen Jahreszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während daß sich die Jesuiten und

Minister mit dem Schweiß der Provinzen bereichern und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienste, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hause Österreich ge- 5 leistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichtümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freien Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man 10 es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. „Dies ist es," fuhr der Redner fort, „was er den Obersten durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es ratsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufge- 15 wendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat."

Ein allgemeines Geschrei, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vor- 20 nehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer 25 Gegengefälligkeit von der ihrigen wert. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeure nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen und 30 für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräter gelten und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „Solange Wallenstein die Armee 35 zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde", entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Kommandeure trug Bedenken, einem so unschuldig schei-

nenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall Illo ausdrücklich
5 in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirt tat das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur
10 Unterzeichnung. Die mehresten malten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige wenige, welche neugieriger oder mißtrauischer waren, durchliefen das Blatt noch einmal und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „Solange Wallenstein die Armee
15 zum Besten des Kaisers gebrauchen würde", hinweggelassen sei. Illo nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem anderen ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Picco-
20 lomini, der den ganzen Betrug durchschaute und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte teilnahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers aufbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf und erklärte alle für meineidige Schelmen,
25 die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Illos Beredsamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

30 Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeure riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die mehrsten Namen so unleserlich gekritzelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter
35 vermuten mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeure

am folgenden Morgen zu sich und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre 5 gestrige Widersetzlichkeit und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sei, sein Versprechen zurückzunehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obersten, erschienen aber, nach einer kurzen Beratschlagung im Vorzimmer, aufs neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen 10 und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung und 15 trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloß Frauenberg liegen. Gallas 20 fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf einmal in die schrecklichste Gewißheit. Ähnliche Entdeckungen, welche man zugleich an 25 anderen Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandantenstellen in Schlesien und Österreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hilfe mußte schnell sein. Dennoch wollte man nicht mit 30 Vollziehung des Urteils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch sein möchte, 35 zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken sein, so

fordere die öffentliche Gefahr, sie tot oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den 5 Verräter entlassen und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt sein würde, an den Generalleutnant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänz- 10 liche Amnestie über alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zumute bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug — 15 in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenstein das Geheimnis seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so 20 war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Kommandeure waren ungewiß, und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal getanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoff- 25 nungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagestück, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam 30 zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden und mit allem, was äußere Majestät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, 35 die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes

zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Mutigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverrats diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte. 5

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehnlichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu besprechen. Da das lange Außenbleiben des letzteren schon anfing, Verdacht bei dem 10 Herzog zu erregen, so erbot sich Gallas, sich in eigener Person nach Frauenberg zu verfügen und Altringern, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. Wallenstein nahm diesen Beweis seines Eifers mit so großem Wohlgefallen auf, daß er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Froh 15 über die gelungene List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallensteins Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht, von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, 20 als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Oberösterreich, wo man von der Nähe des Herzog Bernhards von Weimar die größte 25 Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweis und Tabor aufs neue für den Kaiser besetzt und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräters schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, 30 so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubnis aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes 35 erklärbar, der sein Urteil über eine Person nie zurücknahm und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem

eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiele des Gallas folgte und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen, zurückzukehren; dieses tat er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog 5 in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu verteidigen. Zugleich kündigt sich Gallas allen zerstreuten Armeen Österreichs als den einzigen Chef an, 10 von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lägern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräter entbinden.

15 Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräters, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini sich nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallensteins Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. 20 Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolominis Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man inskünftige keiner Order zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und 25 Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Österreich herstürzen. 30 Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treuge- 35 bliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die

Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes tat, verraten von allen, 5 auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Bei- 10 stands der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem Oxenstierna und Arnheim seinen ernstlichen Vorsatz und seine Not erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen 15 und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsischer Seite sollte ihm Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog Bernhard und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld sechstausend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenstein verließ Pilsen mit dem Terzky- 20 schen Regiment und den wenigen, die ihm treu geblieben waren oder sich doch stellten, es zu sein, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu sein und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urteil nicht bekannt, das ihn 25 als einen öffentlichen Feind und Verräter erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schaffgotsch in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, daß viele, selbst von denen, die längst von ihm 30 abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wieder auflebenden Glückes zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Mut gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. 35 Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubnis ausbat, ihm einen Rat zu erteilen. „Beim Kaiser", fing er an, „sind Eure fürstliche

Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimierter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person be-
5 dienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig sein, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal tun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist." — „Und wie ist da noch zu helfen?" fiel der Herzog ihm ins
10 Wort. — „Sie haben," erwiderte jener, „vierzigtausend Armierte (Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß getan, die Treue
15 der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seien Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie
20 jeden zum Verräter machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie mit den vierzigtausend Armierten gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden." — „Der Vorschlag ist gut," antwortete Wallenstein nach einigem
25 Nachdenken, „aber der Teufel traue!"

Indem der Herzog von Eger aus die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende
30 machte. Der kaiserliche Urteilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, namens Leßley, mit vorzüg-
35 licher Gunst beehrt und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurteil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser

Leßley im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obersten Buttler, und dem Oberstleutnant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßley fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verräterei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohltäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet voneinander mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimnis umhüllt dieses schwarze Komplott, und Wallenstein, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treuesten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urteil enthalten und in allen Lägern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterliche, verlassene Lage, die Notwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßley ergießt sich der ganze Unmut seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimnis. Er entdeckt diesem Offizier seinen Entschluß, Eger und Elbogen, als die Pässe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßley seinen Mitver-

schwornen aufs schleunigste mitteilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in 5 Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvorzukommen, beschließen sie, ihn samt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die Tat bei einem Gastmahle vollzogen wer- 10 den, welches der Oberste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die anderen aber 15 beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen 20 pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttlerische Dragoner verborgen, die 25 auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräter niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen 30 Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Übermut, daß in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja", fiel Neumann ein; und dann hoffte er, seine Hände 35 in der Österreicher Blut zu waschen. Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßley das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Torschlüssel zu sich. Auf einmal füllt sich der

Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße „Vivat Ferdinandus!“ hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu verteidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verräterei unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde tot dahingestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter Tat eilte Leßley nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßtor ihn außer Atem daher rennen sahen, feuerten sie in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßleys schnelle Gegenwart war nötig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, sowie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu sein und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Tore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hilfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Beratschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greueltat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräters. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber", sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es", sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. „Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden," fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben!" Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus und ein gehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den

Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. „Freund,“ ruft Deverour ihn an, „jetzt ist es Zeit, zu lärmen!“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Türe, die auch von innen verriegelt ist, und 5 sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgepocht worden und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden 10 Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die soeben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deverour mit seinen Mordgehilfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, 15 wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm,“ schreit Deverour ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige Augen- 20 blicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Überraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen. 25

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Lakai wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz 30 Albert überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen 35 zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Träne und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen; zugleich

aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein in einem Alter von fünfzig Jahren sein tatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewunderswert, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des *Herrschers* und *Helden*, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des *Menschen*, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. *Furcht* war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr in mittleren und neueren Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten mit Verschwendung, weil er den *Gehorsam* höher als den *Gegenstand* schätzte. Einsmals ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rote Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Übertreter des Gesetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine

Einwendung stattfand: „Laß die Bestie hängen!“ zum Galgen verdammte. Der Soldat beteuert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig,“ sagte der Unmenschliche; „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wütend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog, „es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurteile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verräterei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Tatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermutungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Taten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden;

die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Bayern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Taten berechtigt uns, ihn der Verräterei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Not und Verzweiflung ihn antreiben, das Urteil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urteil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Toten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Fünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus notwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hilfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Tore. Donauwörth betrifft bald darauf

ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwa-
ben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der
schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freund-
schaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so
entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal 5
derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es
gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundes-
genossen in der Not zu verlassen und der Rachsucht eines
unversöhnlichen Siegers preiszugeben. Durch diese Gründe
bewogen, setzt sich die schwedische Armee unter der An- 10
führung Horns und Bernhards von Weimar nach Nördlingen
in Bewegung, entschlossen, auch wenn es eine Schlacht kosten
sollte, diese Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des
Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die 15
Klugheit riet um so mehr an, unter diesen Umständen nicht
zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit
trennen mußte und die Bestimmung der italienischen Truppen
sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine
solche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem 20
Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe
machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrate geltend;
aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Ge-
mütern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den
Ratschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu 25
vernehmen glaubten. Von dem höheren Ansehen Herzog
Bernhards überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen
zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang
ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung 30
einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager be-
herrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu er-
steigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des
Geschützes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der
Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde 35
davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt und
durch starke Schanzen verteidigt. Man erwartete also den
Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die un-

gestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandierten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten
5 in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegeneinander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und
10 die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder
15 Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmütige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachteil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des
20 feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gehilfen decken und den nachsetzenden Feind aufhalten zu
25 können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die Hornischen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen;
30 mehr als zwölftausend Mann bleiben tot auf dem Walplatze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst gerät nebst drei anderen Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige
35 schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß

war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Überlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen 5 Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermütigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg besonders wurde von der 10 siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronnschen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hilflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwä- 15 cheren Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung und ermunterte sie zu dem tätigsten Widerstande. 20

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rat und Hilfe bei Oxenstierna; Oxenstierna suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. Oxenstierna wendet sich an den Kurfürsten von 25 Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu traktieren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beistand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von 30 Lüneburg, anstatt dem obern Deutschland zu Hilfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliierten hilflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen ange- 35 sprochen, und von der äußersten Not getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen saueren Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegenblickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem anderen Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die
5 Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Notfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Anteil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem teuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den
10 politischen Schauplatz. Schon hatte Oxenstierna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene
15 Gesandschaft ab, das Elsaß, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bistümern Metz, Tull und Verdun gesehen,
20 welche Frankreich schon seit Jahrhunderten, selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigentümer, beschützte. Das Triersche Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch
25 eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläuftigen Besitzungen zu schlagen und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande teilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze
30 gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose, habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte und, indem sie mit frecher Stirne die ehrenvolle Benennung einer
35 Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Zessionen machte Frankreich sich an-

heischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Österreich agieren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Kurfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugtuung abschlug und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu sein, wobei weniger Vorteile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Kardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag als selbst die Nördlinger Niederlage war für die Schweden die Aussöhnung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte und im Mai des darauffolgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Kurfürst von Sachsen die Anmaßungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem Deutschen Reiche Gesetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenstierna an die

deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufs kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen anderen zu seinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Untertanen häuften, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Österreich gewonnen, ließ endlich der Kurfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Los seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vorteile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte und auch der nachteiligste noch immer für eine Wohltat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Überfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigentum des Bürgers verschlangen und die Freiheiten des Krieges, die Lizenz ihres Standes und die Vorrechte der Not mit dem grausamsten Mutwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn

andere durch Winterquartiere verarmten oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zuteil, die eine Besatzung in 5 ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußtapfen des Besiegten trat und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die 10 Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daherstürmten, hatten Hunger und Teuerung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, 15 Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der andern brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der 20 Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Zepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Mutwillen zu ehrwürdig, kein fremdes 25 Eigentum der Not und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen), der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere 30 Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Verteidigern. 35 Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten und die Drangsale des

Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im Deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle seine Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür soviel Blut vergossen, wenn alles blieb wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? Wenn man alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerter, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? Und an einem vorteilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde wie im Kabinett, standhaft zusammenhielten und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Anteil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Übel fügte der Kurfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Österreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem

harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine großen Taten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmut des Kaisers zunutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte; der Kaiser hingegen gab: und so bedurfte es keiner langen Überlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte. 10

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und teil daran zu nehmen, obgleich Kursachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem willkürlichen Tribunale entschieden und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabei so sehr interessierten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgesetz sein, als ein solches bekannt gemacht und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so mußte er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkür; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt. 30

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Kursachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlaßt; also mußte man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre,

jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl fried-
5 lich und gesetzmäßig darüber verfügen und, wenn es auch dann zu keinem Endurteil käme, jeder Teil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspen-
10 dierte nur auf eine Zeitlang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wil-
15 helm. Von dem magdeburgischen Gebiet werden vier Ämter abgerissen und an Kursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land
20 zurück, das sie glücklicherweise längst schon durch Gustav Adolfs Großmut besitzen; Donauwörth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichsteile war, diese Kurstimme nicht zu verlieren, gänzlich un-
25 berührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformierten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege voneinander erobert haben, wird zurückgegeben; alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zu-
30 geeignet, wird ihnen mit gesamter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahierenden Teile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

35 Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu tun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Kurfürsten von Sachsen die

Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesiens noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen und unter dieser Bedingung der 5 Amnestie teilhaftig gemacht; bloß die Fürsten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Untertanen Österreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter 10 Oxenstiernas Direktion den Rat der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl, um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr, um ihnen den notwendig gewordenen Frieden desto teurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis die völlige An- 15 nahme des Friedens erfolgt, bis alles herausgegeben und alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt sein würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformierten und Luthe- 20 ranern zurückgeführt, und verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersetzungsgeist und erleichterte es den 25 Schweden, das Feuer des Krieges zu nähren und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Über dem Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, 30 hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte man der Kirche 35 von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verräterei

an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber niemand wurde bitterer getadelt als der Kurfürst von Sachsen, den man
5 als einen treulosen Überläufer, als einen Verräter der Religion und Reichsfreiheit und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Teil der evangelischen Stände seinen Frieden not-
10 gezwungen annahm. Der Kurfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bei. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeit-
15 lang unschlüssig, oder stellte sich vielleicht nur, es zu sein, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westfalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog und welche alle er
20 nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch bloß auf dem Papier existierten, kam nicht als kriegführende Macht, desto mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders
25 als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichtum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

30 Aber unter allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Retter der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die
35 sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Plänen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches

sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugtuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Äquivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager 5 Frieden mit keiner Silbe gedacht worden. Nackter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Kurfürst von Sachsen ein Wort von einer 10 Genugtuung fallen, die in Geld bestehen und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Kurfürsten von 15 Bayern und Sachsen", antwortete Oxenstierna, „ließen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen, und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von 20 drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen?" Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogtum Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Sukzession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land 25 wurde in dem Prager Frieden dem Kurfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die 30 Schweden gestanden als in diesem 1635. Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliierten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Partei, um der Wohltat des Friedens teilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers 35 dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Österreicher verloren. Der Heilbronnische Bund

wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts,
5 Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräten, die darin niedergelegt waren, von den Österreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Tätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte
10 gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem Deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bei weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehr-
15 geiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen und bei den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar
20 zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hilfsmitteln unerschöpfliche Geist Oxenstiernas entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtig-
25 keiten, die ihn trafen, zu seinem Vorteile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines großen Teils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner
30 Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über
35 den Frieden zu traktieren), entzündete in ihm den Mut der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis aufs Äußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war;

und wenn man das Deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu tun und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich 5 durch die Desertion ihrer Alliierten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegeneilte. Das Interesse beider Kronen war aufs engste aneinander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden 10 in Deutschland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hilflose Lage der letzteren war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen tätigeren Anteil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschließung des Allianztraktats mit den Schweden zu 15 Bärwalde im Jahre 1631 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen Gustav Adolfs befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhilfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Geschäftigkeit, die Zahl der letzteren zu vermehren. Aber, beunruhigt von 20 dem unerwartet schnellen und außerordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen ersten Zweck eine Zeitlang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzustellen, das durch die Überlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichs- 25 fürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen und war schon im Begriff, da diese Versuche mißlangen, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht sobald aber hatte Gustav Adolfs Tod und die Hilflosigkeit der Schweden diese Furcht zerstreut, als es mit frischem 30 Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerstande, den Gustav Adolfs Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrößerungsentwürfen entgegensetzten, ergreift es den gün- 35 stigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Krieges zuzueignen und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Gesetze vorzuschrei-

ben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Schimäre war, läßt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege
5 seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privatzwecke sichergestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während daß sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es
10 seine Kräfte geschont und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Tätigkeit rufen, greift es zum Schwert und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere
15 kreuzen und schickt sechs verschiedene Heere aus, während daß es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor und getrauen sich, mit dem Schwert
20 in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Pragischen zu erfechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versöhnen, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Not seinen Beistand verdoppelt, an dem deutschen Krieg immer größeren, wie-
25 wohl noch immer versteckten Anteil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft und den Kaiser unmittelbar unter seinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Österreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von
30 dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Avaux, seinen Gesandten, brachte es beide Teile dahin, daß zu Stuhmsdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beinahe das ganze
35 polnische Preußen, Gustav Adolfs teuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Bärwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nötig machten, anfangs zu Compiegne, dann zu Wis-

mar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahres 1635 gebrochen und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen 5 Wilhelms von Kassel und Herzog Bernhards von Weimar, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit und nötigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu teilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser 10 hatte durch den Pragischen Frieden zwar seine Gegner im Deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Tätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum 15 Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinands III. zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von seiten Triers und 20 der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zustande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden 25 von jetzt an mit ihren deutschen Alliierten eine eigene, festgeschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Dasein fechten. Sie handeln 30 rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überhoben sind, bei ihren deutschen Alliierten herumzufragen und Rechenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Taten der Tapferkeit und der Kriegskunst ge- 35 schehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen

haben und an dem Laufe des Krieges nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pragische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen also an, und der Kurfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle sächsische Untertanen von der Banérischen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Offiziere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Aufforderung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich Banér eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den sächsischen General Baudissin mit siebentausend Mann aufs Haupt, daß gegen tausend blieben und ebensoviel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in Polnisch-Preußen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stuhmsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger am folgenden 1636. Jahre in das Kurfürstentum Sachsen ein, wo er seinem alten Hasse gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Übermut der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Kurfürsten aufs äußerste gereizt, ließen sie die unglücklichen Untertanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Österreicher und Bayern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathaß und mit persönlicher Wut, weil er sie als Ab-

trünnige und Verräter verabscheute, weil der Haß zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westfalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Kurfürstentum von Banérs streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Kurfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld an sich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banér umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene Banér die alliierte Armee am 24. September 1636 bei Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banér selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich Banér der Übermacht der Feinde zu weichen genötigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Kurfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davongemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliierten waren auf der Walstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden oder dem ergrimmten Landmann in die

Hände fielen. Hundertundfünfzig Standarten und Fahnen, dreiundzwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Kurfürsten mitgerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser 5 glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vorteilhaft postierten Feind erfochten, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Mut zu schöpfen. Banér benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe 10 und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westfalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Tätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein 15 verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden sein, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf 20 ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außerstand gesetzt, die Armee zu unterhalten und große Taten an ihrer Spitze zu tun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogtum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle 25 Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte und sich bereitwillig dazu 30 finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern und sich selbst unter fremden Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden 35 ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs genaueste in Frankreichs Interesse zog und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer

fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich und schloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandieren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten — eine Großmut, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Notfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt kommandierte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Kardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet und sie auch glücklich bis Metz zurückgescheucht, den Rheinstrom befreit und die von den Schweden besetzten Städte Mainz und Frankental erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den tätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genötigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurückzuführen. Bei Eröffnung des Feldzuges im folgenden Jahre

passierte er zwar bei Breisach den Rhein und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum zweitenmal mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem tätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Tätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bistum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahreszeit nichts weniger als einen Angriff vermutete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Sakkingen werden durch Überfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort kommandierende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hilfe, entsetzt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuten erscheint dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Gesichte der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale Savelli,

Johann von Werth, Enkevoert und Sperreuter nebst zweitausend Mann zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, von Werth und von Enkevoert, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen 5 zu schmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Prozession in die Kirche de Notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen und 10 dem Heiligtum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und sowie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung 15 Breisach am Oberrhein wurde als die Beherrscherin dieses Stromes und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breisach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen 20 Armee unter Feria gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vorteil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandierten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute 25 seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrat zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. 30 Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Götz näherte sich daher aufs eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreitausend Proviant- 35 wagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bei Wittenweier angegriffen, verlor er sein ganzes Korps, bis auf dreitausend Mann, und die

ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Götz zu Breisachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnot geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7. Dezember 1638 ihrem ebenso menschlichen als beharrlichen Sieger.

Breisachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloses Feld, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vorteil zu begeben, bestimmt er Breisach für sich selbst und kündigt diesen Entschluß schon in der Huldigung an, die er, ohne einer anderen Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Überwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauscht und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an sich selbst genug zu sein und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden wie Bernhard erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegenging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Witwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von ebensoviel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstentum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat und ihre beiderseitigen Armeen in eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden,

die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurfe machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Pater Joseph, Breisach ist unser!" schrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur 5 Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle österreichische Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard getan hatte. Der ernstliche Entschluß des letzteren, Breisach für 10 sich zu behalten, den er auf eine sehr unzweideutige Art zu erkennen gab, stürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu sein, womit man dort 15 das Andenken seiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man tat ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Mißheirat zu entehren. Jetzt fing 20 man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Breisach und seine vornehmsten Offiziere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner 25 Truppen zu setzen. Dem letzteren blieben diese Ränke kein Geheimnis, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachteiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. 30 Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nötigten ihn, seine Kriegsmacht zu teilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu 35 gehen, den Schweden Luft zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agieren. Schon hatte er Banérn, der im Begriff war, den Krieg in die

österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639) im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Äußerungen des Sterbenden und die Vorteile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sei hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliierten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolf besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolfs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Mut des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hindernis konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Mut besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer *seiner* Art stehen unter anderen Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wonach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Pläne entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er, nebst dem Elsaß, seinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben dieser Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Namen dieser Krone geworben war und ihr ge- 5 huldigt hatte; dieses, weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Kurprinz von der Pfalz trachtete nach dem Besitz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen, und versuchte anfangs durch seine Agenten und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse 10 zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam und die Tapferkeit, wie jede andere Ware, dem Meistbietenden 15 feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breisachs, und die übrigen Ober- häupter, die ihm Breisach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in 20 den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser getan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnenerweise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürch- 25 tete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulins gegen alles Völker- recht anhalten und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der weimarischen Truppen berichtigt war. So sahe sich Frankreich nun im Besitz einer beträcht- 30 lichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand II., gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufstand; diesen hatte schon 35 im Februar 1637, im neunundfünfzigsten Jahre seines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte

er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, solang er das Reichszepter führte, die Wohltat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden
5 geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohltätige Bestimmung verfehlen und den Freund der Gerechtig-
10 keit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswert, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen
15 Untertanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand II. gewesen, und doch hat nur einer einen Dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses einzigen mußte unglücklicherweise gerade mit einem
20 solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet sein sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz
25 des einzelnen erstickt: jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgetürmtes, lange gesammeltes Brenngeräte, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand III., wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben,
30 erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand III. hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen und das Bedürfnis des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern und billiger gegen fremde
35 Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem elfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller

Widerstand fruchtlos war und die zwingende Not ihm ihr hartes Gesetz diktierte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banérs kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet und den Feldzug des 1637. Jahres mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der kurfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Banér, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurückziehen. Aber die Überlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banér hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postiert, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banér entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Buchheim bewacht, keinen Übergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warthe und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphierten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banérs gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Untätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze

Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst," brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen
5 Frankreich fechten, so werden wir nicht soviel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passieren." Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet. Entschluß und Tat forderte die dringende Not. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinwegzulocken, stellte sich
10 Banér, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Teil der Bagage auf diesem Wege voran und ließ seine Gemahlin samt den übrigen Offiziersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, ihm diesen Paß
15 zu versperren, auch Buchheim verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banér in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück und setzt seine Truppen, samt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei
20 Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte er Pommern, in dessen Verteidigung er und Hermann Wrangel sich teilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, dringen bei Tribsees in dieses Herzogtum und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Usedom und Wolgast werden
25 mit Sturm, Demmin mit Akkord erobert und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurückgedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogislaw XIV. in eben diesem Jahre stirbt und das schwedische Reich seine Ansprüche auf
30 Pommern geltend machen soll. Um den Kurfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogtum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an und unterstützt seine Generale aufs
35 nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in anderen Gegenden des Reiches gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Un

tätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliierten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die 5 österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besiegt, öffnete dem bayerischen General von Werth seine Tore, und die Österreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich 10 hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger 15 Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Krieges ein schneller Umschwung gegeben. 20

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vorteilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfin Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben 25 Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, 30 um sich laut und tätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Untätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündnis mit Frankreich geschlossen war und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Pro- 35 testanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Kurprinzen von der

Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin und vereinigte sich in Westfalen mit
5 schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Vlotho geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beschäftigt und den Schweden in anderen Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer
10 anderen Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vorteil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vorteilen begünstigt und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und
15 Livland verstärkt, eröffnete Banér voll guter Hoffnungen im Jahre 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtenteils ihren Posten oder liefen scharenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in
20 diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banér, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen
25 Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm und dann erst durch das halberstädtische Gebiet in Kursachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nötigen Proviant,
30 daß er für seine Armee in Magdeburg Brot hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet.
35 Bernhards Siege erhoben seinen Mut, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Österreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Elsterberg geschlagen, die sächsische Armee bei Chemnitz zugrunde

gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leitmeritz, schlug den General von Hofkirch mit zehn Regimentern und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unverteidigte Königreich. 5 Beute war alles, was sich fortschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und nicht geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Ähren von den Halmen und verderbte den Überrest. Über tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, 10 und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus tat er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Österreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westfalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. 15 Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers Gallas wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, 20 und der Feldzug des 1640. Jahres schien für die Schweden eine sehr nachteilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das meißnische Gebirge. Aber auch 25 durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt und bei Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie ebenso schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs neue zu erheben und so 30 mit beständigem raschem Wechsel von einem Äußersten zum andern zu eilen. Banérs geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden und führen ihm jetzt die nämlichen Trup- 35 pen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Hessen schickt Hilfe, und der Herzog von Longueville stößt mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen

Fahnen. Den Kaiserlichen aufs neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banér bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden.
5 Als endlich die Bayern sich von den Kaiserlichen trennen und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banér auf dieses getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayrischen Anführers von Mercy und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide
10 Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich, nicht weit voneinander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstrich verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber
15 überflügelt von Banérn, muß er sie den Schweden einräumen und die fränkischen Bistümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Be-
20 ruhigung des Reiches gearbeitet und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Kurfürstenrate, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen
25 zum Vorteil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentiert worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Österreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Teil, und in ihren Augen konnte
30 es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder auseinander zu scheuchen.

Banér entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden Tat, um seinen
35 vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Be-

gleitet von dem Marschall von Guébriant, der die französische und weimarische Armee kommandierte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland seinen Marsch nach der Donau und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandten zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die anderen. Zum Unglück der Schweden fiel Tauwetter ein, daß die Donau aufging und weder trockenen Fußes, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passiert werden konnte. Um doch etwas getan zu haben und den Stolz des Deutschen Kaisers zu kränken, beging Banér die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unverteidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guébriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sei, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch außerstand gesetzt habe, etwas Eignes zu unternehmen. Er trennte sich also von Banérn, um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sah sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht bloßgestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Stille versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banér den Vorsprung ge-

winnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem näheren Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vorteil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bei dem
5 Passe zu Priesnitz zuvorkam und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich Guébriant wieder mit dem Banérischen Heer, und beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu verteidigen und den Österreichern den Übergang zu ver-
10 wehren.

Zu Halberstadt fand endlich Banér (im Mai 1641) das Ziel seiner Taten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getötet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen
15 der schwedischen Waffen in Deutschland und zeigte sich durch eine Kette von Siegestaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst wert. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnisvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück und nie
20 mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutz nimmt. Ebenso gebieterisch im Umgang als vor der Front seines Heers, rauh wie sein
25 Gewerbe und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Übermut, als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Übermaße trieb und end-
30 lich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomed II., stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen
35 achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den

Schweden bald aufs empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen sein würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Offiziere fordern mit furchtbarer 5 Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Banérn in das Kommando teilen, besitzt Ansehen genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft, der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben 10 vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzog Georgs sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen 15 von ihnen ab, um in Westfalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und obgleich in zwei Aktionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neuernannte schwedische Genera- 20 lissimus mit frischem Geld und Soldaten. Leonhard Torstensson war es, ein Zögling Gustav Adolfs und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner 25 durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichste aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Not gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man 30 bisher gestritten hatte, und in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Österreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensson verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Österreichs und 35 wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vorteile über den schwedischen Anführer Stalhandske erfochten und ihn

nach der Neumark gejagt. Torstensson, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich und brach im Jahre 1642 durch Brandenburg, das unter dem Großen Kurfürsten angefangen hatte,
5 eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene
10 Schlesien, erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Österreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatten Piccolomini und Erzherzog Leopold eine über-
15 legene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Wrangeln verstärkt, wagte er sich zwar aufs neue dem überlegenen Feind entgegen und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind
20 zum Schlagen bringen noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passierte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit
25 einer Belagerung und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrat an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Picco-
30 lomini über Dresden zum Entsatz herbei, und Torstensson, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen,
35 den Gustav Adolf elf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale

Stalhandske und Wittenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Österreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein 5 ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hilfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Teile stand einer Mauer gleich und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die 10 Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Äußerstes getan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der erste beim Angriff und der letzte auf der Flucht. 15 Über dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Slange und Liljehoek, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünftausend auf dem Platze, und beinahe ebenso viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechsundvierzig Kanonen, 20 das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstensson, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. 25 Erzherzog Leopold konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rakonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner 30 Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Offiziere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurteilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die 35 Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Warenlager darin hatten, mit Taxen

beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torstensson rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Mut der Belagerten zu ermüden. 5 Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nötigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurückzuziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freiwillig beraubte, zu ent- 10 behren genötigt ward und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreitausend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durch- 15 flog dieses Königreich und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bei Tobitschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen und ließ bis an die Brücken von Wien seine Scharen streifen. 20 Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Verteidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Über dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen tätigen Widerstand und ließ 25 die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Leonhard Torstensson durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliierten in andern Teilen des Reichs nicht untätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem 30 Grafen von Eberstein und dem Marschall von Guébriant waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Kurfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld herbei und versammelte seine eigenen Truppen unter 35 dem General Lamboy. Diesen griffen die Alliierten (im Jänner 1642) bei Kempen an und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitausend blieben und noch einmal soviel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg

öffnete ihnen das ganze Kurfürstentum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Quartiere darin behaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guébriant überließ den hessischen Völkern, ihre Er- 5 oberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu verteidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstenssons Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon 10 weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preisgegeben, ohne Obdach umher und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampieren, bis er im 15 Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde und beschäftigte in Schwaben das bayrische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen 20 Feind in das Elsaß zurückgedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals Richelieu, der im November des Jahres 1642 erfolgt war, und der Thron- und Minister- wechsel, den das Absterben Ludwigs XIII. im Mai 1643 nach 25 sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutschen Krieg abgezogen und diese Untätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vor- gängers mit erneuertem Eifer, wie teuer auch der französische 30 Untertan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien ge- brauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte 35 Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sei. Er schickte dem Feldmarschall von Guébriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung

ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enghien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen.
5 Jetzt fühlte sich Guébriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rottweil, wo ihm ein bayrisches Magazin in die Hände fiel.
10 Aber dieser Platz wurde teurer bezahlt, als er wert war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guébriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.
15 Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind
20 eine große Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins und in einer so großen Nähe von Bayern zu hindern und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien. Die Kaiserlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden sich mit der bayrischen Macht, welche Mercy befehligt, und
25 auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogtum findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dörfern aufzuschlagen,
30 d. i. sie unvermutet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und notwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Platze, da der französische Soldat, in der-
35 gleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hegte und durch die Strenge der Jahreszeit sich gegen jede Überraschung für hinlänglich gesichert hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art

Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zustande.

Man tat den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet 5 werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24. des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angesichte von Tuttlingen halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird, sowie das naheliegende Schloß Honberg, 10 ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die 15 Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zusammengehauen oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend bleiben, siebentausend geben sich mit fünfundzwanzig Stabsoffizieren 20 und neunzig Kapitäns gefangen. Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ohngefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert 25 Jahre später bei Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldentaten eines Turenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit 30 bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungeteilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen ver- 35 mehrt worden war. Torstensson hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft ver-

änderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bei Torgau
5 eine Brücke über die Elbe schlagen und sprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passieren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte,
10 daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König Christian IV. bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse,
15 die er der schwedischen Schiffahrt im Sund entgegensetzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen
20 Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Mut der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich
25 durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich soweit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brot zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vorteil der Winterquartiere stritt
30 und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des Deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an allem diesem hatte Holstein Überfluß. Gewann man auch weiter
35 nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz rekrutierte, Pferde und Soldaten sättigte und die Reiterei besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches wert. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedens-

geschäftes alles darauf an, den nachteiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern und, da es auf Bestimmung einer Genugtuung ankam, die Zahl 5 seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm 10 das Geheimnis so gut, daß die dänischen Minister nicht das geringste davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimnis gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstensson stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnte. Durch keinen Widerstand 15 aufgehalten, ergießen sich die schwedischen Truppen wie eine Überschwemmung durch dieses Herzogtum und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rendsburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stür- 20 mische Jahreszeit verhindert die Anführer, den Kleinen Belt zu passieren und den Krieg selbst nach Fünen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei Fehmarn, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der 25 weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zu Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß 30 Christian IV. im Jahre 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch 35 die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt

des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen aufs neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogtum, eroberte Kiel und hoffte, nach der Vereinigung mit den
5 Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn Christians IV., beschäftigt und der letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachsen gezogen.
10 Aber Torstensson drang durch den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem Gallas entgegen und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstensson passierte die Saale und nahm
15 eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete den größten Teil der Armee zugrunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche
20 nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von Torstensson bei Jüterbog eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tausend
25 Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sei, eine Armee zu ruinieren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den Frieden und erhielt ihn zu Brömsebro im Jahre 1645 unter harten Bedingungen.

30 Torstensson verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lilje, Kursachsen ängstigte und Königsmark ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechzehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein und suchte nun den Krieg
35 aufs neue in die Erbstaaten Österreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Mut seiner Völker zu entflammen und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen

Befehlshabern an Übereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegesszenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte Hatzfeld die ganze österreichische und bayrische Macht und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider seinen Rat und Willen dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Überlegenheit der Kaiserlichen schreckte Torstensson nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der ligistische General von Götz in eine sehr unvorteilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Teil seiner Völker erschlagen und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wütenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Österreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld selbst mußte sich mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Jankau öffnete auf einmal dem Feind alle österreichische Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Verteidigung dieser Stadt zu sorgen und sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Österreich wie eine Wasserflut herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, er-

stiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des Deutschen
5 Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstrom rückwärts zu seinem Anfang, und der Knall des schwedischen Geschützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor siebenundzwanzig Jahren in die Kaisersburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch die-
10 selben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger Rakoczy von Torstensson zum Beistand herbei gerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täg-lich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden.
15 Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquar-tierungen in seinem Lande aufs Äußerste gebracht, hilflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schwe-
20 den zu schließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Toren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen
25 werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frank-reich verstärkt, die der große und jetzt schon durch seine Siege
30 in Italien verherrlichte Turenne dem Herzog von Enghien zuführte, erschienen sie am 3. August 1644 vor Freiburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte und mit seiner ganzen, aufs beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftig-
35 keit der Bayern, und der Herzog von Enghien mußte sich zum Rückzug entschließen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Mazarin vergoß Tränen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den

Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris“, hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion getötet hat.“ Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Bayern so sehr entkräftet, daß sie, weit entfernt, das bedrängte Österreich zu entsetzen, nicht 5 einmal die Rheinufer verteidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Österreich und Mähren am Anfang des Krieges 10 gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torstensson. Rakoczy war zwar mit seinen Völkern, fünfundzwanzigtausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisziplinierten und rohen Scharen verwüsteten nur das Land 15 und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstenssons durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Untertan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den Rakoczy wie Bethlen Gaborn ins Feld rief, 20 und beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde. 25

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs äußerste geschwächt. Torstensson, der selbst dabei kommandierte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriffe gleich, und Verzweiflung 30 erhöhte den Mut des Kommandanten de Souches, eines schwedischen Überläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wut der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen, verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Sieben- 35 bürgers nötigte endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr

geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Österreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen
5 Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letzteren noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General Buchheim bezwungen, daß die österreichische Grenze in dem folgenden
10 Jahre wieder völlig von Feinden gereinigt war und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlesien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück und durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der
15 Erfolg der Torstenssonischen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partei die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genötigt, der Kaiser bei dem Friedenskongresse nachgiebiger,
20 Frankreich gefälliger und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht so glänzend entledigt, trat der Urheber dieser Vorteile, mit Lorbeern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Lin-
25 derung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sah sich der Kaiser nach Torstenssons Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. Turenne,
30 der sich von Condé getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahre 1645 unweit Mergentheim von Mercy aufs Haupt geschlagen worden, und die siegenden Bayern drangen unter ihrem tapferen Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enghien eilte sogleich mit einem beträcht-
35 lichen Sukkurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äußerste Schwaben zurück gedrückt. Bei dem Dorf Allersheim unweit

Nördlingen hielten sie endlich stand, die Grenze von Bayern zu verteidigen. Aber der ungestüme Mut des Herzogs von Enghien ließ sich durch kein Hindernis schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen, und eine große Schlacht geschah, die der heldenmütige Widerstand der Bayern 5 zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Turennes Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vorteil der Alliierten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs 10 und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte Leopold kaiserliche Hilfsvölker zu, daß Turenne aufs eilfertigste nach dem Rhein zurückfliehen mußte. 15

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind, seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Gustav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banérs und Torstensons, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die außer Königsmarks fliegen- 20 dem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen ohngefähr noch achttausend Pferde und fünfzehntausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog Leopold seine vierundzwanzigtausend Mann starke Macht durch zwölf bayrische Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt 25 hatte, ging er auf Wrangeln los und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm stieße oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da 30 wendete er sich nach Hessen, um sich mit Turenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an sich. Aber Turenne, gefesselt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Übermut Schwedens gern eine Grenze gesetzt sah, 35 entschuldigte sich mit dem dringendern Bedürfnis, die niederländischen Grenzen des französischen Reichs zu verteidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahr

unterlassen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Österreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich Turenne die gewünschte Erlaubnis, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Turenne verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptiert, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstenssonischen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolf entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallensteinische Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußtapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Gustav Adolf, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe still zu stehen und seine Völker zurückzuführen. Was diesen beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayrischen Völker weit hinter ihm an der Lahn standen und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Korps Bayern bei Donauwörth und

passierte diesen Strom, sowie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aufs neue, um den Krieg von den bayrischen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passieren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unverteidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat belohnte sich durch die schrecklichsten Gewalttaten, Räubereien und Erpressungen für die überstandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-bayrischen Völker, welche endlich bei Tierhaupten den Übergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganzen Kriege zum erstenmal, wankte der standhafte Mut Maximilians, der achtundzwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschüttert geblieben. Ferdinand II., sein Gespiele zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohltäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Kurfürsten an Österreichs Interesse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das S t a a t s i n t e r e s s e konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken ließ, um ihn von der österreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Absicht hatte Mazarin seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern sollte alle Schrecknisse des Krieges erleiden, damit endlich Not und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians besiegten und der Kaiser den ersten und letzten seiner Alliierten ver-

löre. Brandenburg hatte unter seinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachsen aus Not ergreifen müssen; den Spaniern untersagte der französische Krieg jeden Anteil an dem deutschen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Kurfürsten von Bayern von dem österreichischen Bündnis loszureißen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand III. erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Kurfürsten von Bayern die nachteilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegenständen, und daß bloß spanischer Einfluß den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären; Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfälzische Kur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu Gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zugrunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reißen, seinem Volke die so nötige Erholung verschaffen und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verschwand, und von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu tun, wenn er auch ihn der Wohltat des Waffenstillstandes teilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputierten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstandes in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Kongreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vorteile waren und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu ge-

winnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongreß verließen, und um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Kurfürsten von Bayern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So teuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Schwaben und Franken auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliierten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Köln und Hessen-Kassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Traktats, am 14. März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Bayern und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogtum Württemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze trotzte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrat darin erwarten ließ, und der Vorteil, einen Paß gegen Tirol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechstausend an der Zahl, den Paß zu verteidigen strebten. Unterdes hatte sich Turenne, der getroffenen Übereinkunft gemäß, nach dem Württembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt

und den Kurfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen
5 Staatskunst erreicht zu sein, den Kaiser, alles Beistands der Ligue und seiner protestantischen Alliierten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Verteidigung bloßzustellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktieren. Eine Armee von höchstens zwölftausend
10 Mann war alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahingerafft hatte, einen Kalvinisten, den hessischen Überläufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals die überraschendsten Glücks-
15 wechsel aufstellte und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zuschanden machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Österreichs arbeitet sich nach einer kurzen Krise aufs neue zu einer drohenden Überlegenheit
20 empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zugrunde zu richten und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Österreichs hilflose Lage wurde daher von
25 dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des Turenne von Wrangeln getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte Wrangel, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee
30 gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschieren und fand sich in eigener Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen mußte, um die
35 Güter des Kriegsratspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entschei

dende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten und beide Läger und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke voneinander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch 5 kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man um- 10 sonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vorteil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der bayerischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Untätigkeit versetzte und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel 15 anlegte. Selbst der tapfere Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Kurfürsten abtrünnig zu machen und dem Kaiser zuzuführen. Ferdinand errötete nicht, diese Verräterei gegen 20 den treuesten Alliierten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die kurfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seien, die der Kurfürst bloß in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian 25 das angesponnene Komplott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvorzukommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer 30 Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vorteile nicht geerntet, die er sich darin versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand viel- 35 mehr den Negotiationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben und die Alliierten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schwe-

den waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte,
5 sie ganz und gar abzudanken und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissen Übel erwählte, entschloß er sich lieber zu einem dritten, das zum wenigsten noch ungewiß war, den Stillstand aufzukündigen und aufs neue zu den
10 Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hilfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich aufs eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach West-
15 falen und Lüneburg, um die französische Armee unter Turenne an sich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiserlich-bayerische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Turenne zu ihm stieß; aber was
20 den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wut des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbeirückte. Der Kurfürst von Bayern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich
25 das Übergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äußerst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts
30 unter den traktierenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die teuere Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Alliierte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt und ihr, nach Maßgabe ihrer
35 Vorteile und Verluste, seine Hilfe zuzählte, so übernahm der Kurfürst von Bayern stillschweigend dieses Geschäft bei s e i n e m Alliierten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beistandes Meister von Österreichs Größe

zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht Turennes gegen ihn zu senden, wenn er 5 seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals verteidigt hatte. Wenn es 10 wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Äußerste 15 getrieben. Aber bald hatte er Ursache, zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte und seine Regimenter beritten machte. 20 Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen. 25

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs neue getäuscht und die Armee des Turenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrom zurückgehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die weimarische Reiterei an sich zog, die dem französischen 30 Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Turenne die Erlaubnis, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis 35 an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserlich bayerische Heer, das bei Zus-

marshausen sich ihnen entgegenstellte. Melander erhielt in dieser Aktion eine tödliche Wunde, und der bayerische General von Gronsfeld postierte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Turenne wählten dieselbe Stelle zum Übergang, welche durch den Sieg Gustav Adolfs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hilfe desselben Vorteils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs neue überschwemmt und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bayerischen Untertans geahndet. Maximilian verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Österreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, und zehnmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so groß gewesen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern standen und kein General mehr vorhanden war, den man einem Turenne, Wrangel und Königsmark gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held Piccolomini aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliierten hatten durch ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längeren Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nötigt sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Tätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Korps hatte sich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernst Odowalsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen und dann ohne Genugtuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich und erwarb sich dadurch den Ruhm, den Dreißigjährigen Krieg durch

die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Nicht mehr als einen Toten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nötigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am 24. Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des Westfälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammenwirken mußte, dieses mühsame, teuere und dauernde Werk der Staatskunst zustande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vorteil oder Nachteil die europäische Gesellschaft im großen und im ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer anderen Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eignes Ganze ist auch die Geschichte des Westfälischen Friedens. Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelett entstellen und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb und von dem ich hier Abschied nehme.

Anmerkungen.

I. Buch.

(Die erste Ziffer gibt die Seite, die zweite die Zeile an.)

11, 5. Schiller rechnet den „Anfang des Religionskrieges in Deutschland“ nicht mit Unrecht vom Auftreten Luthers an, mit dem ja die folgenschweren religiösen und damit auch politischen Konflikte begannen.

11, 16. Die neun „Hugenottenkriege“ fielen in die Regierungen Franz II. (1559—1560), Karls IX. (1560—1574), Heinrichs III. (1574—1589) und Heinrichs IV. (1589—1610). Die offenen Feindseligkeiten zwischen den Hugenotten — so hießen die Anhänger des Evangeliums in Frankreich — und den Katholiken begannen erst 1562 und endeten nach mehreren Unterbrechungen 1593 durch das Edikt von Nantes, das den Protestanten volle Gewissens- und Kultfreiheit und Zulassung zu allen Ämtern garantierte. Die Truppen Philipps von Spanien, Hilfstruppen der deutschen und niederländischen Protestanten griffen in die Kämpfe ein.

11, 24. Philipp II., der Sohn Karls V., regierte von 1556 bis 1598. In England herrschte von 1558—1603 Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn. Elisabeths Eintreten für die Niederlande, die Übernahme der Suprematie über dieselben veranlaßte den Kriegszug der Armada, der Unüberwindlichen Flotte, die am 29. Juli 1588 teils infolge ihrer schlechten Organisation den Angriffen der englischen und holländischen Flotte, teils widrigen Stürmen zum Opfer fiel.

11, 33. Die Reformation wurde in England (1559) durch Elisabeth, in Schweden durch Gustav Wasa (1527—1544), in Dänemark durch Christian III. (1537) eingeführt; von hier aus gelangte das Luthertum auch in Norwegen und Island zur Geltung.

12, 33. Schiller übersieht denn doch, daß die politischen Folgen des Krieges gerade für Deutschland äußerst verhängnisvoll waren. In dreihundert größere und kleinere Staaten mit den verschiedensten Verfassungen zerfiel das deutsche Land, blühende deutsche Länder waren an das Ausland gekommen, die Ständeverfassung der absoluten Fürstenmacht zum Opfer gefallen. Um so befremdlicher und unverständlicher wirkt darum die Behauptung, die „allgemeine Staatensympathie“ bewachte nach Beendigung des Krieges den Frieden.

13, 22. Karl V. hatte, sicherlich nicht aus religiösen Motiven allein, sondern wohl auch von seiner so oft hervortretenden absolutistischen Neigung gedrängt, den einmütigen Reichstagsbeschluß von Speier aus dem Jahre 1526 auf dem Speierer Reichstage von 1529 durch die katholische Mehrheit aufheben lassen. Die Folge war der Zusammenschluß der vergewaltigten Minorität im Schmalkaldener Bunde.

13, 25. Die „Guisen" sind ein Nebenzweig des Hauses Lothringen. Claude, ein jüngerer Sohn des Herzogs René von Lothringen, ließ sich in Frankreich 1516 naturalisieren. Unter anderen besaß er auch die Grafschaft Guise, die für ihn und seine Nachkommen 1527 zum Herzogtum erhoben wurde. Die Linie erlosch 1696 mit Elisabeth von Orleans und wurde von den Condés beerbt. Die Guisen waren von höchster Bedeutung für den Katholizismus in Frankreich.

13, 26. Condé, Zweig des Hauses Bourbon, benannt nach der Herrschaft Condé-sur-l'Escout, begründet durch den Prinzen Ludwig I., den jüngsten Bruder Antons von Navarra; geb. 1530 war er der unversöhnliche Gegner der Guisen und Vorkämpfer der Hugenotten; 1560 zum Tode verurteilt, aber durch den Tod des Königs befreit; in der Schlacht von Jernac gefangen und ermordet, wahrscheinlich auf Anstiften des Herzogs von Anjou (1569).

13, 26. Graf von Coligny, Admiral von Frankreich, geb. 1519, kam 1557 an den Hof Franz I.; der heldenmütige Verteidiger von St. Quentin gegen die Spanier (1557) trat 1559 zum Kalvinismus über und leitete nun unter den schwierigsten Umständen die kriegerischen Unternehmungen gegen die Guisen. Er war das erste Opfer der Bartholomäusnacht (24./25. Aug. 1572).

13, 27. Herzog Alba legte 1569 den niederländischen Ständen eine Steuerforderung auf, eine Warensteuer von 10 % des Ausfuhrpreises, von 10 % bei Verkauf von beweglichen, 5 % bei Verkauf von unbeweglichen Gütern, endlich eine einmalige Vermögenssteuer von 1 %. Da er diese Steuer mit Gewalt 1571 eintreiben wollte, begannen die Meergeusen den Krieg, und eröffneten damit im eigentlichen Sinne den niederländischen Freiheitskampf.

14, 13. Unter Kabinett versteht man den geheimen Rat eines Fürsten.

14, 27. Fremde Gerichtsbarkeit: weil die geistliche Gewalt ihr eigenes Recht und eigenen Rechtsbereich besaß. Die „höchste geistliche Gewalt" hatte bisher der Papst; sie sollte an den Landdesfürsten übergehen.

15, 9. Unter Reccared (586—601) traten die Westgoten großenteils zur katholischen Kirche über; diese spanische Kirche entfaltete damals ein blühendes, kirchliches Leben.

15, 16. Zu Spanien gehörten Mailand und Neapel.

15, 20. Die französischen Könige Karl VIII. und Ludwig XII. versuchten Neapel, Franz I. Mailand zu gewinnen. An das Königreich Neapel grenzte der Kirchenstaat.

17, 2. Damals drängte vor allem die Türkengefahr.

17, 3. „Gewaltsame Eingriffe in das Zeitliche der Kirche“ = Einziehung des Kirchengutes, des weltlichen Besitzes der Kirche.

18, 22. Die Inquisition ist ein kirchliches Institut zur Bekämpfung der Irrlehren. Die Anfänge desselben liegen bereits in der von Papst und Kaiser gleichzeitig erlassenen Verordnung der Synode von Verona 1184 vor: Die Bischöfe sollen die Ketzer aufspüren, die weltliche Obrigkeit die Strafen verhängen. Seine wesentliche Vollendung erhielt das Institut auf der Synode von Toulouse 1229: Wer einem Ketzer Hilfe oder Schutz gewährt, muß mit Haus und Leib büßen; der hartnäckige Ketzer verfällt dem Tode, meist dem Feuertode. Gregor IX. übertrug 1232 dem Dominikanerorden die Inquisition. Die spanische Inquisition wurde auf Verlangen Isabellas und Ferdinand des Katholischen von Sixtus IV. (1478) für Spanien genehmigt: der erste Großinquisitor war der Dominikaner Thomas von Torquemada. Das blutige Werk hat gewaltige und grausame Opfer gefordert, ohne Erfolg. Erst Joseph Napoleon hob es 1808 auf; doch Ferdinand VII. stellte die Inquisition 1814 wieder her; aber auf das energische Verlangen des Volkes hin wurde sie 1834 endlich für immer aufgehoben. Die spanische Inquisition ist eine kirchliche Einrichtung, wenn auch durch die weltliche Macht vielfach zu ihren eigenen Zwecken benutzt. Staatsanstalt sie zu nennen, ist geschichtswidrig.

18, 23. Die Königinmutter Katharina von Medici mit ihrem Sohne Heinrich von Anjou ließ den Admiral Coligny, der großen Einfluß auf den König hatte, ermorden. Aus Furcht vor der Rache der Hugenotten wurden dann in der Nacht vom 24. 25. August 1572 die Pariser Protestanten niedergemetzelt; der Mord pflanzte sich auf die Provinzen in den nächsten Tagen fort. Die Zahl der Opfer ist nicht zu bestimmen; sie wird von 5000 bis 25000 angegeben. Die Mordnacht ist nach dem Tagesheiligen Bartholomäus (24. Aug.) genannt, auch Pariser Bluthochzeit, weil 5 Tage vorher die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois stattgefunden.

18, 23. Wilhelm I. von Oranien, der Schweigsame, ist Begründer der niederländischen Selbständigkeit. Siehe Abf. d Niederlande. Bd. XIV.

19, 19. Die Großen eines Landes, geistliche und weltliche, bildeten ehedem die Landstände. Bei dem Umschwung in sozialen

und wirtschaftlichen Verhältnissen wurde die Versammlung zum Landtage, in dem die Vertreter der verschiedenen Stände des Volkes Sitz und Stimme bekamen.

20, 11. Karl V. holte den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der nach dem festen Wittenberg eilte, bei Mühlberg ein, schlug ihn und entsetzte ihn seines Kurfürstentums (1547). Damit endete der Schmalkaldische Bund, der im Frühjahre 1531 von 8 Fürsten und 11 Städten, denen sich später noch mehrere Bundesgenossen beigesellten, als Schutzbündnis zur Verteidigung ihres Glaubens und „ihrer Gerechtsame" zu Schmalkalden geschlossen worden war.

20, 14. Moritz von Sachsen, Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen, seit 1541 Herzog von Sachsen, war 1539 zur protestantischen Kirche übergetreten, trotzdem aber im Schmalkaldischen Kriege auf der Seite des Kaisers gegen seine eigenen Glaubensgenossen gestanden. Da aber das Augsburger Interim (1548) und selbst das Leipziger Interim, obwohl Moritz hier größere Vergünstigungen eingeräumt waren, die protestantischen Stände benachteiligten, verband sich Moritz mit mehreren Fürsten zum Schutze der Religion und ihrer Rechte. Der von Osten und Westen bedrängte Kaiser gab nach, gewährte durch den Passauer Vertrag 1552 den Protestanten „Augsburg. Konfession" volle Gewissensfreiheit und stellte die volle Rechtsgleichheit in Aussicht. Dieses Versprechen wurde auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) eingelöst, und dazu noch der Besitz der eingezogenen geistlichen Güter gewährleistet. (Augsb. Religionsfriede). Der hochbegabte, klarblickende Moritz hatte durch geschickte geheime Verträge, selbst mit Frankreich, durch einen geschickt inszenierten Kriegszug den schwankenden Kaiser zum Passauer Vertrag genötigt. Markgraf Albrecht von Brandenburg versagte aber dessen Anerkennung. Moritz zog gegen diesen, schlug ihn am 9. Juli 1553, starb aber zwei Tage später an einer hierbei erhaltenen Wunde.

20, 26. Die „Augsburgische Konfession" ist die von Melanchthon in 28 Artikel abgefaßte Bekenntnisschrift der lutherischen Kirche.

20, 36. „Positive Sanktion" = gesetzliche Bestätigung.

21, 9. Römischer König hieß der noch bei Lebzeiten eines Kaisers gewählte Nachfolger.

21, 10. Schiller hat sich hier geirrt. Die „Ferdinandische Deklaration" wurde gar nicht in den Text des Religionsfriedens aufgenommen, sondern erschien als besonderes königliches Patent und wurde erst 1575 auf einem Kurfürstentage von den Protestanten bekanntgegeben. Von einem Widerspruch der Katholiken kann also keine Rede sein.

22, 24. Die Protestanten forderten das jus reformandi, das Recht, die Religionszugehörigkeit der Untertanen zu bestimmen, auch

für die geistlichen Fürsten. Die Katholiken protestierten. Um Frieden zu schaffen, verordnete Ferdinand kraft kaiserl. Vollmacht, daß geistliche Fürsten beim Übertritt zum Protestantismus ihre Stellen, Einkünfte, Vermögensrechte (= Benefizien) verlieren und diese der alten Religion verbleiben sollten: **reservatum ecclesiasticum**, geistlicher Vorbehalt.

23, 16. Das oberste Reichsgericht, das Reichskammergericht, wurde von Max I. errichtet (1495); es war die I. Instanz für Reichsunmittelbare, und bei Rechtsverweigerung, Appellationsgerichtshof und Kassationshof. Sitz: Frankfurt a. M., 1527 Speier, 1693—1806 Wetzlar. Kammerrichter und die Hälfte der Präsidenten ernannte der Kaiser, die andere Hälfte und die Beisitzer, deren Zahl erst 16, dann 50, zuletzt 27 war, das Gericht selbst auf die Präsentation der Stände und des Kaisers. Seit 1555 sollte Parität herrschen, beide Bekenntnisse gleichberechtigt sein.

26, 11. Spolien (latein.) ist die vom Sieger im Zweikampf abgenommene Waffenrüstung des Gegners. Im kanonischen Recht versteht man unter Spolienrecht das angemaßte Recht auf den Nachlaß der Geistlichen. Nach kirchlicher Vorschrift sollte das durch kirchliche Einkünfte Erworbene der Kirche hinterlassen werden; vielfach nahmen es aber die Geistlichen selbst an sich, auf Grund des germanischen Rechtes auch die Laien, Grundherren, Patrone, Vögte, Landesherren; ihnen folgend Bischöfe, Äbte, Päpste. Spolienklagen sind Klagen gegen unberechtigte Eingriffe in den Nachlaß geistlicher Fürsten, soweit er wohl aus Leben und Pfründe herrührte. Vielleicht meint Schiller hier nur die Klagen über Säkularisierung.

28, 23. „Jesuiten" nennt man die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die der spanische Offizier Ignatius von Loyola 1534 gründete, die Papst Paul III. 1540 bestätigte. Sie unterscheiden sich von den übrigen kirchlichen Orden besonders durch das vierte Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. So wurden sie die eigentliche Armee des Papstes, die sich mit Beginn der Reformation die Bekämpfung der Neuerung als Hauptaufgabe setzte, und bald Kirche und die katholischen Staaten zu beherrschen wußte.

28, 34. Die große Verschiedenheit in Lehr- und Glaubensauffassung weckte das Bestreben, eine gewisse Einheit zu schaffen. Versuche, die strittigen Lehrpunkte auszugleichen, sind die Konkordienwerke (Bekenntnisschriften); so die Wittenberger Konkordie (1536), die Konkordienformel von 1572; das „Konkordienbuch" ist die Sammlung der lutherischen Bekenntnisschriften, die 1580 in Dresden zum 50jährigen Jubiläum der Augsburgischen Konfession erschien.

29, 31. Von kirchlicher Seite wurde der Augsburger Religionsfriede nicht anerkannt. Gleichwohl hatte dieser Friedensschluß un-

bedingte Gültigkeit, auch wenn das in Aussicht genommene Konzil keine Rücksicht darauf nahm.

29, 32. Diese allgemeine Kirchenversammlung fand zu Trient 1545—63 statt, auf Drängen Karls V. von Papst Paul III. einberufen. Die Protestanten erschienen nicht; sie verlangten ein „Konzil deutscher Nation“. Es bestand anfangs große Geneigtheit, den Neuerern entgegenzukommen; aber die strengere Richtung unter geheimer Führung zweier Jesuiten, besonders des P. Lainez siegte. So kam es zu schroffer Stellung gegen den Protestantismus.

30, 13. Die „vereinigten Generalstaaten“ hatten sich am 26. Juli 1581 von Spanien losgesagt und Wilhelm von Oranien an ihre Spitze gestellt. Damit hatte der niederländische Freiheitskrieg begonnen.

30, 29. Legat von latein. legatus = Gesandter.

31, 3. Philipp II. wollte einen Bund aller katholischen Mächte. Darum schloß er 1559 mit Frankreich zu Cateau-Cambrésis Frieden, in dem er Metz, Toul und Verdun in den Händen Frankreichs ließ.

31, 5. Die Türken waren unter Soliman II. schon bis Sziget vorgedrungen, wo Zriny den Heldentod starb, aber auch Soliman erlag (1566).

31, 22. Maxim. II. war dem Protestantismus sehr geneigt; sein schwankender Charakter kam zu keinem festen Entschluß, zumal das Interesse seines Hauses, zuerst seine Wahl zum römischen König, dann die Hoffnung auf die spanische Erbschaft — er war mit einer Tochter Karls V. verheiratet — das Festhalten am Katholizismus forderten.

31, 33. Apanagen = Jahresgehalt nichtregierender Fürsten; hier wohl Abfindungssumme.

31, 35. Karl II. von Steiermark war der jüngste Sohn Kaiser Ferdinands I; er hatte bei der Teilung (1564) Steiermark, Kärnten und Krain erhalten. Sein Sohn Ferdinand II. (1596) erbte 1619 auch die übrigen österreichischen Lande.

32, 14. Die Astrologie geht hauptsächlich auf Babylonien zurück, von wo aus sie die alte Welt eroberte. Sie lehrte aus den Bewegungen der Gestirne die Schicksale, die eigenen und die der Völker zu bestimmen. Um diese Zeit war dieser Wahn sehr verbreitet; selbst ein Tycho de Brahe, ein Kepler, ein Wallenstein konnten sich ihrem Einflusse nicht entziehen.

32, 31. Die Infantin (span. Prinzessin, v. lat. infans, unmündiges Kind) Isabella war die Tochter Philipps II. aus seiner ersten Ehe.

32, 36. Siebenbürgen und Ungarn zum Teile waren schon im Frieden zu Großwardein 1538 an Johann Zapolya und die Türken

verloren gegangen. 1604 erhoben sich die Protestanten unter Stephan Bocskay; 1606 wurde B. als Fürst von Siebenbürgen anerkannt.

33, 4. Der „große Monarch" ist Heinrich IV. von Frankreich, dessen großen Plan Schiller später ausführlich darlegt.

33, 11. Die Protestanten schlossen 1608 zum Schutze ihrer Rechte die evangelische Union unter Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Die katholischen Stände vereinigten sich 1609 zur „Liga" unter Herzog Maximilian von Bayern.

34, 12. Landschaft ist hier = Landtag, Ständeversammlung.

34, 17. Prälaten (v. praelatus, vorgezogen, denen eine höhere Würde eignet) sind kirchenrechtlich Inhaber einer höheren geistlichen Würde: Bischöfe, Äbte und Ordensgenerale, Inhaber gewisser Kapitelsstellen usf.

35, 8. Hohe Pforte, in Konstantinopel das Regierungsgebäude mit den Bureaus des Großwesiers, des Staatsrats, der Ministerien des Innern und Äußern, bezeichnet meist die türkische Regierung selbst. Die Bezeichnung kommt von der altorientalischen Gewohnheit her, am Tore Recht zu sprechen.

35, 14. Diese Wahlfreiheit war gar kein anerkanntes Recht, sondern wurde, nur in vielen Fällen ohne tatkräftigen Widerspruch geübt, zum Gewohnheitsrecht.

35, 19. Magnaten (von lat. magnus, groß) heißen in Ungarn und Polen die Großen, die Standesherrn.

35, 20. Die Türken werden häufig nach Sultan Osman I. (1288—1326), dem Gründer des osmanischen Reiches, Osmanen genannt.

35, 32. Bassa = Pascha: Statthalter, Heerführer, überhaupt hoher türkischer Beamter.

35, 38. Stephan Bathori, bis 1571 Statthalter von Siebenbürgen, Boschkai — richtiger Bocskay wird 1604 Fürst von Siebenbürgen und Ungarn, von protestant. Großen gewählt, vom Sultan bestätigt. Ihm folgt 1607 Sigmund Ragoczy, Bethlen Gabor 1613, bekriegt mit türkischer Hilfe Ungarn und wird 1620 auch zum König von Ungarn gewählt, verzichtet aber 1621 schon auf diese Würde. Er starb 1626. Ihm folgte in Siebenbürgen Georg Ragoczy, Sigmunds Sohn.

36, 15. In Ungarn hatte das Luthertum frühzeitig Eingang gefunden und rasch überall Boden gewonnen. Wegen der Türkengefahr war an Gegenmaßregeln nicht zu denken. 1602 begann aber Rudolf II. mit kirchlichen Restaurationsversuchen, 1604 erklärte er willkürlich die protestantische Religion für rechtlos. Dagegen erhob sich nun ein gewaltiger, einmütiger, gefahrdrohender Widerspruch.

36, 36. Die katholische, aber antispanische Partei der niederländischen Südprovinzen hatte 1577 Matthias heimlich gerufen, 1578

mit wesentlichen Beschränkungen zum Statthalter gewählt. Da er selbst einsah, daß er dem Oranier gegenüber seine Stellung nicht behaupten könne, legte er 1581 seine Würde nieder.

37, 14. Rudolf war tatsächlich krank; litt er doch frühe schon an Schwermut, später traten häufige Tobsuchtsanfälle auf. Schon im April 1605 rief Matthias die Brüder nach Linz; aber erst ein Jahr später gaben sie ihm als „Haupt und Säule" des Hauses unumschränkte Vollmacht.

38, 20. Johannes Huß war, durch Wikleff beeinflußt, zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegen die Mißbräuche in der Kirche aufgetreten. Er ließ sich überreden, zum Konzil nach Konstanz zu gehen, wo er aber, trotz des kaiserlichen Geleitbriefes, als Ketzer verbrannt wurde (6. VI. 1415). Seine Anhänger lehnten sich auf, und nun wüteten 16 Jahre lang die Hussitenkämpfe in Böhmen und den Nachbarländern. Auf Wunsch Kaiser Sigismunds berief Papst Eugen IV. das Konzil von Basel (1431—49) zur Beilegung der Wirren; allein es kam keine Einigung zustande. Erneute Verhandlungen in Prag führten zu den „Böhmischen Kompaktaten" (Vergleichspunkte): Gestattung des Kelches, Freiheit der Predigt, Bestrafung der öffentlichen Todsünden durch die rechtmäßige Obrigkeit, Verbot der Usurpation des Kirchengutes, dessen Verwalter, nicht Eigentümer die Geistlichen sind.

Nicht alle stimmten zu. Peter Chalczitz verwarf Eid, Heiligenverehrung, Totenmesse usf., andere die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl. Unter der Führung Gregors zu Kunwald versammelt, führen sie einen einfachen Kult ein, und gründen die Gesellschaft der „Böhmischen Brüder". Mit Hilfe der Waldenser gelingt es ihnen, sich eigene Priester weihen zu lassen, und damit ist die Gründung einer religiösen Sondergemeinschaft fertig (1467), sie sagen sich offen von der „verderbten römischen Kirche" los. Trotz der Bekehrungsversuche der Dominikaner, trotz der blutigen Verfolgung durch Wladislaw II. u. a. blieben sie standhaft. Teilweise traten sie später in die „evangelische Brüderunität" des Grafen von Zinzendorf (1722) in Herrnhut ein.

39, 16. Maximilian hatte der Böhmischen Konfession, den vereinigten Lutheranern und böhmischen Brüdern am 25 Aug. 1575 bei seiner Treue und seinem kaiserlichen Worte für sich und seine Nachfolger das mündliche Versprechen voller Duldung gewährt.

39, 20. Diese kaiserlichen Verordnungen wurden 1598 und 1602 erlassen.

41, 1. Für Böhmen sollte volle Religionsfreiheit und eine selbständige nationale Kirchenverfassung geschaffen werden. Das Konsistorium, das bisher das utraquistische Kirchenwesen leitete, sollte

die oberste Landeskirchenbehörde, die Prager Universität die oberste Unterrichtsanstalt werden. Die Leitung beider Institutionen sollte ein Ausschuß der böhmischen Stände, der Ausschuß der Defensoren, übernehmen.

41, 16. Der Kaiser berief formell den versammelten Landtag und räumte ihm ein, über die Religionsfreiheit der Anhänger des Bekenntnisses von 1575 zu beraten.

41, 28. Heinrich Matthias, Graf von Thurn, durch Rudolf II. Burggraf von Karlstein (Böhmen), wegen seiner Verdienste im Türkenkriege, wird von den 30 Defensoren zum Generalmajor des aufgerufenen Landesaufgebots gewählt. Dieses wurde durch Anwerbung von 1000 Söldnern und 1500 Reitern verstärkt. Zur Deckung der Kosten schrieb man eine Vermögenssteuer aus.

41, 33. Der Majestätsbrief Rudolfs gewährte den Böhmen Gewissensfreiheit, den Ständen der Herren, Ritter und königl. Städte für ihre Kirchen und Untertanen auch die Religionsübung. Am nämlichen Tage schlossen die katholischen und protestantischen Stände einen vom Kaiser anerkannten „Vergleich", der dieselben Befugnisse den Bewohnern der königlichen Güter einräumte, und die katholischen Stände auf den Majestätsbrief verpflichtete.

42, 35. Ferdinand, Erzherzog von Graz — hier 1578 geboren — war der Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark; Sohn Marias von Bayern, mit Maximilian von Bayern Jesuitenzögling in Ingolstadt, hegte er glühenden Haß gegen den Protestantismus, den er aus seinen Staaten zu tilgen gelobte.

43, 1. Agnaten (latein. agnatus) sind die Verwandten von väterlicher Seite.

43, 11. So ganz unschuldig war Rudolf an diesem Einfall in Böhmen nicht. Das Ziel, den Majestätsbrief aufzuheben und Matthias zu vernichten, hielt der Kaiser unverrückbar im Auge.

44, 38. Der Reichshofrat, von Maxim. I. 1497/8 errichtet, war die oberste Regierungs- und Justizbehörde für das Reich, und bis 1558 auch für die österr. Erblande. Die Mitglieder ernannte der Kaiser; 1/3 Protestanten. Er war allein kompetent in Lehnssachen, Kriminalsachen der Reichsunmittelbaren und Streitigkeiten über kaiserliche Privilegien; in Justizfragen konkurrierte er dem Reichskammergericht, das er an rascher, aber nicht immer unparteiischer Erledigung übertraf.

45, 15. Präsentations- und Visitationsrecht — das Recht, die stimmführenden Beisitzer vorzuschlagen und die Urteile zu prüfen.

46, 17. Fürstenrecht: Die Befugnis der Fürsten, im eigenen Lande Recht zu sprechen.

46, 30. Seit 1550 wohnten protestantische Flüchtlinge aus

den Niederlanden in Aachen. 1559 suchten sie mit Hilfe des Augsb. Reichstages das Recht auf Kirche und öffentlichen Gottesdienst zu erlangen. Der Rat aber erließ 1560 die Bestimmung, daß nur den Katholiken der Zutritt zu den städtischen Ämtern offenstehe. 1574 gelang den Protestanten durch einen plötzlichen Angriff die Beseitigung dieser Bestimmung. 1580 erneuerten die Protestanten das Gesuch um Zulassung öffentl. Gottesdienstes. Trotz des Kaisers energischen Einschreitens blieb auf dem Reichstage 1582, auf die Fürsprache der Reichsstädte hin, der Streit zu ihren Gunsten unentschieden. 1598 (30. Juni) sprach der Kaiser die Acht aus, die auch sofort vollzogen wurde. Aber 1611 wurden die Protestanten bereits wieder Herren der Stadt. Drei Jahre später vollzog Matthias wiederum die Acht und begründete jetzt mit Gewalt dauernd den Katholizismus daselbst.

47, 10. Der Truchseß (Oberaufseher über den ganzen Hofhalt) Gebhard von Waldenburg, geb. 10. Nov. 1547, hatte auf verschiedenen Hochschulen eine gründliche theologische Bildung erworben. Er hatte bereits mehrere Domherrnstellen innegehabt, als er, trotz des einflußreichen Konkurrenten Herzogs Ernst von Bayern, Erzbischof von Köln wurde. Am 19. XII. 1582 trat er zu den Reformierten über, und vermählte sich am 2. Februar 1583 mit der Gräfin Agnes von Mansfeld, die bisher dem adligen Frauenstift zu Gerresheim bei Düsseldorf angehörte. Gebhard starb am 16. Mai 1601.

48, 24. In Lüttich saß der genannte Ernst von Bayern, Albrechts V. Sohn, der 1566 zum Bischof von Freising, 1573 zum Bischof von Hildesheim, 1581 zum Bischof von Lüttich, 1583 (22. Mai) zum Erzbischof von Köln gewählt wurde, ohne die früheren Bistümer zu verlieren. Er war heftiger Gegner der Protestanten. † 1612.

50, 1. Präbende (latein.) = Pfründe, Stiftsstelle.

50, 25. Der Streit um das Straßburger Bistum dauerte von 1584—1604.

50, 35. Donauwörth, an der Mündung der Wörnitz, war seit 1348 Reichsstadt. Die Störung der zweiten Prozession geschah 1606. Am 3. Aug. 1607 wurde die Reichsacht verhängt, am 17. Dez. 1607 zog Maxim. von Bayern, der Sohn Wilhelms V. in die Stadt ein. Am 4. Juli 1609 wurde diese Bayern einverleibt.

51, 35. Kaiser Maximilian hatte auf dem Reichstage in Köln (1521) das Reich in 10 Kreise geteilt; in jedem Kreise hatte ein Kreisoberster mit seinen Beigeordneten die Exekutive. Obwohl Donauwörth im schwäbischen Kreise lag, hatte man dem Obersten des bayerischen Kreises die Exekutive übertragen, worin die Protestanten einen Bruch mit der Konstitution (der Verfassung) erblickten.

52, 33. Friedrich III. von Pfalz-Simmern (1557—76), der Fromme, trat mehr und mehr vom strengen Luthertum zur re=

formierten Kirche über, der er den Heidelberger Katechismus schuf. Durch die Kirchenordnung von 1564 befestigte er den Kalvinismus in seinem Lande. Aber Ludwig IV. (1516–83) blieb dem Lutherglauben seiner Jugend treu, und führte ihn als Herrscher in seinem Lande wieder ein. Er übertrug seinem kalvinistischen Bruder Johann Kasimir, als gesetzlichem Vormund, nur die Vertretung des Sohnes in den Rechten der Kurwürde und der weltlichen Herrschaft; zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und zur Erziehung des jungen Friedrich hatte er lutherische Fürsten als Vormünder bestellt. Diese Verfügung konnte Johann Kasimir nicht anerkennen. So ward auch der nicht allzu willensstarke spätere Friedrich IV. aus einem Lutheraner ein Kalvinist.

54, 9 Auhausen (Ahausen) ein kleines Pfarrdorf im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben.

54, 10. Das Gebiet von Neuburg wurde 1505 von Bayern abgetrennt und als „Junge Pfalz“ oder „Pfalz-Neuburg“ an den „Pfalzgrafen von Neuburg“ übertragen. — Albrecht der Bär hatte 1134 die Markgrafschaft Nordhausen von Kaiser Lothar erhalten. Er nahm den Wenden ihre Hauptstadt Brandenburg weg, und nannte sich nun Markgraf von Brandenburg. 1411 fiel diese an die Hohenzollern.

55, 5. Fürst Christian von Anhalt, einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, war auf einem Hilfszuge zu König Heinrich IV. von Frankreich im Kampfe gegen die Ligue mit seinem ganzen Heere zum Kalvinismus übergegangen. Seitdem war und blieb er die Seele aller Unternehmungen der Reformierten gegen Habsburg und Katholizismus.

55, 16. Die „Jülichische Sukzession“ fachte den Krieg an, als Johann Wilhelm von Jülich 1609 kinderlos starb. Viele deutsche Fürsten machten auf Kleve und Berg Anspruch; Johann Sigmund von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg rückten ein; aber auch die Kaiserlichen besetzten Jülich, wurden jedoch von der Union vertrieben. Da gleich darauf Heinrich IV. von Frankreich und Friedrich IV. starb, schloß die Union Frieden. Dieser wurde gestört, als der Pfalzgraf katholisch wurde, um der Bundesgenossenschaft der Liga willen, Brandenburg aber kalvinisch, der Union wegen. In dem neuen folgenden Kriege kämpften hier Niederländer, dort Spanier als Hilfstruppen. Im Vertrag zu Düsseldorf 1627 fiel Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg an Neuburg.

55, 35. Die Markgrafschaft Burgau, ehemals habsburgisch, lag im heutigen bayrischen Regierungsbezirk Schwaben. 1806 fiel sie an Bayern.

55, 38. Ernst und Albrecht von Sachsen regierten 1464—85 gemeinschaftlich. 1485 wurde im „Leipziger Vertrage“ der jüngeren, albertinischen Linie die Markgrafschaft Meißen und die Hälfte des Osterlandes zugesprochen; die ältere, ernestinische herzogliche Linie erhielt Thüringen, das Herzogtum Sachsen usf.

56, 15. In Sequester nehmen = einstweilen gerichtlich beschlagnahmen.

57, 24. Ferdinand II. von Arragonien, der Katholische, 1479 bis 1516, ist der Begründer der spanischen Weltmacht, ein scharf berechnender, tatkräftiger, aber auch rücksichtsloser Herrscher. Er hatte durch die Heirat mit Isabella von Kastilien Spanien geeint, den Islam vollständig niedergeworfen, Neapel erobert, Amerika gewonnen und zuletzt noch für seinen Enkel Karl V. die Verwaltung der habsburgischen Länder übernommen. Er ist so für Schiller der Typ der Ländergier.

58, 3ff. Schiller idealisiert Heinrich doch allzusehr. Der Plan des Königs, „ewigen Frieden Europas“ durch Vernichtung des Hauses Habsburg zu stiften, ist, wie jetzt erkannt, eine großartige Fälschung Sullys, des stolzen und schroffen Finanzministers Heinrichs.

58, 21. Hannibal, der Sohn des Hamilkar Barkas (247 v. Chr.) soll, 9 Jahre alt, von seinem Vater veranlaßt worden sein, zu schwören, zeitlebens ein unversöhnlicher Feind Roms, des gefährlichen Nebenbuhlers der Vaterstadt Karthago, zu sein.

59, 32. Habsburg sollte die Pyrenäische Halbinsel behalten; dies ist hier zu ergänzen.

59, 33. Ravaillac François, erst Schneider, dann Lehrer, kam wegen seiner Schulden ins Gefängnis, wo er in religiöse Schwärmerei verfiel. Der Zisterzienserorden, in den er eintrat, entließ ihn baldigst. Der Haß des fanatischen Katholiken wurde durch Lektüre über Königsmord u. a. noch gesteigert, und trieb ihn am 14. Mai 1610 zum grausigen Königsmord. In einer engen Straße stieß er Heinrich das Messer in die Seite erst, und dann ins Herz. Der Mörder wurde am 27. Mai 1610, nach grausamen Folterqualen, von den Pferden zerrissen.

Der Tod Heinrichs wendete von Deutschland eine große Gefahr ab; eben war er im Begriffe, in den jülichischen Krieg einzugreifen. Seine Pläne bezweckten schließlich nichts anderes, als die Hegemonie über Deutschland.

65, 5. Bedienungen = Landesämter.

65, 18. Erzherzog Ferdinand II. erklärte den Freiheitsbrief seines Vaters Karls II. für aufgehoben, und vertrieb infolgedessen die protestant. Lehrer und Prediger.

66, 2. Melchior Klesel, der Sohn eines protestantischen Bäckers,

trat später zur katholischen Kirche über und klomm rasch die Stufen der Hierarchie empor; er war der Vertraute des Kaisers Matthias, meist zu milder Nachgiebigkeit mahnend. Da er gegen die Nachfolge Ferdinands II. war, nahm man ihn durch treulose List gefangen und behielt ihn bis nach Matthias Tod in Rom in Gewahrsam.

66, 17. Im englischen Parlament fanden unter der Regierung Jakobs I. (1603—25), der den Absolutismus wieder herstellen wollte, schwere Kämpfe um die Existenz einer parlamentarischen Regierung statt.

68, 16. Die Geheimnisse der Liga kannte der Kaiser wohl. Infolge der neuen Lage setzte er nun auch die Aufnahme Österreichs in den Bund der katholischen Fürsten durch. Dadurch war aber der Untergang der Liga besiegt; denn Maximilian sagte sich deswegen von ihr los.

71, 5. Graf Thurns Eitelkeit konnte nicht verletzt sein, da man ihm ja eine höhere Würde, aber mit viel geringerem Einkommen — 400 Taler gegen 8000 früher — verliehen hatte.

71, 31. Schiller scheint den 41, 33 erwähnten „Vergleich“ nicht zu kennen. Da in demselben den Einwohnern der „königlichen Güter“, zu denen nach der überlieferten amtlichen Auffassung auch die „geistlichen Güter“ gehörten, das Recht auf Gottesdienst und Kirchenbau zugesprochen war, so konnten die Protestanten mit Fug und Recht den Insassen der geistlichen Güter die nämlichen Rechte, wie den Ständen zuschreiben.

71, 38. Klostergrab, böhmische „Bergstadt“, bei Teplitz, gehörte zum Stift Ossieg, das hier Silber„gruben“ hatte. Daher der Name. Die Kirche ward am 11./13. Dezember 1617 niedergerissen. — In Braunau, an der preußisch schlesischen Grenze versuchte man im März 1618 die Kirche zu sperren.

73, 3. Wilhelm Slawata, von Chlum und Koschumberg, Kammerpräsident und Mitglied der Statthalterschaft, trat aus der Brüdergemeinde zur katholischen Kirche über. Er war ein vielgereister Mann; mit dem Eifer des Konvertiten trat er fanatisch gegen die Protestanten auf, als eifriger Anhänger der Jesuiten. Er stieg von Würde zu Würde.

73, 17. Martinitz hat tatsächlich mit schweren Strafen und Zwangsmitteln an der „Bekehrung“ gearbeitet. Bei 50 Tl. Strafe mußten die protest. Untertanen zu Beichte und Kommunion gehen.

74, 3. So ganz „gesund“ standen die Hinabgestürzten nicht auf, zumal sie nicht auf einen Misthaufen fielen. Die Kugeln, die man ihnen nachsandte, trafen nicht; nur Martinitz wurde leicht gestreift. Er und Fabricius flohen sogleich ins Ausland, Slawata aber war schwer verletzt, und mußte in Prag verbleiben. Übrigens

ist nicht ganz richtig, daß sie „trotzig“ antworteten; sie waren sich des Ernstes der Situation wohl bewußt und baten um Schonung.

76, 17. Bouquoi, Graf Karl Bonaventura de Longueral, aus ehem. französischem Geschlecht, trat frühe in spanischen Kriegsdienst. Graf Dampierre, ebenfalls Franzose, stand in kaiserlichen Diensten.

77, 8. Ferdinand räumte das Haupt der vermittelnden Partei, Klesel, durch Gefangennahme aus dem Wege (20. Juli 1618). Die Scharfmacher hatten jetzt die Oberhand.

78, 8. Mansfeld war erbittert, weil man ihm die Güter seines Vaters in den Niederlanden vorenthielt. Darum trat er 1610 zu den protest. Fürsten und zur reform. Kirche über.

78, 24. Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (1580—1630) verpflichtete sich, die Hälfte des Heeres zu unterhalten; nur der Pfalzgraf, der Fürst von Anhalt und der Markgraf von Ansbach durften darum wissen. So konnte sich der erstere leicht als Retter in der Not bei den Böhmen ausgeben.

78, 34. Der Kaiser selbst hatte die Initiative zu den Verhandlungen ergriffen, da seine kriegerischen Erfolge wenig gute Aussichten eröffneten.

80, 17. Loreto in der italien. Provinz Ancona ist einer der größten Wallfahrtsorte. Der Sage nach steht hier das „hl. Haus“ von Nazareth, durch Engel hierher getragen.

80, 25. Nicht ganz richtig! Nur eine mündliche Zusage der Religionsfreiheit hatte Karl 1578 gegeben.

83, 1. Brünn hatte sich freiwillig ergeben. Oberösterreich war schon im April 1619 zu den Böhmen abgefallen. Thurn rückte im Mai vielmehr in Niederösterreich ein.

83, 32. Die Sage weiß auch den Namen des Edelmannes, Andreas Thonradel, zu melden.

84, 31. Kabale, von hebräisch Kabbala, Geheimlehre = geheime Ränke.

86, 5. Savoyen war ernstlich in Frage gekommen, nur durch die Ränke des Pfalzgrafen zurückgedrängt worden. Die besten Aussichten hatte Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der jedoch ablehnte. Friedrich von der Pfalz nahm an; seine Räte hatten ihn nicht besonders dazu ermuntert, wohl aber Christian von Anhalt.

88, 37. Gegen Gabriel Bathory, den letzten seines Stammes, war wegen dessen Grausamkeit eine Empörung ausgebrochen. Er unterlag, floh nach Großwardein, wo er am 11. Okt. 1613 ermordet wurde.

89, 15. Ein polnisches Kosakenheer unter Graf Drugeth hatte Rákoczy in Oberungarn geschlagen.

89, 22. Die Niederösterreicher traten im Januar 1620 zu den Aufständigen über, ohne jedoch die Verhandlungen mit dem Kaiser

abzubrechen. Sie teilten sich: ein Teil rief am 1. August 1620 den Schutz Friedrichs V. an. Ferdinand antwortete mit einem Patent, das 33 aus den vornehmsten Geschlechtern Gut und Leben kostete.

90, 12. Maximilian, das Haupt der wiedererstandenen Liga, schloß (8. Okt. 1619) mit dem Kaiser einen Vertrag, in dem dieser seine sämtlichen Besitztümer verpfändete. Außerdem mußte er dem Bayernherzog die mündliche Zusicherung der Übertragung der pfälzischen Kur, wenn Friedrich geächtet wurde, und der Überlassung der pfälzischen Eroberungen geben.

91, 5ff. Philipp III. erbot sich (12. I 1620), in die Rheinpfalz einzurücken, außerdem 12000 Fußknechte, 4000 Reiter und 3000 Kosaken zu unterhalten. — Der Papst verpflichtete sich zu monatlich 20000 fl. und einmal 100000 fl. an Ferdinand; 36000 fl. erhielt die Liga. Savoyen und Polen sandten Hilfstruppen.

91, 20. Entscheidend für den Vertrag Sachsens mit der Liga (März 1620) war wohl die Zusicherung der Lausitz und der sächsischen Kirchengüter.

93, 6. Am 3 Juli 1620 wurde der „Ulmer Vergleich" geschlossen.

93, 28. Da Union und Liga sich gegenseitig verpflichteten, ihre Besitzungen nicht anzugreifen, so muß es wohl heißen: „über die pfälzischen Länder desselben hinaus"

94, 25. Bethlen Gabor, von Dampierre verfolgt, konnte nur 8000 Reiter schicken, die aber erst unmittelbar nach der Schlacht eintrafen.

94, 33. Mansfeld wollte tatsächlich zum Kaiser übergehen; nur zögerten die Generale noch, die Bestechungssummen auszuzahlen.

95, 6. 21000 Böhmen standen wohl 25000 Kaiserliche gegenüber.

95, 8. Thurns böhmische Infanterie floh zuerst.

95, 37. Siehe Anm. 94, 25.

96, 25. 24 wurden nur hingerichtet. Die Bemerkung von dem Wüten gegen das „gemeine Volk" scheint die Grausamkeit des Heeres zu meinen.

97, 11. Das ist irrig. Nach der „erneuerten Landesordnung" von 1627 wurde dem erblichen Königtum auch Gesetzgebung und das Recht der Ernennung der Beamten zugesprochen, während der Landtag nur in Steuerfragen stimmen konnte. Die alte Verfassung war also durch ein absolutes Regiment aufgehoben.

II. Buch.

100, 18. Der Ahnherr ist Landgraf Philipp von Hessen (1518—67); er führte 1526 die Reformation ein, wurde 1546 geächtet wegen Hochverrats und 5 Jahre in der Gefangenschaft zu Halle gehalten. — Wilhelm von Kassel regierte von 1627—37.

100, 34. Johann Friedrich der Großmütige (1532—47) erlag im Schmalkaldischen Krieg den vereinigten Truppen des Kaisers und des Herzogs Moritz von Sachsen; er verliert Wittenberg und den Kurhut = die Kurwürde. — Wilhelm und Bernhard von Sachsen-Weimar kämpfen auf Seite Schwedens gegen Ferdinand.

102, 11. Sizilien und Neapel bildeten das „Königreich beider Sizilien".

102, 14. Philipp III. 1598—1621. Philipp IV. 1621—65.

102, 24. Nach dem Tode Heinrichs III., des Letzten aus dem Hause Valois, suchte Philipp II. die Thronbesteigung Heinrichs IV. zu hindern. — Bei einem Angriff auf England wurde die Armada, die „unüberwindliche Flotte", vernichtet (1588).

104, 11. Ludwig XIII. kam mit 9 Jahren zur Regierung, die seine Mutter Maria von Medici an sich riß; 1607 wird sie und ihr Anhang vom Hofe entfernt.

104, 37. Rochelle, Stadt am Atlantischen Ozean, war im 16. und 17. Jahrhundert der Hauptplatz der Hugenotten. 1572 vom Herzog von Anjou acht Monate vergeblich belagert, wurde sie 1628 nach 13 monatiger Belagerung durch Hunger zur Übergabe gezwungen, unter Kardinal Richelieu, dem klugen und energischen Minister Ludwigs XIII.

106, 9. Friedrich V. von der Pfalz und Karl Ludwig, sein Sohn, waren Eidam und Enkel Jakobs.

106, 12. Im 16. Jahrhundert hatte sich mehr und mehr die Lehre von der Volkssouveränität, die Lehre, daß das Volk Ursprung und Träger der Macht sei, verbreitet. Jakob hatte dagegen in einer anonymen Abhandlung: Trew law of free monarchy das Gottesgnadentum, die absolute Macht des Königtums aus unmittelbar göttlichem Ursprung zu beweisen gesucht; die Befugnisse des Parlaments seien nur Geschenke königlicher Gnade. — Regal von latein. regalis, königlich = landesherrliches Recht, Hoheitsrecht.

106, 28. Seit 1618 schon fanden Verhandlungen zwischen dem englischen und spanischen Hofe über eine Vermählung des Prinzen von Wales mit der spanischen Königstochter statt. Mit Buckingham, dem nicht besonders staatsmännisch begabten, aber geschmeidigen und galanten Minister Jakobs, fuhr der Prinz 1623 inkognito nach Madrid, wo er sich aber bei dem ersten Zusammen-

treffen verriet. Nicht eigentlich persönliche Differenzen, auch nicht die zwischen Buckingham und Olivarez, sondern die Religionsverschiedenheit und die englische Forderung auf Wiedereinsetzung Friedrichs V. von der Pfalz vereitelten den Plan. Der Sohn Jakobs wurde am 30. Januar 1649 enthauptet.

107, 13. Gustav Wasa, der tapfere Sprößling aus altem Königsgeschlecht, wurde 1521 bei der Trennung Schwedens von Dänemark zum Reichsverweser, 1523(—60) zum König gewählt. Auf dem Reichstage zu Westeräs 1544 wurde die lutherische Kirchenordnung für das ganze Land durchgeführt. Gustavs Sohn, Erich XIV. (1560—68) büßte sein Eintreten für den Kalvinismus mit dem Verlust der Krone. Johann III. (1569—92) sucht, ohne Erfolg, die katholische Religion einzuführen. Sigmund III., sein Sohn, kathol., zugleich König von Polen, verlor durch seinen Oheim, der dann als Karl IX. (1600—11) den Thron bestieg, Schweden, das lutherisch blieb.

109, 34. Im Frieden von Stolbowa (1617) erhielt Schweden Kexholm, Kurelen und Ingermanland; Livland und Estland wurden zugesagt.

110, 2. Auf französische Vermittelung hin wurde im Sept 1629 ein sechsjähriger Waffenstillstand vereinbart, demzufolge das eroberte Preußisch-Polen bei Schweden zunächst verblieb.

110, 8. Sigismund war nacheinander mit zwei Schwestern Ferdinands II. vermählt.

111, 10. Friedrich V. von der Pfalz war ebenfalls aus dem Hause Wittelsbach.

112, 15. Die Reichsacht, die auch Markgraf Georg von Jägerndorf, Christian von Anhalt und Graf von Hohenlohe traf, war formlos, ein Rechtsbruch, weil sie, entgegen der von Ferdinand beschworenen Wahlkapitulation, „ohne Befragung der Kurfürsten", ohne daß der angeklagte Reichsstand gehört worden wäre, verhängt wurde.

113, 20. Mansfeld hatte im Oktober 1621 mit dem Bayernherzog Verhandlungen angeknüpft, ja einen förmlichen Vertrag geschlossen, und war, auf diese Weise gesichert, plötzlich und ungefährdet abgezogen. Doch sind Mansfelds Absichten nicht sicher bekannt; es ist nicht unmöglich, daß er einen Verrat geplant hatte, der ihm nur mißlang.

113, 24. Graf Tzerklas von Tilly aus Brabant, einer der besten Feldherrn der Zeit, stand erst in spanischen, lothringischen, seit 1598 in kaiserlichen Diensten. 1610 übernahm er die Reorganisation des bayrischen Kriegswesens. Beim Ausbruch des 30jähr. Krieges wurde er zum Feldmarschall der Liga ernannt.

114, 21. Christians Schwester Anna war die Gemahlin Jakobs von England.

114, 23. Der holländisch-spanische Waffenstillstand 1609, auf 12 Jahre abgeschlossen, endete 1621.

114, 27. Im April 1621, also zur Zeit, da die Union Friedrich verließ, begann Gabor den Krieg.

115, 10. Mansfeld hatte Tilly im April 1612 bei Wiesloch, in der Nähe Frankfurts a./M. geschlagen.

115, 31. Da Mansfeld zwar der natürliche, aber uneheliche Sohn Peter Ernsts war, so legitimierte ihn Kaiser Rudolf II.

116, 2. Christian von Braunschweig, der „tolle Christian" ist stark idealisiert. Er griff zum Schwert, weil er den Sieg des Kaisers und die darauffolgende Restauration fürchten mußte.

117, 4. Schillers Vorliebe für Friedrich V. verleitet ihn zur ungerechten Beurteilung des Kaisers. Während jener dessen Vorschläge immer schroff ablehnte, ließ er sich immer wieder zu feindlichen Anschlägen und geradezu sinnlosen Forderungen verleiten.

117, 22. Fleurus liegt in der belgischen Provinz Hainaut, Bergen op Zoon in holländisch Nordbrabant, an der Mündung der Zoon in die Ostschelde.

118, 34. Gewiß war auch Johann Georgs Ahnherr, Moritz von Sachsen 1546 durch den Kaiser zum Kurfürsten ernannt worden, aber mit allseitiger Anerkennung, also vollen Rechtes, auf dem Regensburger Deputationshaupttage (25. Febr. 1623). Ferdinand hatte schon 1619 mündlich, 1621 schriftlich Bayern die Kurwürde zugesagt. Diese wurde offiziell nur der Person Max. verliehen, aber in einem geheimen Schriftstück versprach der Kaiser die erbliche Belehnung.

119, 24. Von den Protestanten stimmte Ludwig von Hessen-Darmstadt für Ferdinand.

120, 8. Veltlin ist das obere Addatal, vom Stilfser Joch bis zum Comersee. Es gehörte seit 1512 zu Graubünden. Am 19. Juli 1620 suchten die Katholiken durch Ermordung der Beamten und Reformierten (Veltliner Mord) die Freiheit von der Bünde-Herrschaft zu erringen, aber vergebens.

120, 29. Christian war am 6 Aug. 1623 bei Stadtlehn von Tilly geschlagen worden.

122, 1. Der niedersächsische Kreis: Das Erzbistum Magdeburg, die Herzogtümer Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein und Mecklenburg, und sechs Reichsstädte, vor allem Bremen, Hamburg und Lübeck.

122, 17 ff. Sicherlich bestand, schon aus historischen Gründen, eine stark eifersüchtige Spannung zwischen Schweden und Dänemark; allein diese darf nicht überschätzt werden; die übrigen Mächte hatten ebenfalls ihre Sonderinteressen zu wahren; so trat England für den Dänen ein, weil seine finanziellen Anforderungen geringer waren.

Der Streit wäre beigelegt worden, wenn nach Englands Vorschlag beiden der Oberbefehl übertragen wurde. Das aber lehnte Gustav Adolf aus strategischen Gründen ab. — Das Bündnis zwischen Dänemark, England, Holland wurde am 19. Dez. 1625 zu Haag geschlossen.

123, 24. Nienburg an der Weser in Hannover, wurde vom 23. Aug. bis 24. Sept. 1625 von Tilly belagert. — Kalenberg, nach einem alten Bergschloß benannt, umfaßte die Kreise Hannover, Hameln und Wennigsen.

124, 24. Graf Waldstein, geb. 1583 auf Hermanic bei Nachod, wurde bei den Jesuiten erzogen, besuchte dann mehrere Universitäten, bereiste fast ganz Europa, tat Kriegsdienste unter Rudolf II. in Ungarn. 1606 zurückgekehrt, heiratete er eine reiche Witwe, die schon 1614 starb. Als Eidam des Grafen Harrach gewann er Beziehungen zum Hof. Vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, blieb er im böhmischen Aufstand dem Kaiser treu. Der Dank bestand in der billigen Überlassung konfiszierter Güter und in der Erhebung in den Reichsfürstenstand (1623); 1624 wurde er Herzog von Friedland. Schon 1623 hatte er seine Vorschläge dem Kaiser gemacht; 1624 erbot er sich, mit seinem Geld und seinem Kredit ein Heer aufzustellen; vom Unterhalt war keine Rede; auch nicht von seiner Führung. Sein Heer sollte 24000 Mann (18000 zu Fuß, 6000 Reiter) betragen. Vom Juli bis Sept. kamen 1000 Mann hinzu. Dann wuchs das Heer durch die Vereinigung mit anderen kaiserl. Truppen auf 40000 Mann, und 1627 hatte er 100000 Mann, eine bisher unerhörte Zahl, unter sich.

126, 17. Mansfeld hat bei den „Dessauer Schanzen" (Febr. 1626) 4000 Mann verloren.

127, 8. Lutter am Barenberge ist ein kleiner Flecken im Braunschweiger Kreise Gandersheim.

128, 28. Mansfeld war selbst auf diesen Plan gekommen.

131, 28. Statt 60000 Millionen schlägt Boxberger nach Schillers Quelle „Herchenhahn" 60 Mill vor. Andere bestreiten dies. Gindely berechnet schon für das erste Generalat 200—250 Mill. Andere nehmen 300 Mill. an. Eine auch nur annähernde Berechnung ist nicht möglich.

133, 11. Die Herzöge von Mecklenburg (Johann Albrecht und Adolf Friedrich) stammen von dem Obotritenfürst Niklot aus dem 12. Jahrhundert ab. Am 16. Juni 1629 erhielt Wallenstein die erbliche Belehnung.

133, 38. Der hanseatische Bund zerfiel in die niederländisch-westfälische Gruppe unter Köln als Vorort, die preußisch-livländische unter Danzig, die wendische unter Lübeck. In der letzten Gruppe war Stralsund die sechste Stadt.

135, 2. Der Ausspruch ist nicht beglaubigt. Übrigens hätte Stralsund ohne die wirksame nordische Hilfe nicht widerstehen können. Der Kaiser gab nicht den Befehl zum Abzuge, sondern wünschte ihn nur.

136, 34. Christian IV. war durch Tilly und Wallenstein, aber auch durch die Treulosigkeit seiner Bundesgenossen zum Frieden gezwungen; zudem waren die Bedingungen sehr günstig für ihn. Für seinen Verwandten Friedrich V., als Schwiegersohn seiner Schwester Anna von England, einzutreten, hatte keinen Zweck, da kein Reichsstand dies versuchte. Kurbayern wird nicht in seiner Kurwürde bestätigt, sondern im Protokoll unter den Mächten genannt, die dem Frieden beitreten können.

139, 36. Christian Wilhelm, seit 1598 Administrator, war zu dem dänischen Heere übergegangen, später zu Gustav Adolf geflohen. Das Domkapitel setzte ihn ab und wählte den bisherigen Amtsverweser August von Sachsen zum Nachfolger.

140, 27. Dieses Edikt setzte bereits für die reichsmittelbaren Klöster und geistlichen Stiftungen den Passauer Vertrag (1552) als Grenze. Alle Reichsstände, die sich den Dänen angeschlossen hatten, sollten der Konfiskation verfallen sein.

141, 37. Die Vollstreckung zog sich hauptsächlich deswegen in die Länge, weil den kaiserlichen Kommissären häufig genug die Macht fehlte, ihre Aufgabe zu vollenden.

142, 24. Die Zahlen zwanzig und zehn sind in vierzig und zwanzig zu ändern.

143, 13. Die Spanier standen auf Seite Wallensteins.

143, 21. Schiller irrt: Wallenstein blieb in Memmingen (Schwaben) während der Tagung, und kam trotz wiederholter Aufforderung nicht nach Regensburg.

144, 3. Die Enkelin des französischen Herzogs von Nevers (Dep. Nièvre) hatte einen Herzog von Mantua geheiratet, der so Herzog von Nevers wurde. Der Erbe Mantuas hat tatsächlich nur einen Formfehler begangen. Er mußte vorher um die Belehnung nachsuchen. Dieses Vorgehen gab den willkommenen Anlaß, das „vakante" Lehen, gemäß eines Vertrages von 1617, an Spanien zu geben.

146, 23. Diese Angabe stimmt nicht zur Angabe in 142, 38. Tatsächlich wurde auch das Heer nach Wallensteins Absetzung auf 40000 dezimiert.

147, 10. Die Herren von Werdenburg und Questenburg waren die Herolde.

147, 28 Giovanni Baptista Seni aus Padua kam 1629 zu Wallenstein, der mit den meisten seiner Zeit den Wahn, daß die

Sterne am Geburtstage das Schicksal andeuten, teilte. Doch ist des Astrologen Einfluß nicht so groß gewesen, wie Schiller anzunehmen scheint.

148, 11ff. Diese Charakteristik, die Angaben über Wallensteins Pläne sind nicht zuverlässig.

150, 32. Den Boten, der die Ankunft der schwedischen Gesandten in Lübeck ankündigte, wies man, auf Wallensteins Weisung, mit Drohungen ab; die Bitte der Gesandten um einen kaiserlichen Geleitsbrief wurde gar nicht beantwortet.

153, 29. Die „amerikanische Silberflotte" Spaniens, eine Flotte von 20 Schiffen, beladen mit Silber und Kolonialwaren, im Werte von fast 12 Millionen Gulden, wurde 1628 von Peter Hein, dem Admiral der holländisch-westindischen Kompagnie, auf der Fahrt von Mexiko nach Havanna gekapert.

153, 34. Der Friede von Nîmes (Juni 1629) besiegelte die vollständige Niederlage der Hugenotten.

155, 25. Oxenstierna, geb. 16. Jan. 1583 zu Upsala, auf deutschen Universitäten gebildet, wurde 1612 Reichskanzler, war Vormund der königl. Kinder, ein vorzüglicher Staatsmann, meisterhafter Gesetzgeber. † 1654.

157, 1. Gustav Adolf hatte 43000 Mann ausgerüstet, nahm aber zunächst nur 13000 mit, ergänzte jedoch nach und nach die Zahl auf 40000 Mann.

157, 21. Johann Kasimir aus der Linie Pfalz-Zweibrücken war der Gemahl der Schwester Katharina des Königs. Dessen Gattin war Maria Eleonora von Brandenburg.

159, 12. Ruden, eine kleine dänische Insel im Nordosten von Usedom war strategisch wichtig, da sie den Handel beherrschte. Der König selbst landete am 26. Juni 1630 auf Usedom.

166, 27. Seine Vorliebe für den Schwedenkönig läßt Schiller den kaiserlichen Feldherrn in ungünstigstem Lichte sehen. Wenn Tilly die Wiederherstellung der katholischen Kirche, vor allem die Durchführung des Restitutionsediktes als Lebensziel erstrebte, so entsprach dies seiner innersten Überzeugung. Er war weder „blutdürstig" noch grausam, sogar von persönlicher Milde; seiner Soldateska überall zu wehren, vermochte er nicht, so wenig wie seine Zeitgenossen. Ob seine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit ihn so besonders über Wallenstein erhebt, muß doch bezweifelt werden.

168, 16. „Schamade schlagen" = Signal der Übergabe geben.

169, 7. Die despotische Herrschaft des Kaisers löste die Reichsverfassung geradezu auf, so daß die einzelnen Glieder — hier die Fürsten nicht mehr gebunden waren; sie durften und mußten zur Selbsthilfe greifen. Das ist die Folgerung aus der Naturrechtslehre

Rousseaus, nach der ursprünglich, im „natürlichen Zustand" keine soziale und staatliche Organisation vorhanden war und die Selbsthilfe allein galt.

170, 32. Nur der Landgraf von Hessen-Darmstadt schloß sich diesem Beschlusse nicht an.

175, 16. Graf von Pappenheim, einer der kühnsten und verwegensten Reitergenerale, war zum Katholizismus übergetreten, hatte sich in der Schlacht am Weißen Berge ausgezeichnet. 1623 wurde er Chef eines Kürassierregiments, der „Pappenheimer". 1623—25 kämpfte er in der Lombardei, und 1627 zog er mit Tilly gegen Christian von Dänemark. Auch sein Bild wird durch religiöse Einseitigkeit vielfach gefälscht. Er war kein tief empfindender Mensch, aber ein tapferer, kühner, nicht ruhig abwägender Führer.

175, 31. Pappenheim, der ligistische Feldmarschall, und der kaiserliche General Graf Wolf von Mansfeld waren verfeindet.

176, 14. Das war nicht der Hauptgrund der Uneinigkeit, sondern die Spaltung der Bürgerschaft in eine kaiserliche und eine schwedische Partei. Diese Uneinigkeit hinderte entschlossenes Vorgehen und lähmte vor allem die Aktionskraft des Magistrates.

177, 17. Approchen (Annäherungswege) sind Laufgraben, die nach der gegnerischen Seite hin durch Erdwälle geschützt sind und so das Vorrücken gegen die belagerte Stadt ermöglichen.

178, 14. Im spanischen Kriege hatte Herzog Alexander Farnese von Parma 1579 das aufständische Maastricht auf diese Weise nach viermonatiger Belagerung erobert und grausam bestraft.

178, 33. Knechte und Offiziere flohen durch eine kleine Türe im Wall aus der Stadt, die von den Angreifern sofort benützt wurde. Vielleicht half auch Verrat. Falkenberg, der eben die Bürger nochmals zum Widerstande ermunterte, also nicht mit Tillys Trompeter unterhandelte, eilt herbei und wirft Pappenheim zurück. Doch als er selbst auf dem Hauptwalle tödlich verwundet war, gelingt Pappenheims zweiter furchtbarer Sturm. Reiterei war auch vorhanden und hielt erfolgreich Stand, bis gegen 8 Uhr die Pappenheimer herankamen.

180, 4ff. Der Brand von Magdeburg ist ein schwieriges geschichtliches Problem. Jedenfalls steht fest, daß Tilly für den Brand nicht verantwortlich ist. Auch das kann nicht bewiesen werden, daß von den Häusern, die Pappenheim aus taktischen Gründen niederbrennen ließ, der Brand in die Stadt sprang. Viel wahrscheinlicher ist, daß Falkenberg und seine Anhänger nicht schuldlos an der furchtbaren Feuersbrunst sind. Die Plünderung der Stadt geschah nach damaligem Kriegsrecht. Die erwähnte Äußerung Tillys ist nicht beglaubigt. Dem Morden der Frauen und Kinder suchte er vergebens Einhalt zu tun.

188, 3. Marquis von Hamilton, ein treuer Anhänger Karls I., mit dem er auch das Schafott bestieg (9. März 1649), trug wesentlich zum Siege bei Breitenfeld bei.

190, 13 Entgegen der früheren (1620) Zugeständnisse verlangte Tilly vom Kurfürsten die Restitution der geistlichen Güter.

191, 2. Die Geschichtlichkeit dieser Szene läßt sich nicht erweisen. Wahrscheinlich ist ein beliebtes Motiv zur Darstellung der zugrunde liegenden Idee verwendet.

193, 20. Die Erzählung aus dem Totengräberhause ist durch die Quellen nicht beglaubigt.

193, 26. Die Kriegskontribution Leipzigs betrug 400000 fl

194, 22. Graf Aldringen (Altringer), tapfer und klug, stand noch in Württemberg, dessen Unterwerfung ihm aufgetragen war.

195, 23. Gustav Horn, geb. 1592 zu Orbyhus in Upland, studierte auf deutschen Universitäten, trat in den Kriegsdienst, focht mit Auszeichnung gegen Rußland und Polen. Unter Gustav Adolf führte er den einen Flügel des schwedischen Heeres.

195, 30ff. Tilly hatte die Schlachtreihe teilweise zehn Glieder tief, so eng aufgestellt, daß geringe Breite immer nur dem 10. Teil zu feuern erlaubte. Die Schweden, nur drei Glieder tief, hatten darum trotzdem die gleiche Front, und vor allem eine Reserve, die später den Ausschlag gab. Tilly beabsichtigte nicht zum Angriff überzugehen, wohl aber die angebotene Schlacht anzunehmen. Seine Geschützaufstellung hat Schiller unrichtig angegeben. Die schweren Geschütze standen zwischen dem rechten Flügel und dem Zentrum, die leichten vor der Front. Pappenheim drang zu ungestüm vor, der rechte Flügel verlor im Eifer der Verfolgung die Fühlung; so bekam Gustav die Möglichkeit, seine Reserve geschickt zu verwerten.

196, 12. Die vereinigten Schweden und Sachsen waren Tillys Armee bedeutend überlegen; jene zählten bis 47000 Mann.

197, 18. Georg Banér ist einer der bedeutendsten schwedischen Feldherrn; er hatte sich schon im russischen Kriege die Lorbeeren verdient.

198, 35. Die Angaben über die Gebliebenen und Gefangenen schwanken. Pappenheim sammelte in der Nacht noch etwa 40 Schwadronen. In 12 Tagen hatte Tilly bereits wieder ein Heer von 8000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter.

199, 28. Der Kurfürst von Sachsen traf auf des Königs ausdrückliche Einladung erst acht Tage nach der Schlacht mit dem Sieger zusammen. Das Versprechen der Römerkrone gab er, mündlich nur, dem Boten des Königs.

201, 8. Arnheim verdient diesen Vorwurf nicht: er allein hatte die Ehre der Sachsen gerettet.

201, 21ff. Die Motive Gustav Adolfs sind kaum vollständig zu

erkennen. Außer den rein taktischen, die wohl den Ausschlag gaben, bewog ihn wohl auch die bisher so unentschiedene Haltung Sachsens, das er in den Kampf gegen den Kaiser drängen mußte. Darum überließ er diesem die Eroberung Schlesiens. Daß Gustav Adolf den „geheimen Wunsch" hegte, die Kaiserkrone zu erlangen, ist wohl eine unberechtigte Annahme.

III. Buch.

206, 17. Tilly wurde bei der Verteidigung des Lechüberganges bei Rain (5. April 1632) verwundet. Er starb an dieser Verwundung am 20. April zu Ingolstadt a. D.

210, 30. Königshofen im Grabfeld, an der fränkischen Saale.

211, 23. Gemeint ist die Feste Marienburg, das Schloß des Bischofs.

213, 15. Herzog Karl IV. von Lothringen, geb. 1604, regierte seit 1624, wurde nach längeren Kämpfen mit Frankreich und Schweden vertrieben 1634; seitdem kämpfte der tapfere, aber launenhafte und abenteuerliche Herzog in kaiserlichen und spanischen Diensten mit Frankreich um sein Land, das er 1661 gewann, aber 1670 abermals verlor.

216, 14. Graf Philipp Moritz, seit 1626 Regent der Grafschaft Hanau, war im März 1631 in kaiserliche Dienste getreten; um sein Land vor der Ausbeutung zu sichern, hatte er selbst die Verteidigung übernommen; freilich blieb eine kaiserliche Besatzung unter Major Brandis in der Burg.

219, 8. Herzog Georg von Lüneburg stand bald in kaiserlichen, bald in schwedischen Diensten, nur von dem Wunsche geleitet, sein Land vor Plünderung zu schonen und dies Erbe der Welfen zu erhalten.

221, 3. In der Wetterau, einem fruchtbaren, von der Wetter durchflossenen Landstrich zwischen Vogelsberg und Taunus, waren mehrere Grafschaften

224, 35. Bei der Erstürmung der Feste Marienburg wurde fast die ganze Besatzung, Priester und Laien, niedergemacht.

225, 20. Die kurmainzische Bibliothek kam tatsächlich glücklich nach Westerås, einer uralten schwedischen Stadt am Mälarsee.

227, 30. Schiller übersieht die Schwierigkeiten, welche der Restitution Friedrichs V. entgegenstanden; diese mußte Spanien zu offenem Kampf und Frankreich, das ebenfalls Bayern in der Kurwürde anerkannt hatte, zur Entziehung der Hilfe veranlassen.

229, 31ff. Da Frankreich mit Maximilian im Mai 1631 nur ein Defensivbündnis, doch auch gegen Schweden abgeschlossen hatte, so konnte Frankreich jetzt, wo die Liga der Angreifer war, die Hilfe

versagen. Zudem hatte Gustav A. im Bärwalder Subsidienvertrag mit Frankreich (28. Jan. 1631) ausdrücklich die Bedingung der gegenseitigen Neutralität zwischen Schweden und Maximilian und Liga gesetzt. Jetzt mußten der König und Frankreich die Situation ausnützen; andererseits konnte Maximilian unmöglich die schwedischen Forderungen akzeptieren.

231, 19. Maximilian befahl dem General, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes einen Zug nach Niedersachsen zu machen.

234, 24. Nicht wörtlich zu nehmen, da die Verhandlungen mit Nürnberg erst nach der Breitenfelder Schlacht begonnen und zuletzt, Ende Oktober, in Kreuzburg ihren Abschluß gefunden hatten.

237, 5. Falkonett, ein kleines Geschütz für vierpfündige Kugeln.

239, 9. Der König wollte zugleich Wallenstein, der den Kurfürsten von Sachsen bedrängte, zur Hilfe Maximilians herbeilocken, hoffte jedoch vor der Vereinigung den Kurfürsten noch zu schlagen.

240, 19. Werfen, eine Festung an der Salza.

242, 16. Arnheim sollte zunächst, nach dem verabredeten Plane, Schlesien von den Kaiserlichen säubern. Weshalb er, ohne diesen Zweck erfüllt zu haben, nach Böhmen zog, ist bis jetzt nicht zu ermitteln.

245, 25. Wallenstein war durchaus nicht mit dem Kaiser zerfallen; dieser hatte ihn oft zu Rate gezogen. Das Verhalten Wallensteins war in diesem Falle wohl von der Aussichtslosigkeit der Verteidigung Prags bestimmt.

249, 34. Schiller unterschiebt Johann Georg unehrliche Absichten; allein die neuere Geschichtsschreibung sieht den Grund der Saumseligkeit wohl richtiger in der strategischen Unfähigkeit, wie in dem Widerstreben Johann Georgs gegen neue Truppenwerbungen.

254, 3ff. Diese Charakteristik Wallensteins, so fein psychologisch sie auch gehalten ist, entspricht nicht ganz den Tatsachen. Daß Wallenstein nach der böhmischen Krone strebte, gegen den Kaiser von Anfang an rebellierte, ist nicht richtig. Gewiß schwebten Verhandlungen zwischen Wallenstein und Gustav Adolf, die aber von letzterem ausgingen (Okt. 1630), dem sich Anfang 1631 auch der König von England anschloß. Man suchte den Gekränkten zur Revolte gegen den Kaiser und Bayern zu veranlassen. Ob ihm die 12000 (nicht 15000) Mann angeboten oder von ihm verlangt wurden, ist ungewiß. Er konnte selbstverständlich solche Verhandlungen, als Reichsfürst führen; immerhin aber bleibt es ein schwerer Vertrauensbruch gegen den Kaiser, der bisher stets in Fühlung mit ihm geblieben war. Gustav Adolf und die protestantischen Böhmen hatten ihm die böhmische Krone angetragen; aber Wallenstein, der

sich und den König kannte, wies sie zurück. Wallensteins Verhandlungen mit Sachsen, die im Einverständnis mit dem Kaiser geschahen, bezweckten die Isolierung Schwedens und dessen endgültige Vertreibung. Da der Friedländer noch in Unterhandlungen mit dem Schwedenkönig stand, lehnte er anfangs den Oberbefehl ab, den ihm der Kaiser, im Einverständnis mit Spanien übrigens, angeboten hatte. Die Mißstimmung gegen Ferdinand erwuchs erst nach und nach. Die Verhandlungen mit Kaunitz (30. Nov. 1631) fanden nach dem Bruche mit Schweden statt. Der Separatfrieden mit Sachsen wurde aber hier noch nicht geschlossen.

269, 2. Die Vertragsurkunde ist nicht mehr vorhanden; es scheinen hier nur die Forderungen, die Wallenstein stellte, nicht die Befugnisse, die er wirklich erhielt, wiedergegeben zu sein. Kuckelhaus gibt auf Grund anderer authentischer Dokumente folgende politische und militärische Befugnisse Wallensteins an: „1. Recht der Verhandlung mit fremden Mächten und zwar mit Sachsen insbesondere auf Grundlage der Aufhebung des Restitutionsedikts. 2. Selbständigkeit des militärischen Kommandos. 3. Ernennung der Obersten, nicht aber der Generale, für die er nur ein Vorschlagsrecht hatte. 4. Neben ihm sollte kein von ihm unabhängiger Heerführer auf kaiserlicher Seite kommandieren. 5. Der junge Ferdinand III. sollte dem Heerlager Wallensteins fernbleiben. 6. Der Herzog hatte in den eroberten Gebieten das Recht der Konfiskation und Begnadigung. 7. Für das Herzogtum Mecklenburg, dessen Besitz ihm bestätigt wurde, erhielt er Glogau interimistisch überlassen und einen vollkommenen Ersatz zugesichert, wenn es in der Gewalt der Schweden verbliebe." (7, 279 Anm.)

274, 15. Arnheim wird meist falsch beurteilt; er war stets treuer Freund der Schweden, aber ein schlechter Diplomat.

275, 18. Monde = Erdwälle.

276, 11. Neumarkt, Stadt in der Oberpfalz, am Ludwigskanal.

277, 32. Mit der „Stadt" ist Freystadt in der Oberpfalz gemeint.

279, 4. Nicht 50000, sondern 30000 Mann betrug der Sukkurs, und Nürnberg konnte kaum 20000 (nicht 30000) stellen.

282, 19. Hebron ist das französierte Hepburn.

294, 38. Goller, jetzt Koller, ist ein am Halse eng schließender Harnisch für Brust und Rücken.

297, 4. Gustav hatte vielmehr den zweiten Schuß in den Kopf erhalten. Der Lauenburger nahm den bewußtlosen König auf sein eigenes Pferd, mußte ihn aber bald, der eigenen Rettung wegen, hinabgleiten lassen. Der Page, von Leubelfingen, und der Leibknecht Moll blieben bei ihrem Herrn zurück; dieser wurde erschossen, jener

schwer verwundet. Durch ihn sind die Einzelheiten bekannt geworden.

298, 27. Pappenheim war bereits früh drei Uhr in Halle aufgebrochen und erschien darum auch früher, als Schiller hier annimmt. Er empfing die tödliche Wunde schon eher, denn der Schwedenkönig.

301, 3. Wallenstein begann zuerst den Rückzug, den das noch rechtzeitig eingetroffene Fußvolk Pappenheims decken mußte. Die Artillerie wurde zurückgelassen, da die Fuhrleute sich mit ihren Pferden aus dem Staube gemacht hatten.

302, 6. Wallenstein war nicht persönlich, sondern nur durch sein Regiment an der Prager Schlacht beteiligt. Pappenheim war, bei allen guten Zügen, rücksichtslos und in religiöser Beziehung fanatisch.

302, 37. Der Orden des Goldenen Vlieses, einer der angesehensten weltlichen Ritterorden, wurde von Philipp III. bei seiner Vermählung gestiftet. Seit Karl V. sind die spanischen Könige Großmeister des Ordens.

304, 10. Der „katholische Schriftsteller" ist, nach Vorberger, der von Schiller viel verwertete J. Schmidt.

304, 32 ff. Franz Albert von Lauenburg soll in Schweden gewesen sein; sicher ist es nicht. Anfangs in ligistischen Diensten, trat er in das schwedische Heer; ob er einen Glaubenswechsel vornahm, ist fraglich. Die Sage von der Ermordung Gustavs entstand wohl aus der eigenen Erzählung des Lauenburgers, daß der König in seinen Armen verschieden sei. Dieser Verdacht, der Franz Albert aus dem schwedischen Heere trieb, ist ganz unbegründet.

307, 18. Gustav Adolf strebte kaum nach der deutschen Kaiserkrone, sondern suchte wohl ein starkes nordisches Reich, als Schutz der protestantischen Stände, als Gegengewicht gegen den Kaiser zu schaffen. Mit ihm scheiden die idealen Momente aus dem Kriege, sein Nachfolger verfolgt nur egoistisch nationale Ziele.

307, 35. Der Kurprinz von Brandenburg, später der „Große Kurfürst", sollte Christina heiraten; aber dieser Plan wurde vereitelt.

308, 23 ff. Schiller ist im Unrecht. Gustav Adolf handelte nach Kriegsrecht; er mußte sich sicherstellen, seinen Verbündeten Schadloshaltung sichern.

IV. Buch.

311, 29. Unter Brennus, dem König der Senonen (388 v. Chr.) und unter Hannibal, dem karthagischen Feldherrn im zweiten punischen Kriege, stand Rom vor dem Untergang; aber die höchste Not weckte den höchsten Mut und größten Opfergeist.

316, 13. Mediationsvorschläge = Vermittelungsvorschläge.

317, 4. Herzog Ulrich von Braunschweig (Wolfenbüttel), 1613—1634, war ein unselbständiger, schwacher Fürst, völlig ungeeignet für diese schweren Krisen.

317, 9. Das Verehelichungsprojekt zwischen Christine, Adolfs Tochter, und dem Kurprinzen von Brandenburg schwebte damals noch.

321, 35. Corvey, gefürstete Benediktinerabtei an der Weser.

323, 13. Johann von Werth, einer der tapfersten Generale seiner Zeit, hatte sich in spanischen und ligistischen Diensten vom gemeinen Reiter bis zum kaiserlichen Feldmarschall emporgearbeitet (1634).

326, 1. Die ehemalige Festung Königshofen liegt im Grabfeld an der fränk. Saale.

331, 2 ff. Wallensteins Armee hatte in der Schlacht bei Lützen so sehr gelitten, daß er an schleunige Deckung denken mußte.

333, 8 ff. Geschichtlich sind nur die Beratungen zwischen Wallenstein und Arnheim vom 6./7. Juni, in denen der kaiserliche Feldherr den sächsischen Heerführer zu gewinnen suchte, für die Erhaltung des Kaisertums und gegen jene, welche die Freiheit der Religion gefährden, d. i. die Schweden. Die Friedensvorschläge Wallensteins bei Schiller gehören in das Reich der Fabel. Nicht so bestimmt läßt sich dies von den Verhandlungen mit Thurn sagen. Wallenstein wollte den Frieden, selbst im Gegensatze zum Kaiser, erzwingen. Wenn er mit den Schweden und Böhmen unterhandelte, so geschah es nicht, um sich die böhmische Krone zu sichern, sondern um die Sachsen von den Schweden zu trennen. Der Kaiser war gegen Wallenstein schon aufgebracht, seit er Regensburg im Stich gelassen hatte. Der Generalissimus hörte bereits im April 1633, daß man ihm zwei Generale beigeben werde. Der Ausweg, den man dann in der Bildung einer neuen Armee fand, war gegen Wallenstein ein Vertragsbruch; denn es war ihm ausdrücklich zugesagt worden, daß keine zweite bundesgenössische Armee im Reiche neben ihm geschaffen werden dürfe.

335, 35. Nicht ganz richtig! Wallenstein hatte den 14 tägigen Waffenstillstand mit den Sachsen aus Rücksicht auf Arnheim um einige Tage verlängert, dann aber abgebrochen, da der sächsische Heerführer die Annahme der drückenden Bedingungen verweigerte.

336, 2. Es ist zweifelhaft, ob Wallenstein von den Schritten Kinskys von Anfang an Kenntnis hatte.

337, 10. Arnheims Mißtrauen mußte erweckt werden, wenn Wallenstein die Mithilfe zur Vertreibung der Schweden forderte — und dies Ziel hielt er unverrückbar im Auge, und daran mußten schließlich alle Verhandlungen scheitern. Beachte die Anm. zu 335, 35.

339, 2. Ob dies der Grund der Freilassung war, ist doch zu bezweifeln. Da er die Festungen Liegnitz und Glogau den Kaiserlichen räumen mußte, könnte auch dies die Bedingung der Freigabe gewesen sein.

340, 30 ff. Wallenstein war von dem verhängnisvollen Wahn befangen, Bernhard habe es zunächst auf die kaiserlichen Erblande abgesehen. Davon waren alle seine Maßnahmen bestimmt, auch als er in Eilmärschen, nicht „so langsam, als er nur konnte," durch Böhmen vorrückte. Böhmen wollte er gegen beide Seiten stets schützen. Verrat gegen Bayern war nicht die Triebfeder seines Handelns, wenn auch seine Abneigung gegen Maximilian groß war.

341, 34. Spanien fühlte sich durch Wallensteins Protest gegen das spanische Heer im Elsaß gekränkt; allein Wallensteins Widerspruch war sachlich und rechtlich gut begründet.

342, 27. Christian Freiherr von Illo (Illow), ein Mann von feuriger Beredsamkeit und persönlicher Tapferkeit, hatte es bereits zum Feldmarschall in der kaiserlichen Armee gebracht und war in den Freiherrnstand erhoben worden, als er sich durch seine Abneigung gegen das Kaiserhaus auf die Seite Wallensteins treiben ließ; vielleicht hat auch gekränkter Ehrgeiz mitgewirkt. Jedenfalls aber ist die vorliegende Erzählung über seine Unterredung mit Wallenstein erdichtet.

348, 3 ff. Geschichtlich steht nur fest, daß der Revers teils vor, teils nach dem Bankett unterzeichnet wurde; nicht zu erweisen ist, daß ein zweiter, abgeänderter Text unterschoben wurde. Die Fabel entstand wahrscheinlich dadurch, daß zwischen Illos Rede und dem Entwurf des Rittmeisters Neumann ein sicherlich wesentlicher Unterschied bestand. Piccolomini wird sich wohl gehütet haben, seinen Gefühlen so offen Ausdruck zu geben; man berichtet allerdings, er habe auf einen Zuruf Terzkys mit: „O Verräter" geantwortet.

349, 2. So undiplomatisch ging Wallenstein nicht vor: er suchte vielmehr die Bedenken, als ob er den Kaiser und die katholische Religion angreifen wolle, zu zerstreuen.

350, 2. Das „offene Patent" (offener Brief) wurde am 24. Jan. unterzeichnet, Ende Februar veröffentlicht; er setzte Wallenstein ab und übertrug den Oberbefehl an Gallas. Ein zweites, am 18. Februar veröffentlichtes kaiserliches Dokument erklärte Wallenstein, Illo und Terzky des Hochverrates für schuldig. Der Haftbefehl gegen Wallenstein auf „lebend oder tot" wurde Aldringen mündlich durch den spanischen Gesandten Oñato überbracht. Der Befehl an Gallas und Piccolomini, Wallenstein unschädlich zu machen, erging später mit der erwähnten Achterklärung.

353, 36. Daß dieser schreckliche „Entwurf, den Kaiser zu ent-

thronen", tatsächlich Wallenstein beschäftigte, konnte nie erwiesen werden.

355, 2. Oberst Butler, einem katholischen Irländer, nicht dem protestantischen Schotten Lesley, dem Oberstwachtmeister Gordons, des Kommandanten von Eger, hatte Wallenstein in seine Pläne eingeweiht. Wallenstein hatte Butler mit 200 Dragonern auf dem Marsche nach Eger bei Mies an sich gezogen und seinen Plan anvertraut. Hier schon war Butler entschlossen, Wallenstein an dessen Ausführung zu hindern. Der Entschluß reifte zur Tat, als ihn der Befehl Gallas, Wallenstein nicht mehr zu gehorchen, in Eger erreichte. Die falsche Meldung, Arnheim stehe bereits in der Nähe der Stadt, beschleunigte die Ausführung. Butler konnte Lesley und Gordon für den Mordanschlag erst am letzten Tage gewinnen, als sie durch Illos und Terzkys ungestümes Verlangen, vom Kaiser abzufallen, den ganzen Verrat durchschaut hatten.

356, 10. Das Gastmahl gab Gordon, der Kommandant von Eger.

359, 30. Franz Albert, dessen Ankunft man aus Wallensteins Papieren ersehen hatte, wurde bei Tirschenreuth in der Oberpfalz abgefangen. Unrichtig ist die Bemerkung über Bernhard von Weimar, der erst nach der Kunde von diesen Vorfällen, am 1. März aus Straubing aufbrach.

360, 2. Dignitäten = hohe Kirchenämter mit weltlicher Macht.

360, 32. Marodeurs nennt man die verwundeten und entkräfteten Soldaten im Nachtroß; darunter befanden sich nicht selten Simulanten; sie verübten häufig Raub und Erpressung.

V. Buch.

362, 18. Ferdinand war schon im Januar, als Wallensteins Absetzung beschlossen war, zum „Generalhaupt über das ganze Heer und Kriegsexpedition" ernannt worden.

362, 38. Feldmarschall Horns Saumseligkeit hat den Fall Regensburgs verschuldet.

363, 26. Nördlingen mußte entsetzt werden, eine Schlacht war notwendig, nur war es zu spät, als Bernhards Vorschlag die Mehrheit gewann.

364, 3. Die Schweden konnten den „Allbuch" nicht erobern, nur die vorderste Schanze vorübergehend besetzen. Ihre Verluste waren nicht 12000, sondern 6000 Mann.

367, 37. Auf dem Frankfurter Konvent (Frühjahr 1634) zeigte sich bereits eine tiefgehende Mißstimmung gegen Schweden. Diese

Schwierigkeiten, die ihm hier bereitet wurden, wie die Mißerfolge auf dem Kriegsschauplatze zwangen Oxenstierna zu Frankreich hin, dessen Forderungen er nur schweren Herzens bewilligte.

366, 20. Erst seit 1552, nicht seit „Jahrhunderten“ gehörten diese Bistümer zu Frankreich.

372, 31. Damit sollte der militärischen und somit auch politischen Selbständigkeit der Kontrahenten zugunsten des Kaisers ein Ende gemacht werden.

378, 31. Der Abschluß des Waffenstillstandes zu Stuhmsdorf geschah am 12. Sept. 1635. Die Schweden mußten sich im Rücken gegen die Polen sichern, um ihre westlichen Eroberungen, besonders die Stadt Frankfurt, die Stifter Mainz und Worms behaupten zu können.

380, 13. Die Avokatorien sind Abberufungsschreiben, öffentliche Bekanntmachungen, welche die Staatsangehörigen aus fremden Dienst in die Heimat rufen.

381, 17. Die Schlacht bei Wittstock, Reg.-Bez. Potsdam, wurde am 4. Okt. 1636 geschlagen.

381, 23. „Zehnmal“ ist nicht wörtlich zu nehmen; wohl wird von einigen Schwadronen ein zehnmaliger Vorstoß, aber sonst nur von einem sechsmaligen Angriff berichtet.

383, 7. Die Zahlangaben sind nicht richtig. Der Jahresgehalt wurde auf 200000 Livres, die Pension nach dem Kriege auf 150000 L. festgesetzt.

384, 9 St. Jean de Losne wurde von 150 Soldaten und 300 waffenfähigen Bürgern heldenmütig gehalten; seitdem heißt die Festung auch Belle Défense = schöne Verteidigung.

386, 8. Breisach fiel am 17., nicht am 7. Dez. 1638. Das unten folgende Gespräch zwischen Richelieu und P. Joseph, der am 18. Dez. starb, kann demnach nicht geschichtlich sein; die Siegesnachricht traf erst nach dem Tode des Paters in Paris ein.

386, 38. Die Darstellung Schillers könnte den Anschein erwecken, als ob Bernhard die Idee einer „dritten Partei“ gefaßt; dieser Plan entstammt vielmehr Melander aus Hessen. Der Herzog von Weimar war wohl sogar ein Gegner dieses friedengefährdenden Planes.

388, 6. Bernhard erlag einem hitzigen Fieber, dem Übermaß kriegerischer Anstrengung.

392, 3. Resident = Geschäftsträger in diplomatischen Diensten.

392, 23. Ribies der Vorlage ist verderbt aus Tribseß, heute Triebs an der Trebel, rechtem Nebenfluß der Peene.

392, 25. Akkord = Vergleich mit dem Kommandanten.

392, 28. Herzog Bogislaw XIV. von Pommern starb am 20. März 1637.

396, 26. Nur die Fürsten, welche den Prager Frieden unterzeichnet hatten, waren eingeladen, Braunschweig, Hessen und Lüneburg ertrotzten sich den Zutritt.

398, 2. Schlackenwald, eine nordböhmische Stadt.

398, 5. Priesnitz, jetzt Prießnitz liegt im Kr. Saalfeld (S.-Mein.).

399, 21. Der geniale Oberbefehlshaber Bernhard Torstensson (geb. 1603) hat unter Gustav Adolf, Bernhard v. W. und Banér (1639) gefochten, war dann bis 1641 im schwedischen Reichsrat.

400, 26. Zehn Jahre ist nicht wörtlich zu nehmen, da Leipzig 1633 durch Holk geplündert, 1637 durch Banér belagert worden war.

401, 1. Schillers Angabe Willenberg ist unrichtig.

401, 34. Die Schlacht fand am 23. Okt., die Besetzung Leipzigs am 27. Nov. statt.

401, 37. Drei Tonnen Goldes = 300000 Taler.

403, 28. Kardinal Mazarin, ein vorzüglicher Staatsmann, war von dem sterbenden Richelieu, seinem Gönner, Ludwig XIII. empfohlen worden. Nach dessen Tode war er Mitglied des Regentschaftsrates für den unmündigen Ludwig XIV.

403, 38. Thionville-Diedenhofen wurde im Aug. 1643 erobert.

404, 3. Die Schlacht bei Rocroy, 19. Mai 1643, war ein glänzender Sieg über die Spanier.

405, 10. Schloß Homburg auf dem Honberg bei Tuttlingen.

407, 30. Tycho de Brahe, berühmter Astronom, der 1597 in den Dienst Kaiser Rudolf II. trat; er starb 1601.

408, 28. Im Frieden von Brömsebro verlor Dänemark Gotland und Ösel an Schweden, dem es auch Zollfreiheit im Sunde gewähren mußte.

409, 25. Der Gesamtverlust der Kaiserlichen wird sogar auf 9000 angegeben.

411, 21. So gering war das Opfer doch nicht: sieben ungarische Komitate und eine Reihe großer Güter erhielt Rakoczy.

412, 24. Torstensson trat seiner Gicht wegen 1645 zurück; 1647 ernannte ihn Königin Christine zum Grafen zu Ortala, 1651 starb er in Stockholm.

418, 13. Melander, die gräzisierte Form für Eppelmann, aus Nassau, trat, aus dem hessischen Dienst als des Verrats verdächtig entlassen, 1642 in kaiserliche Dienste und wurde des Gallas Nachfolger. Der Kaiser ernannte ihn zum Grafen von Holzapfel.

420, 24. Maximilian fürchtete, der Kaiser werde bei den Abmachungen mit Frankreich und Schweden schließlich Bayern große

Nachteile bereiten; vor allem aber lag ihm, auch wegen der Wichtigkeit für die katholische Sache, sehr viel an der Erwerbung der pfälzischen Kur. Die Verhandlungen in Osnabrück und Münster ließen weiterhin große Schädigung der katholischen Stände befürchten.

422, 1. Die Schlacht bei Zusmarshausen (bayr. Reg.-Bez. Schwaben) fand am 17. Mai 1648 statt.

422, 37. Die „Kleinseite von Prag" liegt am linken Moldauufer, an der Abdachung des Laurentiusberges und des Hradschin.

423, 7. Karl Gustav, der Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken und Katharina, der Tochter des schwedischen Königs Karl IX., trat in die schwedische Armee ein, in der sein Feldherrntalent bald erkannt wurde. 1648 wurde er schwedischer Oberbefehlshaber. Nach der Abdankung Christinas (6. Juni 1654) wurde er als Karl X. (bis 1660) zum König von Schweden erwählt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

